5 MARK 1981/ 82

literatur

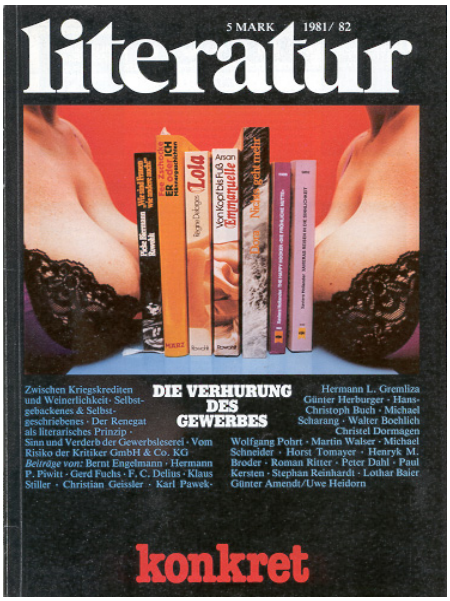
DIE VERHURUNG DES GEWERBES

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit · Selbstgebackenes & Selbstgeschriebenes · Der Renegat als literarisches Prinzip · Sinn und Verderb der Gewerbsleserei · Vom Risiko der Kritiker GmbH & Co. KG

Beiträge von: Bernt Engelmann · Hermann P. Piwitt · Gerd Fuchs · F. C. Delius · Klaus Stiller · Christian Geissler · Karl Pawek · Hermann L. Gremliza · Günter Herburger · Hans-Christoph Buch · Michael Scharang · Walter Boehlich · Christel Dormagen · Wolfgang Pohrt · Martin Walser · Michael Schneider · Horst Tomayer · Henryk M. Broder · Roman Ritter · Peter Dahl · Paul Kersten · Stephan Reinhardt · Lothar Baier · Günter Amendt/Uwe Heidorn

konkret

in Literatur konkret 1981



EDITORIAL

Anrufung meines Engels von Volker von Törne

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit von Bernt Engelmann

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit von Hermann Peter Piwitt

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit von Friedrich Christian Delius

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit von Gerd Fuchs

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit von Christian Geissler

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit von Michael Scharang

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

WORTMELDUNG ZUR RÜSTUNGSDEBATTE von Friedrich Christian Delius

»Ohne Mampf kein Kampf«

Kunstbericht von Martin Walser

Geht doch nach drüben von Hermann L. Gremliza
Versuch, einen Rasen zu betreten, den zu betreten verboten ist

Der Heimkehrer von Hermann Peter Piwitt

Panische Fahrten von Günter Herburger
Sinn und Verderb der Gewerbsleserei

Die Fehlbarkeit der Päpste von Hans Christoph Buch

Poetentaler, Urkunden und Medaillen von Klaus Stiller
Literaturpreis-Verleihungen sind hierzulande Feierstunden für heimatkundlich engagierte Provinzgrößen

Literatur auf dem Strich von Ingrid Klein
Bücher aus und über das Nutten-Milieu überschwemmen den Markt

Lob den Kannibalen von Günter Herburger

Circa fünf Lesen wünsch‘ ich mir von Gerhard Hesler

Die private Aneignung des Dramas von Michael Schneider
Die Agonie des modernen Regisseur - Theaters wird staatlich subventioniert und von der Kritik einfühlsam gelobt

Die Versaftung Mitteleuropas von Gerd Fuchs

Apokalyptisches Tagebuch von Christel Dormagen
Die drohende Weltkatastrophe ist inzwischen mehrfach hochgerechnet und steht handlich sortiert in Buchhandlungen - in der Umweltecke

Weltschmerz und gesunder Appetit von Michael Schneider
Aphoristisches zur neuen Weinerlichkeit

Selbstgebackenes und Selbstgeschriebenes von Gert Mattenklott
Schreiben kann jeder, nur: Muß sich heute wirklich jeder sein eigenes Buch schreiben?

Phönixe, frisch gehäutet von Heiner Boehncke
Die Nachfrage nach echten, authentischen Erfahrungen hatte eine Buch-Inflation zur Folge - oder umgekehrt?

»Die reden vom Frieden und rüsten auf« von Dorothee Sölle, Alfred Paffenholz
Gedanken zum Frieden und zum Christentum / Ein Interview von Alfred Paffenholz

Kapitalverhältnis und die Himmelsmacht von Wolfgang Pohrt
Die bürgerlichen Emanzipationsversuche sind nur noch vierter Aufguß gegenüber einer Vergangenheit, in der es noch ein Privatleben gab

Die Massenmörder züchten Blumen von Henryk M. Broder
Eine ganz normale Karriere: Vom Medizinalrat im Warschauer Ghetto zum Präsidenten des Bundesgesundheitsamtes

Berserker und Odysseus von Horst Tomayer
Ein Portrait des rechtspolitischen Sprechers der CDU/CSU Carl-Dieter Spranger

Bob’s Hope Show von Günter Amendt, Uwe Heidorn

KONKRET veröffentlicht einen weiteren Auszug aus dem Briefwechsel zwischen dem Dylan-Experten Uwe H. und Günter A., zuständig für alle Fragen der Dylan Deutung:

Authentisch, ehrlich, unmittelbar von Roman Ritter
Zeilenbruch und Wortsalat - eine Polemik gegen die Laberlyrik

Eine Uhr in Japan von Günter Herburger

Neurose und Dichtung von Peter Dahl
Gemeinsam war den Zwangsschreibern Karl May und Hans Fallada das Schreiben als Lebensbewältigung und Droge zugleich

Das geschmähte Werk von Karl Pawek
Was hindert am Lesen der dreibändigen »Ästhetik des Widerstands« inklusive Notizbücher?

Wir lesen Peter Weiss von Hannelore May
Eine Gewerkschaftsgruppe liest und lernt gemeinsam durch die »Ästhetik des Widerstands«

Die Wurzeln unserer Depression von Lothar Baier
Michael Schneider: »Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke. Aspekte des Kulturzerfalls in den siebziger Jahren«, Sammlung Luchterhand, 16,80 Mark

Astrologische Hellsichtigkeit von Annette Garbrecht
Doris Lessing: »Anweisung für einen Abstieg in die Hölle«, aus dem Englischen von Iris Wagner, S. Fischer Verlag, 28 Mark

Kleinbürgerliches Trauerspiel von Dagmar Ploetz
Gabriel Garcia Márquez: »Chronik eines angekündigten Todes«, Deutsch von Kurt Meyer Clason, Kiepenheuer & Witsch, 19,80 Mark

Tote drängen ins Buch von Till Bruttel, Chup Freimert
Nico Rost: »Goethe in Dachau«, Konkret Literatur Verlag, circa 30 Mark

Eine deutsche Familie von Stephan Reinhardt
Josef Ippers: »Killians Zeiten«, Hoffmann & Campe, 36 Mark

Traurig, leer und explodierend von Paul Kersten
Urs Jaeggi: »Grundrisse«, Luchterhand, 32 Mark

Keine Chance der Liebe von Regine Walter-Lehmann
Ludwig Fels: »Ein Unding der Liebe«, Luchterhand, 32 Mark

Maßstäbe für das Medium Buch von Ulrich Krempel
Rezension

Ein Nashorn erweist sich als wendig von Friedemann Pfäfflin
Heinar Kipphardt: »Traumprotokolle«, AutorenEdition, ca. 24 Mark

Das ist unsere Sexualität von Lottemi Doormann
Karin -Egidi / Gislind Bürger: »Das Gefühl der Befriedigung - Was Sexualforscher nicht erfassen können, sagen die Frauen selbst«, rororo Frauen aktuell, 5,80 MarkAnja Meulenbelt: »Für uns selbst - Körper und Sexualität aus der Sicht von Frauen«, Verlag Frauenoffensive, 19,80 Mark

Träumende Elise. Liebende Elise. Törichte Elise von Gabriele Kreis

Sibylle Knauss: »Ach Elise oder Lieben ist ein einsames Geschäft«, Hoffmann & Campe, 24 Mark

Das Privileg der Rothaarigen von Volker Lilienthal

Noras Töchter. Neun Erzählungen. Eine internationale Anthologie. 256 Seiten, Kiepenheuer & Witsch, Köln, ca. 25 Mark

Gramscis erste Überfahrt (1911) von Friedrich Christian Delius

Karriere oder Resignation von Hilke Holinka

Cheryl Benard / Edit Schlaffer: »Liebesgeschichten aus dem Patriarchat. Von der übermäßigen Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren«, Rowohlt, 19,80 Mark

Das Beste im Menschen wird verfolgt von Henner Voss

Marianne Herzog: »Nicht den Hunger verlieren«, Rotbuch, 1980, 12 Mark

Die Autonomie des Militärs von Udo Marquardt

Per Wahlöö: »Die Generale«, rororo 2569, 6,80 Mark

»Ich zielte auf die Herzen der Menschen und traf ihr Mägen« von Gisela Elsner

Upton Sinclair: »Der Dschungel«, März-Verlag, 1980, 20 Mark

Von »Tunix« war nie die Rede von Gerd Fuchs

Peter Dahl / Rüdiger Kremer (Hg.): »Lebensgeschichten«, Lamuv Verlag, 19,80 Mark

Petra Annababi von Werner Heine

Clarie Sterling: Das internationale Terror-Netz, Scherz-Verlag, 29,80 Mark

KONKRET Literaturtips

Literatur-Konkret 1981, S. 4

EDITORIAL

»Die Großverlage scheinen sich endgültig mit ihrer Rolle als Altpapierhändler abgefunden zu haben«, schrieben wir in LITERATUR KONKRET 5/1980. Sie scheinen nicht, sie haben. Was Verleger einmal bedeutete: Entscheidung für ein Werk und seinen Autor, Vertrauen und Treue zu beiden, Beharrlichkeit und Bereitschaft zum Risiko - das ist perdu. Was allein zählt, sind die umgesetzten Partien, ist der rasante Abverkauf. Nichts ist so alt wie das Buch der letzten Saison. Uralt das vorgestern »neue« Engagement für die Fürsorgezöglinge und andere Sozialfälle, steinalt der gestern »neue Realismus«, alt die heute »neue Frau«, angeschimmelt bereits die Neuigkeiten vom Herbst: Aussteiger, Patrioten, Huren.

Aussteiger: Einer unserer Autoren trifft in seinem Verlag auf zwei von Kopf bis Fuß durchgestylte Frauen und fragt den Lektor, wer das sei. Die Antwort: Ach, die haben hier ein Buch über Aussteiger gemacht.

Prostituierte: Die Binsenweisheit, daß Huren, befragt nach ihrem Gewerbe, nur lügen können, weil sie die Wahrheit nicht aushielten, wird verdrängt: Die Verleger der fröhlichen Nutten-Literatur müßten sonst auf sich selbst stoßen.

Patriotismus: Die Linken, sagt Günter Grass, dürfen das Nationale nicht den Rechten überlassen, weil die sonst Furchtbares draus machen. Darf man den Rechten die Bundeswehr, das BKA, den BND, Stammheim überlassen - oder müssen wir das auch alles selber machen?

Oder sollten wir linken Autoren und Verleger, statt solcher Torschlußpanik anheimzufallen, einfach bessere Bücher machen, Bücher, die das Papier, auf dem sie gedruckt werden, auch nach den nächsten 27 Moden der Literatur-Industrie noch wert sind?

Literatur-Konkret 1981, S. 4

Volker von Törne

Anrufung meines Engels

VOLKER VON TÖRNE

Was ist geschehn? Der Wind schlug um
Der Himmel klirrt von früher Kälte
In Leitartikeln kriecht der Krieg. Schon
Sind die Marschbefehle unterschrieben
Die Hinterhöfe sind umstellt
Ich hör ein Rauschen in der Luft
Was wolln wir tun mit all den Waffen
Die sie auf unser Dach, auf unsre Schultern
Unsre Haut gehäuft? Was braucht
Die Liebe? Nichts. Nur dich und mich
In welche Dunkelheit läßt du dich fallen?
Ich habe Angst um dich und deinen Atem
Um deine Schädelknochen unter dünner Haut
Heb deinen Kopf und laß uns reden
Eh uns ein Stiefel auf die Kehlen tritt
Daß ich nicht schlafen kann, muß nichts
Bedeuten. Und wärs die Stunde, da Raketen
Von fernen Rampen steigen: eh unsre Hände
In die Kälte greifen, laß mich noch einmal
Deinen Atem spüren auf der Haut

Aus: claassen Jahrbuch der Lyrik 3, Zwischen zwei Nächten

Literatur-Konkret 1981, S. 6

Bernt Engelmann

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Zwischen der studentischen Protestbewegung der späten 60er Jahre und der zeitgenössischen Literatur hat es von Anfang an Wechselwirkungen gegeben. Die Jahre 1968ff waren geprägt von einer politischen Aufbruchstimmung, und es ist im Rückblick schwer zu sagen, wer wem stärkere Impulse gab: die damals »junge« Literatur der Studentenbewegung oder umgekehrt die Studenten den Literaten und Philosophen. Ich neige dazu, es einfach der größeren Sensibilität der Intellektuellen insgesamt zuzuschreiben, daß sie das, was »in der Luft lag«, etwas eher spürten als die breite Masse, und daß es dabei gleichgültig ist, wer im einzelnen die Anstöße gab und wer diese dann verstärkte, bis im Herbst 1969 Willy Brandt ins Kanzleramt einzog, mehr Demokratie zu wagen versprach, die Adenauersche »Politik der Stärke« durch eine aktive Friedenspolitik zu ersetzen begann und die überfälligen sozialen Reformen in Aussicht stellte.

Als heutiger Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller (VS) darf ich daran erinnern, daß Heinrich Böll schon im Juni '69 das »Ende der Bescheidenheit« proklamierte und daß damals Dieter Lattmann, Helmut M. Braem, Ingeborg Drewitz, Eberhard Horst und Thaddäus Troll den Gründungsvorstand des VS bildeten; der nächste Schritt war der Anschluß des VS an die IG Druck und Papier im DGB mit dem Ziel der Gründung einer IG Kultur und Medien. Zugleich öffnete sich der bis dahin auf Exklusivität bedachte P.E.N. unter Bölls Präsidentschaft den zuvor von den bürgerlichen Feuilletons kaum Beachteten: Günter Wallraff, F.C. Delius, Arnfried Astel, Uwe Timm, Erika Runge, Angelika Mechtel, F.J. Degenhardt, Yaak Karsunke - um ein paar von rund hundert Namen zu nennen - wurden damals zugewählt und trugen wesentlich dazu bei, den P.E.N. zu dem zu machen, was er heute, unter der Präsidentschaft von Walter Jens, noch immer ist. eine radikaldemokratische Bastion zur Verteidigung der Menschenrechte und besonders der Informations- und Meinungsfreiheit.

Die dem Aufbruch von 1968/69 folgenden, rasch zur »Tendenzwende« führenden Jahre waren nicht nur für den P.E.N. und nicht minder für die Autorengewerkschaft, sondern auch für jeden einzelnen Schriftsteller eine Zeit der Bewährung. Die schon 1972 einsetzende Gegenreformation, die seither Jahr für Jahr auf uns zurollenden Offensiven der Alten Mächte, haben den schreibenden Kombattanten unserer Republik (und auch denen im anderen deutschen Staat) viel zu schaffen gemacht

Es hat auf unserer Seite viele Tote und noch mehr Verletzte gegeben, aber nur sehr wenige Deserteure und Überläufer. Als Ganzes hat die deutschsprachige Literatur, wie sie sich nach ihrer fast totalen Vernichtung durch die Nazis wieder entwickelt hat, bislang der Gegenreformation erfolgreich Widerstand geleistet. Einzelne Autoren oder deren Bücher zu nennen, sei es als Beispiele für besondere Tapferkeit vor dem Feind, sei es als vereinzelte Exempel für das Gegenteil, verbietet mir mein derzeitiges Amt.

Mir scheint indessen, daß besonders dort, wo sich eine Vielzahl von Autoren zusammengetan und mit einem Sammelband zu einem brennenden Einzelproblem Stellung genommen hat, die positive Wirkung am größten war und ist.

Literatur-Konkret 1981, S. 6

Hermann Peter Piwitt

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Von dem amerikanischen Romancier James T. Farrell stammt der Satz: »Die Literatur als Teil des gesellschaftlichen Überbaus folgt... dem schnellen Lauf der Ereignisse mit Verspätung und antizipiert sie in der Fantasie. In jedem Falle muß und kann sie nicht mit der aktuellen Entwicklung der Ereignisse im Gleichschritt marschieren.«

In Nicolas Borns »Auge des Entdeckers« (1972) waren schon alle Vorgefühle auf ein alternatives Leben. Die besten Gedichte der frühen 70er Jahre suchten - ohne dabei sozialistische Überzeugungen und Wünsche zu exekutieren - die Nähe und Intimität der alltäglichen Dinge, der Region zu einer Zeit, als politisierende Generationskollegen noch dabei waren, die Scherben ihrer K-Gruppen zusammenzukehren.

Als Helmut Schmidt uns vom 'Wahlkontor deutscher Schriftsteller' am Abend nach dem Dortmunder Parteitag 65 fragte, was die SPD denn besser machen könne, sagte ich ihm, sie solle eine nationalere Politik machen.

Daß für rechte Sozialdemokraten seines Schlages »national sein« traditionell bedeutet, die Kriegskredite zu bewilligen, hätte ich ahnen müssen. Immerhin: die Diskussion um »nationale Identität« wurde Mitte der siebziger Jahre von Autoren begonnen. (Tintenfisch 15: Deutschland. Hrsg. von H.C. Buch). Und zwar in einem Klima, in dem die Lösung unserer Probleme von links immer noch in erster Linie von chinesischen, kubanischen oder sowjetischen Modellen, von den Palästinensern womöglich, erhofft wurde.

Beliebt ist eben der Satz: »Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.« In den Augen derer, die ihn für vernünftig halten, gilt danach die Köpfe vom Schreibtisch aus verhetzen als Untat, sie aufhellen aber noch lange nicht als Tat * Dazu Lothar Baier: »Ich bin der vielleicht altmodischen Auffassung, daß sich Radikalität bei Intellektuellen zunächst im Denken beweisen muß; nur hat es das Denken so an sich, daß auch seine Radikalität nicht viel taugt, wenn sie sich nicht im Kontakt mit praktischer Radikalität immer wieder bildet.«

Es dürfte nicht leicht sein, einem Berliner Hausbesetzer die gewerkschaftliche Organisation der Schriftsteller in den siebziger Jahren als Beispiel für »praktische Radikalität«zu erklären. Tatsächlich hat sie mitgeholfen, dies Jahrzehnt so über die Zeit zu retten, daß die Bewegung von 1981 nicht im Niemandsland anzutreten brauchte. Natürlich sind blutige oder im Gesicht verätzte Dichterköpfe, (an denen es ja auch nicht gefehlt hat) die prägnanteren Radikalitätsbeweise. Über die berufstypische Art und Weise, sich als Autor nützlich zu machen, sagen sie dagegen wenig aus. Sie ist nicht leicht zu beschreiben. Eher schon die Folgen ihrer verbreiteten Fehleinschätzung von links und rechts: Das Vergehen von Hören und Sehen.

Literatur-Konkret 1981, S. 7

F[illegible] C[illegible] D[illegible]

[illegible] K[illegible]

[illegible]: D[illegible] 68[illegible] B[illegible] F[illegible]. [illegible] L[illegible] G[illegible] S[illegible] L[illegible] B[illegible] G[illegible] S[illegible], [illegible] I[illegible]. S[illegible]? H[illegible] F[illegible], [illegible] S[illegible] 80/81[illegible] B[illegible]

Weil es mir, offen gesagt, nicht sehr produktiv erscheint (und für die geneigte Leserschaft nicht sonderlich informativ), auf solche Rundum-Fragen, die so bequem allgemein und unpräzis sind, notwendig unseriös, das heißt phrasenhaft oder originell-flapsig, zu antworten, und weil es mir nicht gefällt, das literarische Gewissen der KONKRET-Redaktion (der ich vorzuwerfen hätte, daß sie die Literatur, statt sie Monat für Monat offensiv verbreiten zu helfen, aus ihren Heften verbannt und in LITERATUR KONKRET separiert abfeiert oder abkanzelt) widerspruchslos durch eine Antwort in gewünschter Weise zu beruhigen, möchte ich, zur Auflockerung des literarischen Zweckdenkens, den Lesern und KONKRET lieber die Lektüre von Sartres »Was kann Literatur?« (Interviews, Reden, Texte 1960-1976, rororo 4381) empfehlen und vorab zwei unbescheidene Zitate zum gefälligen Nachdenken überlassen:

»Es geht nicht um den Inhalt... es geht um das Erfassen der Welt.« »Wenn Literatur nicht alles ist, ist sie nicht der Mühe wert.

Das will ich mit 'Engagement' sagen. Sie vertrocknet umgehend, wenn man sie auf Unschuld, auf Lieder (auf 'Gewinn und Schaden' und ähnliche Umfrage-Begriffe -Ergänzung F.C.D.) reduziert. Wenn jeder niedergeschriebene Satz nicht auf allen Ebenen des Menschen und der Gesellschaft widerklingt, bedeutet er nichts. «

Literatur-Konkret 1981, S. 7

Gerd Fuchs

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Peter Weiss' Weg vom »Schatten des Körpers des Kutschers« zur »Ästhetik des Widerstandes« oder Hans Magnus Enzensbergers Weg vom »Verhör von Habana« zu »Transatlantic« - Schicksale haben in diesem Land seit Ende der sechziger Jahre nicht mehr nur die Bücher, sondern auch wieder die Autoren.

Die sechziger Jahre, das waren Handelsbilanzüberschüsse, Vollbeschäftigung, sozialer Wohnungsbau, Gruppe 47, der faule Frieden unter der Decke des atomaren Patt. Doch die sozialdemokratische Idylle friedlicher Sozialpartnerschaft ist längst geplatzt, und auf dem Marsch in den Alltag des kapitalistischen Chaos hatten auch die Schriftsteller zu entscheiden, wohin und mit wem sie gehen wollten.

Ende der sechziger Jahre wurde klar, daß da Entscheidungen anstehen würden. Das war für viele neu, bedrohlich, warf ihre Vorstellung von Literatur über den Haufen, zwang sie, neu anzufangen. Solche Neuanfänge sind bei einer ganzen Reihe von Autoren zu beobachten, und das hieß für viele, daß sie bei sich selbst anfingen, das formulierten, worin sie selbst betroffen und verstrickt waren. Das Resultat waren Bücher, die nicht nur reicher, kräftiger sind, in denen dieses Land deutlicher und erkennbarer wird, sondern in denen immer auch von Entscheidungen die Rede ist.

Verändert haben sich in den siebziger Jahren aber nicht nur viele Autoren, verändert hat sich auch ihr Publikum, und die Veränderung vieler Autoren wäre nicht zu verstehen ohne die Veränderung ihrer Leser. Sie erwarten etwas von Büchern und denen, die sie schreiben, und auch das ist neu gegenüber den fünfziger und sechziger Jahren. Wenn schon die richtigen Antworten noch nicht gegeben werden können, so erwarten sie doch die richtigen Fragen. Und daß auch der Autor sich ihnen aussetzt. Das Schreiben ist riskanter geworden.

Literatur-Konkret 1981, S. 7

Christian Geissler

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

Danke. Ich will das nicht. Ich komm mit meiner Arbeit aus der ganz gewöhnlichen uralten antifaschistischen Bewegung. Für mich war 68 nie so extra was Tolles. Trotz allem. Doch doch. Schon gut. Und so weit ichs erkennen kann, sind die Extrawürstchen von damals ja auch längst selbstgenießerisch wieder abgesoffen in den nachschwappenden Linsengerichten. Neue Moden als neue Bedeutungsbemühungen als der arme alte feine Verrat. Oder wie schon mal aufgeschrieben: die Zerstörten warnen uns vor der Zerstörung, die Toten drohen uns mit dem Tod. Vergessen wir mal die Aufregung. Die malerischen Aufwühlungen. Der Dreck hat sich wieder gesetzt. Machen wir kein Theater. Machen wir lieber keinen Rückblick auf so viel Flucht - und Lügen - und Abgrenztheater. Auf so viel Schande. Oder wie's die alten Christen genannt haben: wer die Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist des Todes. So ungefähr. Oder auch, etwas genauer, etwas praktischer gehalten, aus der gleichen Quelle- laßt die Toten ihre Toten begraben. Oder wie's rings die Nachbarschaft nölt: das Leben geht weiter. Oder wie ich es nenn: es ist Krieg. Also immer wieder genau den Frontverlauf auffassen und klarmachen. Also genau weiterarbeiten. Mit allen Mitteln.

(Heut vor zehn Jahren haben sie hier paar Ecken weiter Petra Schelm abgeknallt. Wie gesagt: Krieg.)

durch augen und häuser
stehlen wir unsern blick
aus angst fort

schritte verlassen
das land wirft sich
die lust bergab

in die gründe
aller verschließung
gestein zersingt

erst das blut
der entschließung
unsrer kältesten nächte

(Christian Geissler, aus dem unveröffentlichten »schottischen nächtebuch«)

Literatur-Konkret 1981, S. 7

Michael Scharang

Zwischen Kriegskrediten und Weinerlichkeit

Umfrage: Die 68er Bewegung hat Forderungen an die Literatur gestellt. Viele fühlten sich betroffen. Wie ist dieser Impuls zum Gewinn oder Schaden der Literatur zu Buch geschlagen beziehungsweise zum Gewinn oder Schaden derer, die lesen? Es heißt, die Intellektuellen schweigen zu den aktuellen politischen Zumutungen. Stimmt das? Hat nicht auch die Literatur in ihrer spezifisch ästhetischen Form des Standhaltens dazu beigetragen, daß der Weg für die 80/81er Bewegung offenblieb?

In diesem Scheißhaus wohnt ein Geist,

der jedem, der darinnen scheißt,

von unten in die Eier beißt.

(Kinderreim)

MICH interessiert an Westdeutschland nur, was die Menschen dort gegen die Atomrüstung und die politische Abhängigkeit ihres Landes unternehmen, und in Österreich interessiert mich, wie ich hier zusammen mit anderen diejenigen unterstützen kann, die dort bereit sind, etwas zu unternehmen. Denn ich möchte mich nicht von unzurechnungsfähigen Banditen ausrotten lassen.

Jeder, der dieses Interesse mit mir teilt, ist mir lieb, und wenn es umgekehrt auch so ist, umso besser. Ob darunter auch Schriftsteller und Intellektuelle zu finden sind, ist für mich Nebensache. Daß Literatur und Theorie, die jetzt entstehen, dieses Interesse un*mittelbar* unterstützen, erwarte ich nicht und halte ich nicht für unbedingt nötig. Ich erwarte nur, aß sie meinem Interesse nicht in den Rücken fallen.

Diese Meinung hatte ich auch während der Studentenbewegung, als Aktivist unserer relativ kleinen Bewegung in Österreich. Ich war damals kein Student mehr, arbeitete seit zwei Jahren »hauptberuflich« als Schriftsteller, doch schloß ich mich der Bewegung nur aus politischen Gründen an, nicht aus irgendwelchen literarischen. Als deren politisches Handeln an eine Grenze stieß, bei uns wie in Westdeutschland, als die Revolution, die wir in der Diskussion vor Augen hatten, in der Realität aus den Augen schwand, leiteten einige den revolutionären Anspruch auf alles mögliche um, vor allem auf die Literatur.

In Westdeutschland war das der Übergang von der Studentenbewegung zur Renaissance der intellektuellen Adabeis. Sie fütterten revolutionshungrige Menschen mit kunstrevolutionären Feuilletons und würzten diesen Saufraß mit der Abschaffung der Literatur. Als Gegengewürz erlaubte ich mir, den Prosaband »Schluß mit dem Erzählen und andere Erzählungen« beizusteuern. Als ich danach einen sogenannten realistischen Roman schrieb, konnte ich auch diesen Weg ohne die lästige Begleitung der Literaturrevolutionäre gehen, denn die befanden sich gerade unterwegs in Richtung Seelenerforschung.

Zu einer modernen wirtschaftlichen Macht, wie Westdeutschland eine ist, gehört eine effektive Kulturindustrie, die mit dem Vorurteil aufräumt, Ideologie und Propaganda bringe nur immateriellen Profit. Entsprechend unbarmherzig ist der Produktionszwang, in dem westdeutsche Intellektuelle stecken. Sie müssen. der Aufgabe gerecht werden, aus jedem Ereignis, sei es ein gesellschaftliches, politisches, geistiges, ein Medienereignis zu machen. Deshalb beschränkt sich ihre Beziehung zu einer Sache darauf, ob und wie sie diese mediengerecht entstellen können. Selbst wenn sie das mit Sympathie zur betreffenden Sache tun sollten, müssen sie sich von ihr sofort trennen, wenn sie kulturindustriell ausgesogen und nicht mehr verwertbar ist. Die Reflexion darauf, die den Intellektuellen selbstverständlich sein müßte, brächte sie in Gefahr, vom Produktions- und Machtprozeß ausgespuckt zu werden.

Die Frage, ob unter diesen Umständen Intellektuelle überhaupt noch Intellektuelle sein können, wird in Westdeutschland vermutlich nur als Geschäftsstörung empfunden. Sie könnte bis hinauf in die oberste Spielklasse negative Auswirkungen haben, wo intellektuelle Profimannschaften einander politische und moralische Fouls nachweisen. Denn von der Berichterstattung darüber lebt schließlich ein Teil der kleinen Medien.

Der Schriftsteller, weil in einer schlechteren Situation, ist in einer besseren Lage. Will er freilich seine Situation leichtfertig verbessern, dann bittet er um ein Plätzchen in der Trickkiste der Intellektuellen, hört auf deren eigennützigen Rat, macht die Medien zum Maß für die Wirklichkeit und holt sich in der nächsten Saison neuen Rat. Oder aber er nagelt die Trickkiste zu, setzt sich drauf, schaut sich ruhig und zornig die Wirklichkeit an, erkennt etwas an ihr, nennt das Einfall und schreibt. Er weiß, daß er, so arbeitend, in der Kulturindustrie ökonomisch bloß die Rolle eines kleinen Schmarotzers spielt, den man nur des schlechten Kulturgewissens wegen nicht abstreift.

Und das macht ihm einigen Spaß; denn gerade er will mit der Kultur am allerwenigsten zu tun haben, sie ist für ihn, den Künstler, der heimtückischste Feind. Er will seine Eindrücke, Erfahrungen, Einsichten direkt beziehen, auch direkt von der

Kunst, aber weder von seiten der Kultur noch von der Kulturseite. Deshalb ist in der Literatur von der Wirklichkeit der Studentenbewegung auch wesentlich mehr aufbewahrt als im Revolutionstheater der Kulturganoven. Hier kann auch kaum etwas aufbewahrt werden, weil ständig neu adaptiert werden muß.

Daß die Literatur etwas von der Widerstandskraft der Studentenbewegung wachgehalten hat für die heutigen Widerstandsbewegungen, ist also sehr wahrscheinlich. Ich sage das aber nur hinter vorgehaltener Hand, aus Angst, die geistigen Feinschmecker könnten an der neuen Opposition einen reizvollen Aspekt entdecken und aus dem banalen Kampf ums Überleben eine interessante Literaturdebatte machen. Schriftsteller und Theoretiker hätten sie dann wie vor zehn Jahren wieder am Hals, die Intellektuellen, scheinbar auf ihrer Seite und doch nur auf der Suche nach einem neuen Markt.

Und wie damals würden sie uns nachweisen, daß wir nicht auf der Höhe der Zeit sind, den Anforderungen des Tages nicht gerecht werden, zu literarisch, zu theoretisch sind, mit einem Wort zu unpolitisch.

Das wäre aber noch das Harmloseste. Da die neue Opposition zwangsläufig mehr aus der Defensive heraus agieren muß als die vor zehn Jahren, kann sie sich weniger Illusionen erlauben. Ihre Bedürfnisse sind Grundbedürfnisse, ihre Forderungen dementsprechend handfest, ihr Kampf entspringt mehr aus der Angst und der Not als der Lust und dem Übermut. Darin ist wenig Faszinierendes. Der Intellektuelle aber braucht die Faszination, um mit deren verbalen Abklatsch seinerseits faszinieren zu können; das ist heute sein Beruf.

Findet er die Faszination nicht bei der Opposition, dann eben bei den Machthabern. Zufolge seiner selbstzerstörerischen Stellung, die ihm diese Gesellschaft aufnötigt, ist zu befürchten, daß er, das kleine Opfer, nach größeren Opfern ruft, daß er, weil sich die gegenwärtigen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen nicht ästhetisieren lassen, die Macht ästhetisiert und schließlich den Krieg. Aus Rache, weil der Friede etwas so Langweiliges ist; langweilig für einen Geist, der nicht mehr glänzen darf, sondern glänzend verwertbar sein muß.

Literatur-Konkret 1981, S. 8

Friedrich Christian Delius

WORTMELDUNG ZUR RÜSTUNGSDEBATTE

»Ohne Mampf kein Kampf«

Allein was zweitausend Soldaten essen
90 000 Eier 42 000 Kilo Frischfleisch 40 000 Brote
Und 13 000 Kilo Wurst und 280 000 Brötchen im Jahr
Und was sie sonst alles brauchen bei der
Friedlichsten aller Tätigkeiten sitzend
In Uniform dreimal am Tag an kurzen Tischen
Kein Kampf Ohne Mampf Kein Kampf

Nicht einem der sich hier einfangen läßt
Nicht einem der sich hier freiwillig hinsetzt und
Glaubt ein Facharbeiter des Friedens zu sein
Nicht einem
Gönn ich das Fleisch auf dem Teller die Wurst auf dem Brot
Ja nicht mal ein Brot gönne ich ihm und
keine Zigarette kein Bier wenns nach mir ginge
So unmenschlich bin ich das geb ich zu

---

aus: F.C. Delius: »Die unsichtbaren Blitze«, Gedichte, Rotbuch Verlag

Literatur-Konkret 1981, S. 9

Martin Walser

Kunstbericht

EINIGE reisen mit ihrer Verzweiflung von einer Gelegenheit zur anderen. Sie sind aber sehr künstlerisch und heikel. Bevor sie zusagen, ihre Verzweiflung zu dem und dem Zeitpunkt in einer bestimmten Stadt auszustellen, verlangen sie phantastische Garantiesummen. Würden ihnen die nicht gewährt, möchten sie sich mit ihrer Verzweiflung gar nicht mehr von der Stelle rühren. Aber die Summen werden garantiert, weil man ihre Verzweiflung endlich auch aus der Nähe erleben will. Dann hat man also diese wunderbare Verzweiflung in unserer Stadt. Man streichelt sie, die Verzweiflung. Man frägt ihn, den Besitzer, ob seine Verzweiflung auch uns streicheln könne. Nur einmal, bitte. Oder ob sie, die in der glanz- und elendsvollen, also unübertrefflich geschmackssicher entworfenen Koje kauert, wenigstens einmal die Augenlider heben könne zu einem einzigen Verbindlichkeitsblick. Aber während wir noch sprechen, verfinstert sich das Gesicht des Verzweiflungsbesitzers auf eine Weise, daß das Licht im Umkreis der 27-Kubikmeter-Koje einfach weggefressen wirkt. Wir haben eine Fehlbitte getan. Das sieht uns gleich. Bitte, antworten Sie uns nicht, Herr der Verzweiflung, wir nehmen die törichte Bitte zurück. Wir sehen schon, daß Ihre Verzweiflung mit uns nichts gemein haben will. Sie haben eine Verzweiflung, an die können wir nicht einmal hinriechen. Obwohl wir das gern täten. Aber gegen Ihre Verzweiflung sind wir einfach der letzte Dreck. Ja, ja, sagen Sie's uns nur immer wieder ins Gesicht, Sie höherer Mensch, Sie. Wir scheiden von Ihnen noch zerknirschter als wir gekommen sind. Rückwärts gehend verschwinden wir. Die Verzweiflung selber rührt sich natürlich nicht. Sie läßt sich nicht anmerken, ob sie uns überhaupt bemerkt hat. Sie sitzt einfach, Hände zwischen den Knien, ein Bild ihrer selbst. Man kann sie nicht erreichen, aber ehren. Lieben. Man möchte sie umarmen. Vielleicht hat sie paradiesische Ekzeme. Gerüche. Schwarze Unterhosen. Tätowierungen, die Erdteile zeigen, in denen noch niemand war. Nichts weiß man von ihr. Das will er so, der Besitzer. Wir grüßen. Wir gehen. Wir träumen. Als der Herr mit seiner Verzweiflung schon weitergereist ist, fangen wir an zu diskutieren. Hatte sie wirklich die Hände zwischen den Knien? Hatte sie nicht vielmehr die Beine übereinandergeschlagen? Und was wäre für eine so schöne Verzweiflung die richtige Haltung? Wir wissen es nicht. Uns muß es gesagt werden. Zum Glück gibt es Zeitungen, in denen alles steht, was wir über jene einmalig schöne Verzweiflung wissen müssen. Seit langem lesen wir nun in den besten Zeitungen, wie überall in der Welt jene herrliche Verzweiflung aufgenommen wird. Inzwischen ersetzt uns die Zeitung die Verzweiflung, gewissermaßen. Wenn wir uns genau prüften, würden wir wahrscheinlich feststellen: Zeitung und Verzweiflung, das ist eins. Der Herr der Verzweiflung ist der Herr der Zeitung. Es gibt nur eine Messe und das ist seine Messe. Und auf dieser Messe nur eine Koje und das ist seine Koje. Und in dieser Koje nur eine Verzweiflung und das ist seine Verzweiflung. Und die hat die Hände voller Zeitung, und das ist seine Zeitung, denn Zeitung und Verzweiflung, das ist eins. Das sollten wir, die Leute draußen im Land, eigentlich längst gelernt haben. Aber anstatt zu lernen, diskutieren wir, beugen uns in die Zeitung, beziehungsweise in die Verzweiflung.

Literatur-Konkret 1981, S. 10

Hermann L. Gremliza

Geht doch nach drüben

Versuch, einen Rasen zu betreten, den zu betreten verboten ist

... am Nachmittag des Wertheimeinkaufs, die Zukunft noch weiß und Tabula rasa, lief Bubi an der Hand der Mutter über regennassen Lesser- Uryschen Asphalt und betrat das Café Josti. Wo sie den Vater abholten. Dann ins Haus Vaterland am Potsdamer Platz, Bubi mußte unbedingt das teure und reichhaltig mit Appetitbrötchen garnierte Schnitzel á la Holstein haben und am Ende Fürst-Pückler-Eis. Genüßlich erzitterte er bei Donner und Blitz überm Spielzeugrelief vom Rhein im verdunkelten Speisesaal..

BUBI, auch »Jazz-Bubi«, ist der Held dieses autobiographischen Mists, der im Herbst unter dem Titel »Die Mauer oder das Café am Hackeschen Markt« im Limes-Verlag (Wiesbaden und München) erscheint, zum Beweis dafür, daß der literarische Geschäftssinn keine Grenze kennt und besonders dann nicht, wenn der Autor »ein Wanderer zwischen Ost und West« ist, der im Verlaufe seines »deutschen Schicksals« (alles Klappentext) die Mauer, den Limes, in der richtigen Richtung überquert hat.

Genüßlich erzittern Verlag, Kritik und Leser anläßlich der Entdeckung, daß sie den Namen eines Funktionärs von hinten lesen müssen, um von Trebmal auf Lambert zu kommen, und daß der Bösewicht Niemzek niemand anderes ist als der Minister für Staatssicherheit der DDR, Mielke, dessen mit der Witwe eines von ihm ermordeten Trotzkisten gezeugte uneheliche Tochter den Bubi in den Osten locken kann, weil sie so ein schönes Grübchen im Kinn hat wie die »Strunze«, die den minderjährigen Helden im Cafe am Hackeschen Markt auf der Klobrille »vernascht« hatte, als sein sozialdemokratischer Vater sich dort zusammen mit dem Kommunisten Niemzek herumtrieb, lange bevor dieser die lästige Witwe mittels Autounfalls ermorden ließ... Man sieht: »Seiten wurde die Geschichte der geteilten Nation und deren Wurzeln so unmittelbar eindringlich geschildert wie hier am Beispiel eines hilflosen Helden« (Klappentext).

Der unmittelbar eindringliche Wurzelsepp der gespaltenen Nation heißt im Roman mit Nachnamen »Dollfuß«, wie der austrofaschistische Bundeskanzler (1932-34), in Wirklichkeit infolgedessen - es ist nichts so subtil, als daß es dem gebildeten Leser entgehen könnte -: Seyppel (Joachim), weil doch der andere bekannte österreichische Bundeskanzler der Zwischenkriegszeit Seipel (Ignaz) hieß; das Ypsilon und das zweite P sind künstlerische Freiheit und - auch mir - heilig.

Bevor Joachim Seyppel, geboren 1919 in Berlin, 1973 in die DDR übersiedelte, war er in der Literatur weder mit einem noch mit zwei P aufgetaucht. Erst »sein Eintreten für Havemann und Heym führte zum Ausschluß aus dem DDR-Schriftstellerverband« (Klappentext) und zum Eintritt ins Reich der Dichtung. Der Schriftsteller Joachim Seyppel ist ein Werk der Mauer, wie »Die Mauer« ein Werk des Joachim Seyppel ist.

Ohne das »Schandmal« wäre er der unbekannte Dozent in Amerika geblieben oder ein Kolporteur der Drucksachen-Großhandlung Ferenczy geworden. Ohne den »antifaschistischen Schutzwall« übrigens auch. Schutzwall und Schandmauer haben dazu geführt, daß Seyppel in KONKRET gedruckt wurde, ehe er beim Springer-Verlag durch die Rotation lief ' »Und damit, Genossinnen und Genossen, sind wir bei unser heutiges Themata« (repetierte der Funktionär »Quatschni« von den »Insulanern«, ein Zitat, das in Seyppel Werk leider fehlt).

Hinterm Schutzwall wurden literarische Karrieren gemacht, die so nur dort gemacht werden konnten. Wer in der DDR blieb, wer brav war, wurde auch dann zum »bekannten DDR-Dichter«, wenn er Schwierigkeiten beim Schreiben weniger der Wahrheit als der deutschen Sprache hatte. Hielt er sich ganz aus der Politik raus, avancierte er schon als DDR-Bürger auch im BRD-Feuilleton. Avancierte er da, bekam das wiederum seiner Karriere in der DDR, weil man ihm dort nun was bieten mußte, damit er blieb. Blieb er trotzdem nicht, hatte er diesseits der Mauer erst richtig Konjunktur. Das »deutsche Schicksal« der Literatur war und ist immer auch ein Schecksal, in zwei Währungen.

Der Stacheldraht als Maßband für literarische Größe: das hat, hier wie dort, teils lächerliche, teils tragische Folgen gehabt. Und so ist, was als DDR-»Exil-Literatur« nach Westen kam, eine furchtbare Sammlung geworden. Da sitzt nun - und sie hat sich die Nachbarschaft nicht ausgesucht -die Dichterin Sarah Kirsch neben dem »Lyriker« Reiner Kunze, der Sätze wie diesen zu Papier bringt: »Ich möchte jedoch davor warnen, dumpfen Emotionen dumpfe Emotionen mit umgekehrtem ideologischen Vorzeichen entgegenzusetzen.« Da führt der genialische Fuffziger Biermann die Talentlosigkeit Pannachs und die dümmlich-larmoyante Gerissenheit Bettina Wegners im Schlepp. (Wer das einmal erlebt hat, wie Frau Wegner auf der Bühne ganz Berliner Kellerkind ist - »Ick jloobe, watt, det det hia ooch bloß. ..« - und hinterm Vorhang ermattet in ihre Muttersprache, ein schlichtes Hochdeutsch, zuruckfällt, vergißt es nicht mehr).

Der schrecklichste der Schrecken aber - und der geht leider aufs Schuldenkonto der DDR: Welche Politik diese in der DDR aufgewachsenen, auf DDR-Schulen und Universitäten ausgebildeten, in gesellschaftlichen Organisationen (und manchmal sogar in der Partei) geschulten Literaten im Kopf haben. Nicht, daß sie Staats- und Parteiführung der DDR verfluchen, nicht daß sie das Leninsche Organisationsmodell satt haben, nein: daß sie überhaupt nicht mehr zu wissen scheinen, wo oben und unten ist.

Angefangen bei Biermann, der - nach dem Amtsantritt von Reagan, Haig und Weinberger - die »widerlichste Kriegsgefahr von den Russe» ausgehen sieht und die gemäßigte Sozialdemokratie des François Mitterand für die Erbin der Commune hält; über Thomas Brasch, der das »Gefühl« hat, »daß sich hier in der Bundesrepublik so langsam Verhältnisse entwickeln, die denen in der DDR nicht so unähnlich sind«; über Günter Kunert, der in Itzehoe vom Weltuntergang träumt; bis eben hin zu Kunze, der 'seine Kritik am Götzen Mammon nicht so mißzuverstehen bittet, »daß ich gegen die freie Marktwirtschaft bin - ganz im Gegenteil«.

»Ich bin jetzt in der Bundesrepublik, wo man die Luft der Freiheit atmen kann«, sagt Kunze, und Heinrich Böll, der die Wahrheit dieses Satzes an sich verspürt hat, schreibt über Kunzes »Wunderbare Jahre«, es seien »scharf aus der DDR-Wirklichkeit herausgestochene Medaillons«. So scharf herausgestochen, daß der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß dem »Dichter Reiner Kunze« (»FAZ«) für das Drehbuch den »Bayerischen Filmpreis« in Höhe von 50.000 Mark überreichte. Thomas Brasch, der keinen Unterschied zwischen den »industrialisierten europäischen Leistungsgesellschaften« in Ost und West entdecken kann, erhält für diese Hoffnungslosigkeit den Literaturpreis der »FAZ« (10.000 Mark) »als eine der größten Hoffnungen unserer Literatur«, als »überaus sensibler, hochbegabter Poet«. DDR-Bürger Kunert, wohnhaft in Itzehoe, bekommt für seine Depressionen die 12.000-Mark-Ehrengabe des »Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie«, denn auch der »Bayernkurier«, der »DDR« schreibt, weiß: »Günter Kunert war und ist kein linker Dogmatiker. Und wenn er nach dem letzten Gedichtband immer noch 'Unterwegs nach Utopia' ist, so weiß er doch, daß die Zugvögel mit gebrochenen Flügeln vor unsichtbaren Mauern abstürzen und Utopia nie erreichen werden.«

Und alle landen sie in der »FAZ«, die ihren Heim-ins-Reich-Ranicki weit offen hält, selbst dann, wenn die Exilanten, wie Kunert, drei Seiten hinterm Börsenbericht von »Ausbeutern« schreiben und über das Leben im »freiheitlichsten Staat der deutschen Geschichte« (nach Wilhelm Il. und Hitler auch ein Kompliment!) mit dem Urteil versehen: »Wir werden angepaßt - bis zur letzten Daseinsäußerung.« Solange ein DDR-Bürger lieber hier lebt und damit dokumentiert, daß die real existierende Alternative ihm noch mieser erscheint, darf er in der »Frankfurter Allgemeinen« fast alles. Die Rätedemokratin Helga M. Novak wird vorabgedruckt, Sarah Kirsch ganzseitig als »der Droste jüngere Schwester« gefeiert, Biermann, der jetzt seine Gedichte dort abliefert, läßt sich von Reich-Ranicki (im Blatt) »mein Freund« nennen.

Daß die »Frankfurter Allgemeine« ein bürgerliches Blatt ist, müßte die Schriftsteller, die aus der DDR kamen, nicht abhalten, dort zu publizieren. Aber wie können sie übersehen, daß die »FAZ« durchaus mehr als das ist, nämlich das Sprachrohr des vormals deutschnationalen, heute deutschamerikanischen Großkapitals, das Propaganda-Organ für alle faschistischen Putsch-Generäle und -Obristen auf dem Globus, von der Türkei über EI Salvador bis zu Pinochets Chile? Und daß ihr Auftritt im Feuilleton dieses Blattes die Wirkung dieser Propaganda verstärken soll?

Ich werfe die doch so unterschiedlichen DDR-Schriftsteller auf einen Haufen? Den Sozialisten Biermann, die radikale Novak, den Existenzialisten Brasch, den weltschmerzlichen Kunert, den Yankee Seyppel, den rechten Kunze? Nicht ich, sie selbst tun es oder lassen es mit sich machen, in der »FAZ« oder etwa im »Stern«, wo sie nun in einer zwanzigteiligen Serie als »die verbannten Dichter« vorgestellt werden, sinnfälligerweise vom selben Reporter, der vor fünf Jahren die Serie »die verbrannten Dichter« geschrieben hatte. Die Bücher dieser waren von den Vätern der heute herrschenden, den »Stern« wie die »FAZ« herausgebenden Bourgeois verbrannt worden. Wie schön, daß die Söhne nun Wiedergutmachung an Schriftstellern leisten können, ohne dabei von eigener Schuld reden zu müssen, sondern, im Gegenteil, damit dem politischen Gegner Schuld zumessen zu dürfen. Welch glückliche Wendung durch des Kriegsgottes Fügung!

Und die Linken blicken stumm auf dem ganzen Tisch herum. Denn: ein Wort der Kritik, und schon stehst du unter DKP-Verdacht. Biermann nimmt dann »den Namen jenes Herausgebers nicht mehr in den Mund«, klagt über »linke KZ-Wächter«, und Kunze schreit: »Das sind Methoden eines DDR-Staatsanwats.« Eine Kritik , die sich noch gar nicht geregt hat, wird schon prophylaktisch diffamiert. Der »Stern«: »Wenn sich ein Reiner Kunze nach dem Verlassen der DDR hier erst zurechtfinden will und deshalb schweigt (von den Vorteilen der freien Marktwirtschaft schweigt? - HLG) wird er von vorgeblich Progressiven als Reaktionär verdächtigt.«

Fatal daran ist, daß die Besten unter den über die Mauer Gekommenen ihr Bestes dort geschrieben haben, wo sie sich im Kampf nicht nur mit ein paar Literaturkritikern, sondern mit einem ganzen Staat fühlten, wo sie Widerstand leisteten und Widerstand im Übermaß fanden, wo jedes ihrer Worte, jeder ihrer Sätze von ihren Gegnern, aber auch von ihren Freunden, die die Anlässe kannten und die Distanz von Dichtung und Wahrheit abmessen konnten, gewogen wurden. Ich kann mir nicht denken ' daß der Dichter des »Preußischen Ikarus« und des »Du, laß dich nicht verhärten« vor seinen Freunden in der

Chausseestraße, vor den westlichen wie den östlichen, sich getraut hätte, den Wahlsieg Mitterands so zu besingen:

Denn wo ich hintrat, da schießen hoch
Die Rosen aus dem Asphalt
Ja, Rosen! Rosen und ich reiß
Mir eine vom Rinnstein los -
da war meine Hand von Blut ganz schwarz
Woher kommt das Blut denn bloß!

Ja als ich die Mainacht ins Gewimmel
Am Boulevard Saint Michel geriet
Da hatte das Volk von Paris seinen Himmel
Da tanzten wir unseren Bal de Paris

Demnächst in diesem Theater: Weiße Rosen aus Athen oder Tulpen aus Amsterdam?
Nein, die Überschrift ist nicht ernst gemeint. Aber drüberstehen bleiben soll sie doch.

Literatur-Konkret 1981, S. 12

Hermann Peter Piwitt

Der Heimkehrer

Im Land erzählt man sich die Geschichte des Sprachwissenschaftlers Axen. Axen war drei Jahre zuvor ins Land gekommen, weil ihm die Veröffentlichung eines Manuskripts erzählerischen Inhalts zu Hause nicht erlaubt worden war; wogegen er mit staatlicher Nachstellung rechnen mußte, falls er es im westlichen Ausland der Heimat publizieren ließ. Axen hatte bis dahin mit Frau und zwei Kindern in einem ländlichen Vorort der Hauptstadt gewohnt. Er galt, heißt es - so umständlich und einsilbig er ihnen manchmal schien -, bei den Mit-Arbeitern als ein Mann von Verlaß. Sogar Erfolge wissenschaftlicher Art hatte er gehabt. (Ein Erpresser war gefaßt worden, weil Axen anhand der Tonbandstimme als dessen Herkunftsort eine kleine Stadt im Sächsischen hatte ausmachen können.) Und wenn er das Büro verließ, ging er gern nach Hause, in das alte Haus mit den hölzernen Beschlägen unterm Giebel, dessen blätternde Mauern ihm manchmal nur noch vom wilden Wein zusammengehalten schienen.

Dann waren kleinere schriftstellerische Arbeiten von ihm in den Westen gelangt. Sie wurden gedruckt. Und wenn ihn nun von dort, beladen mit Plastiktüten voll Apfelsinen, Leute besuchten (die er jetzt schon Kollegen nennen konnte), war ihm und seiner Frau deren sorgende Aufmerksamkeit so angenehm wie die Nähe der ansässigen Schriftsteller, teils mit der eigenen Ausreise schon in der Tasche, teils noch vorstellig deswegen. Man drang in ihn. Man malte ihm aus, was er zu erwarten habe - angesichts der wie auch immer verschlüsselten Angriffe seines Buches gegen seinen Staat bliebe er. Der Vertreter des westlichen Verlags, ein gepflegter leibarmer Mensch von lauernder Insichgekehrtheit, ein Mann, der es verstand, ständig leidend, seine persönlichen Verhältnisse unmerklich ins Große zu regeln, - der berühmte Günthart, auch Brandes: Keiner wollte ihm etwas einreden.

Es kam der Tag des Umzugs. Eine kleine möblierte Wohnung wird ihnen in der Hansestadt besorgt. Axen macht erste Schritte. Überquert Stadtautobahnen, Osttangenten, über die Wagen wegrasierten. Der Geruch in der Untergrundbahn ist ihm nicht angenehm. Das Buch wird ein Erfolg. Man lobt das Kunstwerk eines Mannes, der den verfeindeten Staat verlassen hatte. Man bittet um Interviews. Aber Axen, spröde ohne sich verstellen zu müssen, besteht darauf, daß kein Aufhebens gemacht werden solle um seine Person. An das Buch solle man sich halten, das ohne politische Absicht geschrieben sei, also ganz im Sinne Friedrich Engels. Sich berufend auf die darin vorgefundene Kritik an seinem Staat sollten sie ihn nicht dazu bringen, sich ins Recht zu setzen. Niemand sollte Kapital schlagen aus ihm.

Axens mieteten ein Haus auf dem Land. Das Land war nicht Land, wie er es kannte. Nebenerwerbsbetriebler, mit roter Landmannshaut, fuhren morgens in die Fabrik und lagen nachts betrunken wie Indianer an den Landstraßen. Während Bemittelte aus der Stadt mit Verlangen nach Bodenständigem Hof um Hof aufkauften.

Eine Atelierwohnung in einer hübsch zurechtgemachten Museumsstraße der inneren Stadt bietet man ihnen an zu mieten. Aber an Kinder ist darin nicht gedacht.

Eine Wohnung in einer Villa draußen erscheint Axens geeigneter. Aus dem Fenster blickt er von hier aus auf andere Villen, auf verschneite Gärten, ein Waldstück; irgendwo dahinter ist die Elbe - eine Gegend, in die man sich in die Wärme eines gesicherten Einkommens zurückzog.

Axen schaut hinauf zu seinen Büchern. Die sorgsam gemachten Klassikerausgaben seines Staates. Die Stiche mit den preußischen Motiven an den Wänden. Die hartgepolsterten Stühle. Das Sofa mit der straff unter den Mahagoni-Rahmen gezogenen Ripsbespannung: Stücke, Ausstellungsstücke nun fast schon einer Art zu leben, die sich darin über alle Moden hinweg auf eine rührende Weise versteift hatte. Damen in Empire-Frisuren hätten hier Figur gemacht, stickend auf Todesnachrichten aus Frankreich wartend. Nun schien ihm, Axen, alles nur noch die Leblosigkeit zurückzustrahlen, die sich in ihm selbst ausbreitete. Und er hatte sich doch einmal wohlgefühlt darin.

Leichter hatten es die Kollegen genommen, die vor und nach ihm ausgereist waren. Schnell fertig und schnell zu Hause legten sie die Hand auf Schmerzensgelder für vorbildliches Verlassen des Feinds und schwärmten nun aus über die langentbehrten - die inneren wie die äußeren - westlichen Kontinente.

Leichter hatten es auch die Kinder. Während er das kulturelle Erbe an der Wand hatte, fütterten sie im Nebenzimmer den neuen Recorder mit Kassetten und hefteten an Türen und Wände die Bilder mit den schnellverblühenden Helden der Neuen Welt.

(...)

Hätten wir dableiben sollen? fragt seine Frau. Axen schwieg. »Nun sag nur, ich hätte dich gedrängt.« Ihr kleines Aufmucken, das sich aus Problemen mit ihm schnell ins Neckische rettet, in ein beschwichtigendes Schmusen.

Natürlich hatte es ihr geschmeichelt, daß bedeutende freundliche Männer um beider Zukunft besorgt gewesen waren. Kommt rüber! Bei uns ist zwar auch nicht alles... aber ... ! Und: Überlegt's euch. Niemand drängt euch.

Und natürlich hatte sie, die Tochter aus bestem Haus, dieses »drüben«gelockt, da es ihr in Gestalt so bedeutender schwerer selbstsicherer Männer ins Haus kam, Männer, von deren Art einen geheiratet zu haben, sie immer gehofft hatte. Hatte sie nicht ihren Universitätsabschluß aufgeschoben, um an der Seite eines solchen Mannes das Leben der Frau eines solchen Mannes zu führen, so wie sie es aus den Büchern kannte? Und nun saß sie da.

Hermann Peter Piwitt: Deutschland, Versuch einer Heimkehr, Hoffmann & Campe, 29,80 Mark

Literatur-Konkret 1981, S. 13

Günter Herburger

Panische Fahrten

Sinn und Verderb der Gewerbsleserei

Das Reisen scheint eine deutsche oder zivilisatorisch traumatische Krankheitsarbeit geworden zu sein, ein Flüchten vor sich selbst und dem ungeliebten Platz in die Ferne, um dort vielleicht eine jener Geborgenheiten oder losgelassenen Vielfältigkeiten zu erlangen, die es daheim nicht mehr geben mag. Ein Irrtum, der teuer bezahlt werden muß.

Alle schleppen nicht nur Erwartung mit sich, die sich so schnell nicht fügsam machen läßt, mehr noch ihren biografischen Käfig, der dann, nach Schweiß oder Flugverspätungen, endlich im gewohnten Raumgestell eines komfortablen Hotels wieder aufseufzen läßt. Der Service klappt, das Wasser läuft aus dem Hahn, wenn nicht, wird es als exotische Variante eingestuft, die sich kurzweilig gibt.

Ich stamme mütterlicherseits aus einer Familie, die den von einkehrenden Zigeunern abkonterfeiten Wohnwagen wieder erfand, ein handwerklich sorgsames Sperrholzmobil mit Hubdach einer Firma im Allgäu, die vorher, konsequenterweise, Geisselstecken, langschnurige Fuhrmannspeitschen, Teppichklopfer, Galoppgerten für den Zarenhof mit goldenem Feuerzeug im Knauf, Ochsenziemer und zuletzt schwergewichtige Skistöcke herstellte, die siebenfach. gespleißt, wieder zusammengeleimt, baumwollumwickelt und mehrfach gelackt wurden, weshalb sie nie abbrachen, was einerseits den Ruin der kleinen Fabrik einleitete, andererseits den nächsten Innovationsdrall hervorbrachte, von dem nur stationären Antreiben hinein in den persönlichen Entfernungsschub.

Damals fast künstlerische Freiheit, heute eine zunehmende Verstopfung in Form riesiger Aluminiumgehäuse mit Eingeweiden aus Trockenclosetts, Filetgardinen, Schiebetüren, Fernsehantennen und Ultrakurzwellenküchen, überall sommers auf Campingplätzen vorhanden mit bewimpelten Vorgärten, oder als sogenanntes Dauerfreizeitquartier mit verschalten Reifen am Rhein oder Guadalquivir parkend.

Nie wohnte ich in solch einem Bürgerversteck, schon aus Generationsargwohn, eher zeltete ich mit jeweils dem jüngsten Kind, um es an Wassermangel, Schmutz, Salz auf der Haut, Sand zwischen den Zähnen, feuchte Decken und verbrannte Suppe zu gewöhnen, eine Überlebensübung.

In den fünfziger Jahren reiste ich auch, allerdings auf ganz andere Weise, langsam über Skandinavien nach Nordafrika und wieder zurück, malmend jahrelang und elend kreuzlahm, da Armut zum Verdienen im jeweiligen Land zwang, meistens ohne Sprachkenntnisse und immer ohne einen 'permis de travail', so daß Monate als Asphaltierer, Assistent eines Spielzeugverkäufers in der Galeria Vittoria Emanuele Secundo in Milano oder nur einfach auf der Straße durchgehalten werden mußten, heutzutage eine Rucksackkleinigkeit mit einem Interrailticket in der Tasche, ein Fortschritt, den ich beneide.

Eine Tochter starb, im siebten Monat geboren, vor einem Hauseingang, ihre Mutter ist längst auch tot, und ich bin immer noch nicht Großvater, was ich bedaure, weil dadurch ein Überholspiel der Empfindungsmöglichkeiten ausfällt, doch vielleicht kann es einfach erfunden werden. Lasterhaftigkeit tut not.

Aber das neugierige Umherschweifen und rücksichtslose Ausprobieren körperlicher Belastungen, ebenso schwieriger Einsamkeiten in der Fremde endete, wie sollte es anders sein, endgültig am Schreibtisch, wo neue Leiden begannen, die als freiwillige Verleugnung in ungeahnte Tiefen stürzten.

Jahrelang konnte ich kaum auf die Straße gehen, hatte Schweißausbrüche beim Einkauf, kollabierte, wenn ich an mich dachte, hasenschnell auf sanften Steigungen oder auch auf Gefällen, und es gelang mir sogar, zweimal ein Flugzeug kurz vor dem Start zur Umkehr zu zwingen, weil ich vor Panik in der Kabine beinahe explodierte, ein Hypochonderfeuerwerk, dem ich inzwischen begeistert nachsinne.

Langsamere Züge oder Autos waren sowieso verboten, Fortbewegung schien nur auf dem Fahrrad oder als Dauerlauf möglich, höchstens bis zum Stadtrand, an dem der ablenkungsreich schmierende Schweiß wieder erkaltete und das narzißtisch brüchige Gebäude erneut in seinen unerlösten Hohlräumen erstarrte.

Wenn jedoch jemand mitfuhr, gut bezahlt oder, noch besser, dazu wortgewaltig überredet, wie Kranke es immer, bis nahe der Bezichtigung, sich listig zutrauen, dann rieselte der Schauder bekannter Angst, nun als Entlastung freiwillig hervorgelockt, millimetergenau wohlig gerade noch vorbei, hinweggeschwemmt auch von einem Übermutsbier, das gleich einem Aphrodisiakum wirkte.

Jene gewalttätige Eigenfolter ist mir, leider, irgendwann verloren gegangen, und während Reisen leuchtet nicht mehr die durchdringende Transparenz und aus Furcht einzigartig zeitliche Staffelung von Landschaften, Höfen, Bäumen oder Gegenübersitzenden auf. Ich bin zu einem gewöhnlichen Distanzvernichter geworden, der, wie einst notwendig, nicht mehr die Zeit anhalten will, weil er gelernt hat, ihr entgegen oder über sie hinwegzuschreiben, ein Kunstgriff seines Berufs.

Vermeintlich gesund lasse ich mich in den Himmel schießen oder über endlose Schienenstrecken tragen, Zeitungen vor dem Gesicht, saure Äpfel um mich, die ohne Frühstück noch ein wenig vergangene Pein hochwölben, die ich jetzt meistere, zitternde Echos, denen ich sogar gönnen würde, daß sie mich wieder einholten.

EITELKEITEN

Früher, wenn ich irgendwo vorlesen durfte, waren es der Beifall, die Daseinsberechtigung, die Kontroverse oder die vermeintliche Welthaftigkeit, die betörten. Meine zweite Frau, eine Berliner Schauspielerin, brachte mir langwierig bei, meinen alemannischen Tonfall hochdeutsch einzuebnen, doch über das zweite Verbreitungsmittel, das Mikrophon, schlüpfte er immer, noch hervor. Asche allen Bemühungen.

Ich denke daran, wie ich zum ersten Mal bei der Gruppe 47 las, in einer ländlichen Hoteloase namens Sigtuna, Schweden. Erst kurz vorher hatte ich ein später nicht mehr verwendetes Zwischenstück eines Romans geschrieben in Auftragsarbeit meines Verlags, wie es damals saisonal üblich war, und gottseidank, obwohl ich kalte Hände hatte, kam ich erst kurz vor Schluß an die Reihe, zwischen einem mächtigen Experimentator mit Namen, auf Finnisch, Heissenbüttelin, und einem nachfolgenden Lyriker, der elegische Ränder von Hochhäusern und Flugplätzen entwarf, was er heute noch tut.

Schon stürzten Auguren herbei, prophezeiten Aufstieg, Verzeihen, Ansehen, Kinderreichtum oder Güter, aber, ich glaube, sie meinten nur Abgepacktes, das, damit es erkennbar blieb, sich ständig wiederholen sollte. Denn es gab auch Idylliker, die rund waren und Fayencen einer erröteten Schulmeisterzeit herstellten, kurze, wohlgeratene Schmunzelstücke, die niemandem schadeten und, wie auf kleinen Bockleitern, demoskopisches Gleichgewicht garantierten.

Es geht die Sage, das sogenannte Singen von Dichterinnen und alten Kämpfern sei einst Missionsarbeit gewesen, als die Eisenbahnen noch spärlich und immer mit Verspätung verkehrten, ungeheizt und überfüllt. Übernachtet wurde oft privat, spontan eingeladen, woraus wieder Charaktere gefiltert werden konnten; das Essen ruhte in der Aktentasche, und die Gemeinden, die auf diese Weise entstanden, halten heute noch zusammen, Inseln der Solidität, in denen die Wimpel der Kundenstämme stecken, ein ehrwürdiger Lesefleiß, der sich hartnäckig gegen Strömungen wehrt.

Heutzutage jagen die schweren Helden in Intercity-Zügen durchs Land, und die gegen Sonneneinstrahlung getönten Scheiben der 1. Klasse-Abteile, in denen sie sitzen, ähneln den geföhnten, Abschnitten ihrer Bücher, die weder erregen noch stören. Es ist, als hätten sie ihre Sprache flüsternden Synthesizern überantwortet.

VERDIENSTE

Auch ich lese noch laut, um für ein, zwei Monate Bargeld zu ergattern. Schlimm, nach acht Stunden querdurch am anderen Ende der Republik anzukommen, aus Sparmaßnahmen stehend Wiener Würstchen essend und dann in einer Volkshochschule vortragend, deren Publikum zwischen fünf, geschehen in Kiel zu Beginn eines eiskalten Januars, oder hundertfünfzig schwankt, eine Zahl, die ich dem Barocksaal der Stadtbücherei von Ulm verdanke, in dem vom Sicherheitsbeauftragten vorher darauf hingewiesen wurde, daß es Selenzellen und eingebaute chemische Fernfühler gebe, die, falls jemand Kunstschätze rauben wolle, selbst auf einen einzigen Grad Unterschied der Körperwärme des nicht kaltblütigen Eindringlings reagieren würden.

Deshalb bin ich froh, wenn ich in vertrauten Gebäuden der Volksbildung aus der Adenauer-Zeit auftreten kann, wo Linoleum und Lernschwierigkeiten eine zähe Mischung des Widerstands eingehen, und spät abends, nach dem Wein im ortsüblich italienischen Restaurant, finde ich mich den Rautentapeten eines Zimmerchens gegenüber, das ich nie gewechselt zu haben schien.

Dumpfer Schlaf, zerhackt von Stillstandsträumen gegen vorzeitige Flucht, schließlich frühmorgens meist schöner Gang durch eine unbekannte Stadt, während die schwere Tasche gegen das Bein schlägt; Verzeihen und Aufbruch in einem. Die hinten an ihren Kolossen aufgesprungenen türkischen Müllmänner in orangenen Warnwesten verheißen, während sie winken, neue Abenteuer, fern in fremdem Dampf.

Dieses kleinbürgerliche Fußfassen hat sich auch geändert. Raumstationen sind in ausufernden Siedlungen entstanden, gleichermaßen nach Geschäftsschluß verwaist wie die Fußgängerzonen, ob in Leverkusen, Schwenningen, Fulda, Besigheim oder einem Ort nahe der holländischen Grenze, wo ich während des Lesens sehnsüchtig aus dem Fenster sah, weil zwischen uns und den Nachbarn genau zu unterscheiden war: Mitten auf der Straße wechselte unser weißes Flutlicht in gelbes über, als bedeute dies Wärmegrade des Heils.

Die marmorierten Galaxiskreisel werden innen von Atelierscheinwerfern finster beleuchtet. Vom Fußboden bis zur Decke oder auch noch an ihr entlang spannt sich grüne oder andersfarbig psychotisch düstere Plüschware, die jeden Ton

verschluckt, so daß die Brille aufgesetzt und in ein Mikrophon gesprochen werden muß, in Andacht der vereinzelt Anwesenden.

Gezügelter Haß breitet sich aus. Nie lese ich dasselbe wie am Abend zuvor, eher warte ich darauf, daß ich mich im Satzbau verliere, oder aber, wenn er dahinfließt, lasse ich mich von einer gerade erfundenen Konjunktivkonstruktion weiterlocken, bis sie in verzweifelten Aktivpositionen versandet. Ich möchte auch meinen Teil an Neugierde, als sei ich, zuhörend, mit unten im weit auseinandersitzenden Forum vorhanden, ein Schakal, der Fehler gleich Aas begutachtet.

Die Zuschauer wollen zwei Dinge entdecken: Einerseits, ob der Schriftsteller ihrer Vorstellung entspricht, blaß, dick oder bloß gemäß allgemeiner Übertragungserwartung; oder ob Mimik, Gestik, gar Zahnspangenpfiff sich in der Erzählung adverbial wiederfinden lassen. Geschichte und sprechender Körper sollen deckungsähnlich zu einem Ausdrucksinzest gerinnen.

Danach, bei der verlangten Diskussion, hebt Notdurft an. Der obligate Linksüberholer verläßt uns verächtlich, noch ein paar Blockvokabeln hinter sich herschleifend. Zwei Greise und vier Lehrerinnen wollen Botschaften nach Hause tragen, und die jeweils anwesend Schöne, der ich entgegengelesen hatte und die ich in das Kamin der Selbstbegeisterung mitgenommen zu haben glaubte, verliert sich gelangweilt in den Falten ihrer weiten Hose, geht ebenfalls vorzeitig, ohne sich umzuwenden.

Die immer selben Fragen wird das geübteste Schulterblatt beantworten, das sich in allen Variationen auskennt:

Nennen Sie den Unterschied zwischen sich und Ihrem Publikum?

Sind Sie parteilich?

Wie sieht die Nutzanwendung Ihrer Bücher aus?

Haben Sie begriffen, daß niemand mehr liest? Wenn ja, wieso?

Schreiben Sie für eine Zielgruppe, oder ist das Wort verboten?

Sind Sie manchmal verzweifelt?

Sollen wir unseren Stadtkern sanieren?

Waren Sie auch schon drogenkrank, wie zum Beispiel meine Tochter?

Lesen Sie viel?

Was glauben Sie von der nächsten Wahl?

Stimmt Ihr Vorname oder besitzen Sie mehrere?

Was können Sie uns empfehlen?

Sie schreiben wie ... oder ... oder ... ! Warum?

Kann man Ihre Lyrik mit Caspar David Friedrich vergleichen und Ihre Prosa mit Vivaldi?

Sind Sie mit Ihrer Unterbringung zufrieden?

Hat der Kommunismus noch eine Chance?

Sind Sie verheiratet?

Stört Sie der Oberfluß der dritten industriellen Revolution?

Welche Autoren kennen Sie persönlich? Erzählen Sie, bitte.

Weitere Gemeinsamkeiten im Verlauf von Weissagungen will ich nicht preisgeben, jedenfalls bleibe ich einiges schuldig, auch dann, wie auf der letzten Leseschleife in einem abgeschiedenen Hotel der amerikanischen Herbergskette Ramada wohnend, hoch oben über der Bevölkerung in einem klimageregelten, fauchend großräumigen Zimmer mit Fernsehapparat, Getränkeschrank, Desinfizierblättern nebst einem überdimensionalen, hart gekochten Badetuch, das eingerissen war, doch ich nahm es morgens trotzdem mit. Der Schlitz, der sich beim nächsten Waschen verlängern würde, soll auf der Nähmaschine meiner Schwiegermutter wieder geschlossen werden. Vorratsnutzen drückt sich, so oder so, in Stoffen aus.

Am nächsten Tag, auf dem Weg zum Bahnhof, begegnen sich schon wieder Übel. Plakate verkünden die Lesungen von Kollegen, die anreisen werden oder schon dagewesen sind, ein geheimnisvolles Komplott der Marktwirtschaft, und gelbe Überkleber gebieten, daß auf Grund des Ausverkaufs der Vortrag in den evangelischen Gemeindesaal oder das neue Behindertenzentrum verlegt worden sei.

Ich fange zu rechnen an. Laut Verlagen lesen Gekrönte in einem Schwung bis zu fünfzig, sechzig Tagen hintereinander pro Jahr, was eine Summe von beinahe einem halben Hunderttausender ergeben kann. Zum Bahnsteig stapfend, beschwöre ich Verluste, die infolge Akklamation und Erschöpfung eintreten, abzutasten im nächsten Buch, einem fähigen Duplikat des

Vorherigen.

AUSLAND

Dorthin wollen wir alle, da es viel kostet und überaus umsonst ist. Außerdem beinhaltet der Schwund im Grade der Entfernung eine Erhöhung der Entropie, also der Unordnung, der wir unsere Einfälle verdanken.

Bleiche Flundern schwärmen Ober Kontinente aus, decken südamerikanische Vereine mit ihren Erinnerungen ab oder hüpfen durch die Hitze Australiens, wo außer Smaragddiggern, Arbeitslosen und einigen Truckfahrern niemand mehr unsere Sprache versteht.

In Nordamerika gibt es eine Zäsur, das College-System, in dem für ein halbes Jahr vor Anker gegangen werden kann. Man plagt sich mit Unwissen herum und erzählt von den Wundern und alten Narben Europas, als sei man Volksschullehrer.

In Indochina oder Afrika tritt man besser zusammen mit einer Jazz-Combo auf, damit sich Labiales wenigstens in Vokales verflüssigt, ein mäßiges Mißverständnis.

Ich kenne nur Skandinavien, die menschenleeren Weiten der Gebirge, Krüppelkiefern und des Schnees, wohin ich vor Jahren eingelotst wurde, im Flugzeug noch hemdsärmelig.

In Helsinki wunderte ich mich, daß ich Anlaß in einer zwischen Felsen eingelassenen Mensa zur unter Tischen und Stühlen polternden Verschickung von Bierflaschen wurde, kurz vor der Sperrstunde Mitternacht.

In Tampere, einem Industrieort in der Mitte Finnlands, sagte ein Sprachlehrer des Goethe-Instituts, melancholisch auf eine weiße Welle weisend, die vor zwei Tagen ein See gewesen war, daß er vor vier Wochen noch in Kenia gearbeitet habe, doch er stelle sich der neuen Aufgabe.

In Oslo stritt ich mit Kinderbuchautorinnen, die immer noch Stacheldrahtromane aus der Besatzungszeit schrieben, aber ein dicker hüftkranker Journalist, den ich aus den sechziger Jahren Berlins kannte, lud mich zu sich nach Hause ein, wo er eine sündenteure Flasche Süßmosel kredenzte, dann seinen privaten Destillationsapparat in Gang setzte, aus dessen Glasröhrchen sich allmählich Tropfen eines zur Blindheit verdammenden Alkoholesters verabschiedeten.

Endlich nahe dem Nordkap, aß ich eines Morgens aus einer Tüte rosa vereiste Krabbenkleinstteile, deren Wirkung zur Umkehr zwangen. Im Flugzeug, einer Propellermaschine, die ständig zwischenzulanden trachtete, konnte ich noch einmal Panik ausleben, so daß der Flieger tatsächlich einen Ölplatz übersprang. Durch die Bordfenster gesehen, lagen unten zusammengekoppelte, bis zum Hals der Kommandobrücke beladene Tanker, schwarze Inseln im frostigen Blaugrün gezackter Fjorde, ein Menetekel unsicherer Frachtraten.

Im Süden war ich nur ein Mal, in Rom zum 'secondo festival dei poeti del mondo', stattfindend inmitten der borghesischen Gärten auf der Piazza di Siena, die von kopfschmuckähnlichen Aztekenleuchten umgeben war, als habe es bei der letzten Filmproduktion zu viel Dekoration gegeben. Tausende wanderten zwischen Tischen und Teppichen umher, auf denen alternative Kost, Kleidung und Lektüre feilgeboten wurden. Dieser Ersatz des Ersatzes nistet sich sogar in Sonnenländern ein. Und etwa hundert Poetinnen und Poeten drängten sich auf einer Freiluftbühne, bedröhnt von internationaler Kassettenmusik.

Seither weiß ich, der Tod der Literatur ereignet sich unter dem Himmel der Sterne. Eine abstruse Komödie begann: Eingeflogene Könige aus der Saheltrockenzone deklamierten klassisch Französisches; viele Italienerinnen sprachen italienische Verse mit Intarsientremolo, was mich an dieser Sprache, die ich seit Jahren richtig lernen möchte, wieder zweifeln ließ; ein stämmiger Bronx-Neger heulte seine Verachtung in die Menge, die sich geschmeichelt fühlte, obwohl selbst römische Gymnasiasten kaum amerikanisch verstehen; ein alter Bulgare rührte, weil er Zeilen seiner Ballade vergessen hatte.

Die Höhepunkte waren die Auftritte etlicher Herren aus Kalifornien, die teils zusammen oder begleitet von einer Klarinette oder einem Englisch-Horn kunstreich Silben zerhackten, dehnten, ballten, maliziös verwirbelten. Manche von ihnen trugen schwarze Trikots. Faszinierend, daß die Geschwisterschule Jandl-Schwitters nun auch die Westküste erfaßt hatte; im Reich der Muse wollte nichts verloren gehen.

Ich kam morgens gegen zwei Uhr an die Reihe, als ein Sohn ehemaliger barbarischer Besatzungsmacht auf den gebührenden Platz verwiesen. Und endlich in ein langes Gedicht einsteigend, während dem es mir nicht gelang, im Wechselgang meine Übersetzerin einzuholen, die stets ein, zwei Zeilen voraus war, da schallten mir von den letzten Betrunkenen unmißverständliche Grüße entgegen, die Heil Hitler, Heil Himmler lauteten.

Im Hotel Ritz, das überhaupt nicht dem berühmten glich, sondern eher einem aluminiumverklebten und innen verwüsteten Jumbo-Jet, lernte ich den einzigen ausersehenen deutschen Weltraumflieger für die Space-Shuttle kennen, ein Festkörperphysiker, und dessen Leibarzt, ein Schwabe mit großstädtisch iberisch anmutender Frau, Teilnehmer eines Kongresses der NASA.

Wir sprachen über den Unterschied von Naturwissenschaft und Literatur, Exaktheit und anscheinender Willkür, ein Thema der Sehnsucht nach dem jeweilig Unerreichbaren, was den höchsttrainiert zukünftigen Piloten lyrisch stimmte und mich erbitterte, viel Wissenswertes versäumt zu haben. Denn die beiden Lager profitieren fast nie von einander, beharren auf ihre Inselhistorien, obgleich die Mathematik der Unschärfefelder wie nach ethischen Begriffen verlangte, dagegen retardieren die strengen Gebote und Sensibilitäten der Semantik immer säuberlicher. Wir schieden mit Versprechungen.

Ich mußte noch meiner Bezahlung nachjagen, auf der Spur römischer Organisation eine Kolportage ununterbrochener Interrupti. Schließlich stöberte ich einige ihrer Wesen hinter dem schwarz verkrusteten

ehemaligen Justizpalast in einem Kellertheater auf, Mädchen, die auf Lotterbänken lagen und sich in der Hitze verächtlich zwischen den Brüsten kratzten. Doch am Flugplatz stellte ich fest, daß ich trotz aller Hartnäckigkeit betrogen worden war, da das Ferienticket, ausgestellt zu einem Preisnachlaß, den diese Römerinnen sicher für sich benutzten, erst nach einer Woche Aufenthalt wieder galt. Der Aufschlag kostete den halben Lohn, damit der dumme Hunne heimwärts fliegen konnte.

KINDER

Für sie lese ich am liebsten, wobei es eine Demarkationslinie gibt. Ab dreizehn, vierzehn sind sie meist von Platten- und Fernsehpest verseucht, ahmen, durch die Pubertät gezwungen, Erwachsensein nach, werden mißbraucht und kleinlich, bereits in der Schule von Karrieredruck gebeugt. Ein Spiel ohne Nutzen kommt ihnen verdächtig vor, was es auch ist.

Jedoch die Jüngeren hören zu, still oder sich gegenseitig boxend, so daß man nach jeder Geschichte der Motorik freien Lauf lassen sollte, entgegen der Geniertheit von Aufsichtspersonen, und gemeinsam stampfen wir dann mit Geschrei auf der Stelle zum Mond, um befreit wieder auf unsere Plätze zurückzufallen.

Kinder sind rücksichtslose Verwerter riskanter Phantasie, wozu Birne, Figur zahlreicher Erzählungen, herausfordert, ohne daß sie mit den nicht so omnipotenten Eltern oder größeren Geschwistern verglichen werden muß, eine naive Gelegenheit ludernder Exzentrik.

Verkehrsampeln machen sich selbständig; ein Zwerg marschiert schimpfend durch den Hof Ludwig des XIV; die unsichtbar magnetischen Jucker auf dem Mars erklären biologisches Leben als permanente Krankheit; Jungsteinzeitmenschen funktionieren eine Gletscherspalte zum ersten Eisschrank um; ein Masthuhn gelangt in die Freiheit und stirbt. Wie gesagt, Mut zur Neugierde, Zorn und Tränen verschieben die Grenzen täglichen Daseins.

Die Fragen der Kinder zielen direkt, sind unhöflich selbstbewußt, und mittelbar gelingt es dabei, mehr über Literatur zu reden, die mir am Herzen liegt, als in feierlichen Auditorien.

Das kann ich auch, heißt es.

Schreiben Sie von morgens bis abends?

Warum ist der Zwerg klein geblieben? Damit er nicht erwischt wird?

Wo gibt es die Bücher?

Auf dem Mars war ich auch schon und noch viel weiter!

Ich schicke meiner Freundin Briefe, in denen eine Stecknadel vorkommt. Du legst Stecknadeln bei? Quatsch, sie hört auf uns und pikst!

Was verdient man als Schriftsteller?

Sind Sie lange in die Schule gegangen?

Haben Sie ein Auto? Wenn nicht, was dann?

Wie groß ist Ihre Wohnung?

Warum verwenden Sie manchmal so komische Worte?

Kann man Schreiben lernen?

ich singe gern!

Ich kenne dreizehn Gedichte auswendig, auch eigene!

Hören Sie auf, wenn Sie Millionär sind?

Ich bin schon allein auf einem Motorrad gefahren!

Fällt Ihnen immer etwas ein? - Wieso?

Kommen Sie wieder?

Jetzt ist Pause!

Das traute Lachen der Lehrerinnen ist mir peinlich, obwohl ich mittue, doch geradezu idealistisch ernst versuche, Methoden, Träume und Absichten des Handwerks zu erklären, die in ihren Manövern kindlichen Ansprüchen sehr ähnlich sind, unvernünftig Schmerz und Lust nicht zu verbergen, als wollte ich die versammelte Schar gleich zum Schreiben verführen.

Das politische Klima spielt eine gewichtige Rolle. Undenkbar, daß heute, wie vor zehn Jahren hinter einem Nordseedeich in einer Volksschule geschehen, etwa siebzig Kinder während einer Lesung sich bis zu einer momentanen Machtergreifung aufgerufen fühlten, die Lehrer aus der Turnhalle drängend und mit Barren, Matten und Medizinbällen einen babylonischen Turm errichtend, ihr Reich. Zuletzt floh ich durch ein Fenster.

Die Kinder sind schüchterner, trauriger geworden, ebenfalls Grund, Bücher voll Ausgleichsironie oder verklärender Eigeninszenierung zu meiden.

VERBEUGUNGEN

Viele Kollegen haben keinerlei Furcht vor der Dromomanie der erotisierten Wanderlust. Ihre Vortragskraft schafft sich simultan zwischen Bahnhofsbücherei und Stadtbibliothek genügend Platz. Beim Signieren entspannt sie sich wieder, behutsam graduell erregt. Ich schätze, sie wird ihren Weg bis zum Ende meistern.

Ich grüße ein paar türkische Deutschlehrer, an deren Tisch ich saß, zunächst stumm, dann fing auch ich vorsichtig zu reden an, von Kellerwohnungen, Schulen, ihrer und unserer Sprache, Wagnissen und Urteilen. An unseren Köpfen kroch Rauch entlang, durch den Licht blinzelte.

Und ich grüße die Zuhörer oder Zuschauer, die Auftritte bald verließen. Nicht nur nervösen Kaskadenmägen haben sie jeweils beigepflichtet, nicht mehr durchzuhalten, sie ließen auch leise das Pendel von notwendigem Erwerb weit über offiziellen Gemeinsinn ausschlagen.

Dankenswerterweise wurde ich zunehmend als verrückt erklärt. Was ich gelesen habe, sei nicht wirklich, nicht realistisch, nicht, wie die Formel beamtenhaft abschloß, nachvollziehbar. Diese Wüsteneien oder kalamitösen Verschachtelungen gebe es nicht, und sie meinten Deutschland, ein philharmonischer Überschuß des Gelächters, der Wut und des Segelflugs wie über den glostenden Kamm eines unter den Betongebirgen sich rekelnden Drachens hinweg und hinauf bis zum Absturz.

Literatur-Konkret 1981, S. 18

Hans Christoph Buch

Die Fehlbarkeit der Päpste

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast
Er war mir eben nicht zur Last,
Ich hatt' so mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Mensch pump satt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich gespeichert hatt'!
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Tut ihn der Teufel zum Nachbarn fahren,
Über mein Essen zu raisonnieren.
Die Supp' hätt' können gewürzter seyn,
Der Braten brauner, firner der Wein,
Der tausend Sackerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Er ist ein Recensent.

DIE Todfeindschaft zwischen Dichter und Kritiker, die aus diesen Versen des jungen Goethe spricht, ist so, alt wie die Literatur selbst. Das mythische Urbild des Kritikers, der bucklige Thersites bei Homer, wird von Odysseus halbtot geprügelt, weil er das griechische Heer verspottet hat. Von den Schmähversen des jungen Goethe gegen einen anonymen Rezensenten ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zu Rolf-Dieter Brinkmanns Ruf nach dem Maschinengewehr, anläßlich einer Podiumsdiskussion mit Marcel Reich-Ranicki. Wo es derartig handgreiflich wird, ist man als Zuschauer geneigt - schon aus Gründen der Fairness -, sich auf die Seite des Angegriffenen zu stellen - und übersieht dabei, daß es in der Regel genau umgekehrt zugeht: nicht der Kritiker fällt dem Autor, sondern der Autor dem Kritiker zum Opfer.

Damit bin ich beim ersten Teil meines Themas angelangt: Autor und Kritiker. Im Spiegel der Literaturgeschichte stellt sich das Verhältnis zwischen beiden sozusagen seitenverkehrt dar: Die Namen einst gefürchteter Kritiker wie Klotz oder Kerr, die zu ihrer Zeit die literarische Szene beherrschten, kennen wir nur noch aus den gegen sie gerichteten Streitschriften von Lessing und Karl Kraus, die sie der Nachwelt überliefert haben; selbst das literaturkritische Riesenwerk eines Georg Lukács ist inzwischen, neben den Erwiderungen seines Kontrahenten Brecht, fast zur Bedeutungslosigkeit verblaßt.

Indes, der nachträgliche Anschein täuscht: Zu Lebzeiten der genannten Autoren hatten ihre Kritiker nicht nur das Sagen, sondern auch die Macht, und konnten ihnen mit Erfolg das Leben schwermachen: der preußische Geheimrat Klotz durfte Lessing von seinem Katheder herab einen Magister schimpfen, während der Berliner Starkritiker Kerr dem Herausgeber der Fackel die Krätze an den Hals wünschte; während Brecht sich still vom dänischen ins amerikanische Exil verdrückte, liquidierte Lukács in Moskau nachträglich ganze Kunstrichtungen wie Expressionismus und Neue Sachlichkeit - was für deren überlebende Vertreter nicht selten das Todesurteil bedeutete.

Daß sich Autoren gegen die Zumutungen der Kritik zur Wehr setzen, war zu allen Zeiten die Ausnahme, nicht die Regel; dazu gehört nicht nur Wut und polemischer Witz, sondern auch persönlicher Mut: Der Autor riskiert etwas dabei. Und es ist gewiß kein Zufall, daß die Streitschriften von Brecht gegen Lukács oder von Proust gegen Sainte Beuve erst postum erschienen sind. Gemeinhin hat der Autor das Urteil der Kritik widerspruchslos herunterzuschlucken, auch wenn es ihm hinterher wie ein Stein im Magen liegt; eine Korrekturtaste, wie sie mittlerweile jede bessere Schreibmaschine aufweist, ist im Literaturbetrieb nicht vorgesehen.

Zwar darf der Kritiker dem Autor jedes überflüssige Adjektiv und jedes falsche Komma ankreiden, aber der Autor hat keine Möglichkeit, dem Kritiker bei *dessen* Arbeit auf die Finger zu klopfen. Richtigstellungen in eigener Sache - sei es auch nur in Form eines Leserbriefs - sind in den Feuilletons nicht üblich und letzten Endes unerwünscht, weil sie nur den Betrieb aufhalten: »Wo kämen wir hin, wenn jeder ... « - und die Antwort des zuständigen Redakteurs geht in ein unverständliches Gemurmel über.

Der Fall Poe, der gegen die üble Nachrede eines Kritikers prozessierte und vor Gericht Recht bekam, nachdem er sein Vermögen in den Prozeß investiert hatte, ist nicht weniger exemplarisch als das Schicksal seines Landsmanns Melville, dessen »Moby Dick« solcher üblen Nachrede zum Opfer fiel und erst 30 Jahre nach dem Tode seines Autors wiederentdeckt wurde. Im übrigen wissen wir nicht, ob die Nachwelt wirklich alle Fehlurteile der Kritiker korrigiert, und

können nicht einmal Vermutungen darüber anstellen; dem betroffenen Autor jedenfalls ist mit einer postumen Rehabilitierung nur wenig gedient.

Zu dieser grundsätzlichen Diskrepanz im Verhältnis zwischen Autor und Kritiker, die den Zorn des ersteren auf den letzteren zwar nicht entschuldigen, aber doch erklären kann, tritt eine weitere, die so selbstverständlich scheint, daß sie für gewöhnlich nicht erwähnt wird: Ich meine ihren unterschiedlichen Arbeitsaufwand. Ein Kritiker investiert, wenn es hoch kommt, ein paar Tage oder Wochen in die Rezension eines Romans, Gedicht- oder Erzählbands, zu dessen Herstellung der Autor Jahre benötigt hat.

Und weiter: Ein Autor hat es in der Regel mit einem einzigen Buch zu tun, auf das er über einen längeren Zeitraum hinweg seine gesamte Aufmerksamkeit konzentriert, während sich der Kritiker einem Berg von Neuerscheinungen gegenübersieht, von denen er auch beim besten Willen nur einen winzigen Bruchteil zur Kenntnis nehmen kann. Das ständige Überangebot führt zu Übersättigung und Überdruß, für den der Kritiker sich - bewußt oder unbewußt - am Autor schadlos hält, mit Stoßseufzern wie: »Schon wieder ein neuer Handke!«, »Hört die Wohmann denn nie auf zu schreiben?« etc.

Dabei besteht, rein statistisch gesehen, nur eine äußerst geringe Chance, daß dem Kritiker unter Tausenden von Büchern gerade dasjenige in die Hand fällt, über das er, aufgrund seiner ästhetischen und politischen Physiognomie, kompetent zu urteilen in der Lage ist. So kommt das groteske Resultat zustande, daß Kritiker sich zu Büchern äußern, mit denen sie eingestandenermaßen nichts anzufangen wissen, weil sie jenseits ihres geistigen Horizonts liegen - ungefähr so, als wolle ein Fußballschiedsrichter ein Symphonieorchester dirigieren oder ein Vegetarier die Qualität eines Beefsteaks beurteilen.

Damit bin ich bei den Kriterien der Kritik angelangt. Wie willkürlich und beliebig diese gemeinhin sind, zeigt sich schon bei einer flüchtigen Überprüfung der textuellen Indizien, auf die der Kritiker sein Urteil gründet: Ein- und dieselbe Textstelle kann, je nach Gusto des Rezensenten, als Beweis für das literarische Gelingen oder Scheitern eines Romans herhalten. Den Satz: »Die Sonne schien, der Himmel war blau« kann ich mit dem gleichen Recht als Originalschöpfung des Autors, als banales Klischee oder als raffinierte Entlarvung eines Klischees bewerten, weil sich über isolierte Ausdrücke und Sätze, außerhalb ihres sprachlichen Kontexts, nicht sinnvoll urteilen läßt.

Dahinter steht die seit Kant bekannte Tatsache, daß alle ästhetischen Urteile Geschmacksurteile sind, über die sich bekanntlich nicht streiten läßt; wohl aber läßt sich über die solchen Geschmacksurteilen zugrundeliegenden Vorurteile, Meinungen und Standpunkte streiten. Von daher die alte Forderung nach Offenlegung der Kriterien der Kritik, wie sie bereits Mitte der 60er Jahre Peter Schneider erhoben hat:

»Hier stellt sich die Frage, ob der Praxis einer Urteilsbildung zu trauen ist, über deren Regeln jede genaue theoretische Auskunft verweigert wird. Es ist unvermeidlich, daß der Kritiker, der immer wieder ein Urteil fällt, auch immer einen Standpunkt bezieht. Wenn er sich aber weigert, sich auf einen Standpunkt festzulegen, so kann das nur daran liegen, daß er sich auf *einen* Standpunkt nicht festlegen will. Offenbar will er sich seine Möglichkeiten nicht beschneiden. Offenbar will er auf jene Objektivität in der Praxis nicht verzichten, deren Möglichkeit er in der Theorie ablehnt.

Dem Leser kann dabei nicht wohl werden. Denn wenn der Kritiker seinen Standpunkt nicht zu erkennen gibt, kann der Leser nicht kontrollieren, wie er zu seinem Urteil kommt. Fehlt aber dem Leser diese Kontrolle, so ist zu fürchten, daß sie auch dem Kritiker fehlt. Gerade wenn seine Maßstäbe in keinem systematischen Zusammenhang stehen, muß er Gefahr laufen, mit ihnen in Widersprüche oder Gewohnheiten zu stolpern.«

Diese Sätze sind noch heute unvermindert aktuell. In den sechzehn Jahren, seit Peter Schneider diese Diagnose stellte, hat sich der Zustand des Patienten nicht etwa verbessert, sondern letal verschlimmert. Die Mehrheit unserer Kritiker beruft sich nämlich längst nicht mehr auf einen wie auch immer gearteten Standpunkt, der erkennbar und damit auch kritisierbar wäre, sondern auf sogenannte Trends, die sie selbst proklamieren, um sie dann mit schöner Regelmäßigkeit zu widerrufen: Heute subjektiv, morgen objektiv, gestern noch hysterisch und morgen schon wieder historisch. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn diese Trends literarische Entwicklungen skizzierten, die sich an Büchern ablesen lassen, aber in den meisten Fällen werden sie diesen bloß als verkaufsfördernde Bauchbinde übergestülpt:

Neuer Realismus und neue Innerlichkeit, neue Frauen- und demnächst sicher neue Friedensliteratur. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf diesem Gebiet war die im vorigen Jahr proklamierte neue Welle von Vaterliteratur, (deren Urheber sich zu ihrer Rechtfertigung nur auf ein einziges Buch eines einzigen Autors berufen konnten, Christoph Meckels Roman »Suchbild«), obwohl es doch, wie jedermann weiß, kaum ein nennenswertes Werk der Weltliteratur gibt, in dem dieses Thema nicht vorkommt. Wenn aber heute, im Sommer 1981, ein junger Autor einen Roman über seinen Vater zu schreiben begänne, stünde er als hoffnungsloser Nachzügler da, ein verspäteter Passagier, der in einem leeren Bahnhof auf einen längst abgefahrenen Zug wartet.

Der Trend zum Trend bedeutet die Kapitulation des Kritikers vor dem Literaturbetrieb, dessen Karussel sich von Saison zu Saison immer schneller dreht: Was als Buch herauskommt, ist im gleichen Moment schon, wie es im Fachjargon heißt,

»gestorben«. Das Be-sprechen von Büchern ähnelt immer mehr dem Be-sprechen von Warzen, die durch magische Litaneien zum Verschwinden gebracht werden sollen. Der Literaturbetrieb wird zum Fleischwolf, in den oben junge Autoren hineingesteckt werden, während unten Makulatur herauskommt.

Der Hunger der Maschine ist unersättlich: Wer Glück hat, wird mehrfach verwurstet oder zu Dauerwurst verarbeitet, in Schuber oder Kassette, bis auch bei ihm der Bibliotheksgroschen fällt, und er als Frührentner bei der Verwertungsgesellschaft Wort endet. Kein Wunder, daß manch einem schon vom Zuschauen der Appetit vergeht, denn - um noch einmal Peter Schneider zu zitieren - »der Leser befindet sich in einem Zustand chronischen Vollgefressenseins, ohne irgend etwas Handfestes zu sich genommen zu haben.«

Damit bin ich beim dritten Punkt meiner Überlegungen angelangt: Kritik und Publikum. Damit nicht alles falsch wird, muß ich spätestens hier eine Einschränkung machen: Wenn ich im folgenden »Kritiker« sage, meine ich damit vor allem den Großkritiker, dessen Arbeit, was seine Publikumswirkung betrifft, allein eine meßbare Größe darstellt. Obwohl er nur eine Minderheit unter den Kritikern repräsentiert, hat er doch wie kein anderer ihr Berufsbild in der. Öffentlichkeit geprägt. In dieser Hinsicht ist er mit dem Großschriftsteller verwandt, der kritische Einwände gegen seine Bücher mit dem Hinweis auf deren Auflagenhöhe kontert; auch der Großkritiker kann zu seiner Rechtfertigung stets auf seine Beliebtheit beim Publikum verweisen, die sich im wöchentlichen Plebiszit der Feuilletonleser niederschlägt: Er hat die höheren Einschaltquoten.

Daran ist nicht zu rütteln; zu fragen ist nur, was er daraus macht, das heißt, ob und wie er dem Anspruch aller Kritik, Mittler zwischen Autor und Publikum zu sein, gerecht wird. Was dem Großkritiker dabei im Weg steht, ist vor allem er selbst, genauer gesagt: seine Eitelkeit, die bei derartigen Größenordnungen unausbleiblich ist. So wie der Großkritiker den Autor nur noch als Souffleur benötigt, der ihm die passenden Stichworte liefert, wird das Publikum für ihn zum bloßen Resonanzboden, der ihm das Echo seiner Worte zurückbringt. Der Großkritiker ist nämlich nicht nur ein verhinderter Schriftsteller wie andere Kritiker auch, er ist sein eigener Autor und sein eigenes Publikum in einer Person: Bücher und deren Leser sind für ihn nur ärgerliche, aber leider unentbehrliche Reibflächen, an denen er das Feuer seines Geistes entzündet.

»Am Montagmorgen, zur Stunde, da im Winter der Tag hinter den geschlossenen Vorhängen noch bleich ist, schlug er den *Constitutionnet* auf und spürte, daß im gleichen Augenblick die von ihm gewählten Worte in viele Zimmer von Paris die Neuigkeit der glänzenden Gedanken brachte, die er gefunden, und bei vielen die Bewunderung hervorriefen, die jemand für sich selbst empfindet, der bei sich eine bessere Idee hat entstehen sehen, als er je bei anderen gelesen hat... Indes der Himmel über dem bleichen Tag die Farbe der Glut in den nebligen Straßen annimmt, tragen Tausende noch vom Druck und dem nassen Morgen feuchte Zeitungen(...) seine Gedanken in alle Häuser.

Er läßt rasch weitere Exemplare der Zeitung kaufen, um mit den Fingern das Wunder dieser verblüffenden Vervielfältigung zu berühren, sich die Seele eines neuen Käufers zu geben, mit unvorbereiteten Augen dieses andere Exemplar zu öffnen und darin die gleichen Gedanken zu finden. Und als die Sonne über den violettfarbenen Horizont gesprungen ist, sieht er triumphierend sein Denken zur gleichen Stunde in jedem Geist aufsteigen wie eine Sonne und ihn ganz mit seinen Farben tönen... Und so erschienen ihm seine Artikel wie eine Art Bogen, dessen Beginn sehr wohl in seinem Denken und in seiner Prosa ruhten, doch dessen Ende in den Geist und die Bewunderung seiner Leser eintauchte, wo er seine Krümmung beendete und seine letzten Farben erhielt.«

Um Mißverständnissen vorzubeugen: in diesem Text ist weder von Joachim Kaiser noch von Marcel Reich-Ranicki die Rede, sondern von dem französischen Kritiker Sainte-Beuve (1804l-1869), dem Proust vorwirft, die Literatur ans Feuilleton verraten zu haben, indem er sie in seinen »causeries du lundi« in eine höhere Form von Klatsch verwandelte: Konversationsstoff für Cocktailparties. Gegen diese Gefahr ist kein Rezensent gefeit, im Gegenteil: Die meisten kleineren Kritiker wiederholen die Fehler der Großkritiker, ohne deren Tugenden zu teilen.

Damit meine ich vor allem den Vorzug der Deutlichkeit, das heißt die Bereitschaft, scharfe und meinetwegen auch einseitige Urteile zu fällen. Aus Angst, mit einem Großkritiker verwechselt zu werden, scheuen sich viele kleinere Kritiker, überhaupt noch Urteile abzugeben, und schreiben stattdessen bloße Inhaltsangaben oder überschwengliche Lobeshymnen. Aber kein Urteil ist auch ein Urteil, da Stimmenthaltung zumeist der herrschenden Mehrheit nützt, und ein falsches Lob kann für den Autor peinlicher sein als der schlimmste Verriß.

Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Ich plädiere nicht etwa für die Abschaffung der Kritik, sondern für eine Literaturkritik, die sich auf der Höhe ihrer Gegenstände befindet. Das ist nicht nur eine Frage des Talents, sondern auch eine Frage des Fleißes: Wer sich darauf einläßt, über einen 500-Seiten-Roman 30 Zeilen á 60 Anschläge zu schreiben, der muß sich nicht wundern, wenn er am Ende nur den Klappentext paraphrasiert. Essayistische Kritiker wie Susan Sontag oder Roland Barthes, die ernst machen mit der Literatur, sind dagegen bei uns noch immer dünn gesät. Wer einen Essay schreibt an Stelle einer Rezension, der kommt nämlich nicht umhin, sich über sein eigenes Handwerk Rechenschaft

abzulegen, einen Standpunkt nicht nur zu haben, sondern auch zu benennen - daraus kann dann nicht nur der Leser etwas lernen, sondern auch der Autor.

Ich plädiere also für Kritik im angelsächsischen oder französischen Sinne von Criticism oder critique littéraire, was mehr mit Theorie und Philosophie zu tun hat als mit Verlagswerbung, für geistige Auseinandersetzung an Stelle des Schnellschusses aus der Hüfte: Im Idealfall hieße das, daß der Kritiker das Buch eines Autors mit einem eigenen Buch beantwortet, wie es Sartre mit Genet getan hat. Die stereotype Klage, daß die Kritik nicht als vollwertige Literaturgattung anerkannt wird, würde sich dadurch von selbst erledigen: Ich brauche nur an Lessing oder, in unserem Jahrhundert, -an Walter Benjamin zu erinnern, denen wir unseren Begriff davon, was Kritik zu leisten vermag, ja überhaupt erst verdanken.

Zum Schluß noch ein Wort in eigener Sache. Seit über siebzehn Jahren beobachte ich das Auf und Ab des Literaturbetriebs aus beiden Perspektiven: Als Autor, der mittendrin steckt, und als Kritiker, der das Karussel in Schwung hält. Ich habe die Verführungen des Metiers am eigenen Leib erfahren, seine Eitelkeiten und schlechten Gewohnheiten, gegen die kein noch so integrer Kritiker gefeit ist - alles, was ich hier vorgebracht habe, ist also auch als Selbstkritik gemeint. Umgekehrt habe ich als Autor, wenn ich Kritiken meiner Bücher las, die deprimierende Erfahrung gemacht, daß darin zwar von allem möglichen, aber nur selten von dem die Rede war, was mich beim Schreiben dieser Bücher beschäftigt, bewegt, betroffen hat. Ich weiß, daß es den meisten Autoren genauso geht.

Da ich diese Ausführungen mit einem Gedicht von Goethe begann, möchte ich sie, als braver Deutscher, mit einem Vers von Schiller beschließen, den ich mir und Ihnen ins Stammbuch schreibe:

Gutes in Künsten verlangt ihr? Seid ihr denn würdig des Guten

Das nur der ewige Krieg gegen euch selber erzeugt?

Literatur-Konkret 1981, S. 21

Klaus Stiller

Poetentaler, Urkunden und Medaillen

Literaturpreis-Verleihungen sind hierzulande Feierstunden für heimatkundlich engagierte Provinzgrößen

Ein dichtes Netz von Kultur- und Literaturpreisen überzieht unser Land. Es reicht von Aalen und Augsburg bis Bielefeld und Bremen, von Buxtehude bis Baden-Baden, von Braunschweig bis Breitbrunn am Chiemsee, von Kiel bis Karlsruhe und Konstanz, von Saarbrücken bis Sulzbach, von Wangen und Weiden bis Wesselburen und Witten.

Überall wird fleißig gefördert, eifrig anerkannt und entsprechend gewürdigt. Eine Flut von Arbeitsstipendien, Beihilfen, Plaketten, Auszeichnungen, Prämierungen. und Preisen steigt ständig aus den Untiefen der deutschen Seelenprovinz in jene schwindelnden Höhen, wo hierzulande Geist und Bildung vermutet werden.

Die Chancen, irgendeinen Kultur- beziehungsweise Literaturpreis zu ergattern, stehen für alle möglichen Leute, die sich für Künstler halten, recht gut - vorausgesetzt, sie entsprechen dem Bild, das man sich in unserem Volk von einem »Kunstgenie« macht. Dieses hat seinen Wohnsitz in Wolkenkuckucksheim - einem deutschen Olymp irgendwo zwischen Bayreuth, Weimar und Worpswede. Die Wurzeln seiner Kraft stecken unheimlich tief in jener heimatlichen Erde, aus der es selber »stammt«, obwohl sein Geist mit notorischer Vorliebe über allen Gipfeln und Wipfeln schwebt, wo es kaum einen Hauch gibt, außer dem Anhauch ebendieses Genies, dessen Geist aus Flaschen steigt und überquillt vor Schnapsideen.

In jenem Urdunst, hochobe; und jenseits von Gut und Böse, wandelt es in göttlicher Einsamkeit, und falls es einmal hinabblickt auf allzu menschliche Kümmerlichkeiten, so erscheint da drunten alles winzig, mickrig, lächerlich klein und nichtig.

Also spricht das deutsche Kunstgenie nur ungern und widerwillig von so niedrigen Dingen wie Politik, Gesellschaft und sozialen Unterschieden, denn von höchster Warte aus betrachtet schrumpfen irdische Abstände und Entfernungen zu großen Einheiten zusammen: Gegensätze heben sich wie von selber auf, Widersprüche verklingen in der unendlichen Leere des Raums, und die Welt ruht als blau-glänzender Ball in der Weite des Alls.

Tatsächlich wären Deutschlands im Absoluten herumirrenden Nacht- und Nebelgeister jederzeit leicht in Gefahr, ins immer größer werdende Universum abzudriften, um - darin verschwimmend - unendlich eins zu werden mit dem Weltganzen oder endlich gar von einem unerforschten »schwarzen Loch« auf Nimmerwiedersehn verschluckt zu werden, hätten sie nicht - wie gesagt - ihre in tiefe Provinzerde hinabreichenden Urwurzeln. Diese verbinden sie unterirdisch mit einem unpolitischen Volk, das sich Künstler als immaterielle Wesen vorstellt, deren größte Gabe es zu sein scheint, vom Nichts die eigene Leblosigkeit zu fristen.

Einer solchen Kunst gebührt Ehre! Und die engere Heimat ehrt ihre tief heimatverbundenen, antipolitischen Geister:

Die ehrlichste Ehrung ist hier die Ehrung an sich: Das Kunstgenie wird ehrenhalber bargeldlos abgespeist und erhält beispielsweise »für Verdienste um die Fränkische Dichtung« von der Würzburger »Dauthendey-Gesellschaft« die »Dauthendey-Plakette« samt Ehrenurkunde.

In München werden von einem »Deutschen Kulturwerk Europäischen Geistes« »goldene Ehrenringe« *verliehen:* »Die Ehrungen werden in der Regel jährlich an je einem Empfänger vorgenommen. Dieser erhält einen 'goldenen Wanderring' mit dem Recht der Nachbildung.« Es gibt diese Ehrenringe in zweifacher Ausführung. Der eine ist »Dem Deutschen Gedicht« gewidmet, der andere »Der Deutschen Literatur«.

Der »Deutsche Ärztinnenbund e.V.« in Oberaudorf (Bayern) vergibt alle zwei Jahre als besondere »Auszeichnung von Spitzenleistungen« in der »Sparte Jugendliteratur« eine »silberne Feder im gravierten Etui«, mit dem Hinweis, daß damit ansonsten »keine materiellen Zuwendungen verbunden« sind.

1978 hat der Ministerpräsident des Landes Rheinland-Pfalz die bronzene »Carl-Zuckmayer-Medaille« gestiftet. Sie soll entweder als »Anerkennung eines Lebenswerkes« oder als »Auszeichnung von Spitzenleistungen« verstanden werden. Auch dieser Preis hat mehr Symbol- als Metallwert, denn auch in diesem anspruchsvollen Fall ist »mit der Ehrung keine Zuwendung verbunden«.

Etwas großzügiger zeigt sich die »Deutsche Gartenbau-Gesellschaft«, ein in Bonn eingetragener Verein. Er will den »sozialen Gartenbau« und das »Gärtnern in der Freizeit« fördern und honoriert deshalb die »Spitzenleistung eines überragenden Sachbuchautors« im Bereich »gärtnerische Literatur« mittels einer »silbernen Medaille, die jeweils individuell gestaltet wird«.

Goldmedaillen vergibt der 1976 in Berlin gegründete Verein »Gastronomische Akademie Deutschland« an Kochbuch-Autoren, und eine »Goldene Nadel« hält die in derselben Stadt ansässige »Dramatiker Union« für einige ihrer Mitglieder bereit.

Der in West-Berlin eingetragene Verein »Verband der deutschen Kritiker« verbindet theoretische Großzügigkeit mit praktischem Geiz. Auch er zeichnet »Spitzenleistungen« aus, fördert den »Nachwuchs«, erkennt »Experimente« und »neue Initiativen« an. Aber es sind simple Urkunden, die alle bisherigen 200 Preisträger als Auszeichnung erhalten haben.

In Bonn residiert eine »Stiftung Ostdeutscher Kulturrat«. Sie vergibt zur »Anerkennung besonderer Verdienste um die Wahrung und Weiterentwicklung des ostdeutschen Kulturerbes« einmal pro Jahr eine Bronzemedaille. Mit der Verleihung ist freilich wiederum »keine finanzielle Zuwendung verbunden«.

Stolz gibt sich der »Senat der Freien Hansestadt Bremen«: »Anerkennung eines Lebenswerkes« soll zuteil werden, »hervorragende Leistungen auf kulturellem Gebiet« gilt es zu prämieren. Nichts ist einfacher, als aus dem Leeren zu schöpfen: »Auf Vorschlag des Senators für Wissenschaft und Kunst« vergibt der Senat »nach Bedarf eine Medaille für Kunst und Wissenschaft«, allerdings »nur an Personen, die längere Zeit in Bremen gewirkt haben«.

Noch weniger Aufwand treibt der »Magistrat der Stadt Darmstadt« bei seiner »Johann-Heinrich-Merck-Ehrung«: »Im Gedenken an Darmstadts großen Bürger Johann Heinrich Merck, der in Wissenschaften und Künsten, im politischen Leben und im Bereich geselliger Bildung das Beispiel eines universalen geistigen Strebens gegeben hat, kann die J.-H. Merck-Ehrung Persönlichkeiten verliehen werden, die in ihrem Beruf einmalige oder wiederkehrende hervorragende wissenschaftliche, künstlerische oder wirtschaftliche Leistungen zur Förderung des Wohls der Stadt und der Mehrung ihres Ansehens erbracht haben.«

Die Preisvergabe ist jederzeit möglich und einfach: »Die Verleihung wird durch Überreichung einer Urkunde vollzogen, die die Verleihung und den Beschluß des Magistrats bezeugt.«

Auch die Stadt Dülmen wünscht, daß wenigstens die Künstler in der Praxis »in einer Zeit der Überschätzung der materiellen Werte« dem allgemein anerkannten Zeitgeist entgegenwirken und - hungern. Zu diesem Zweck verleiht sie seit 1958 eine »Kulturplakette«. Sie besteht aus »einer kreisrunden Medaille mit folgendem Aufdruck: Auf der Vorderseite Wappen der Stadt Dülmen mit Umschrift 'Stadt Dülmen', Rückseite: Kulturplakette der Stadt Dülmen, Datum der Verleihung, Name des ausgezeichneten Bürgers«.

Die »Heinrich-Heine-Gesellschaft« zu Düsseldorf will Persönlichkeiten auszeichnen, »die sich im Geiste Heinrich Heines durch literarische, publizistische, künstlerische oder sonstige Leistungen verdient gemacht haben«. Zu diesem Zweck vergibt sie »in unregelmäßigen Abständen an jeweils einen Empfänger eine künstlerisch gestaltete Bronze-Plakette«.

Papierene Urkunden, allerlei Plaketten, Stadtsiegel, »Poetentaler«, Silberschalen und Medaillen aus Gold, Silber und Bronze werden von Länderregierungen, Groß- und Kleinstädten, Vereinen und privaten Vereinigungen mit hochstaplerischer Gönnergeste verliehen, zumeist als besondere Anerkennung von »Lebenswerken« und »Spitzenleistungen«.

Weder der Kultusminister des Landes Hessen noch die Stadtverwaltungen von München, Frankfurt, Hamburg, Duisburg, Mainz, Mannheim, Regensburg, Osnabrück und Hanau scheinen zu merken, daß sie mit dem Firlefanz von Scheinauszeichnungen nichts weiter vorspiegeln als die verkommene Tradition eines Mäzenatentums, das in unserer Gesellschaft nur noch als Anspruch überlebt hat, über eine Institution eigene und fremde Eitelkeiten in Einklang zu bringen.

Schon im Jahr 1978 zahlten Karla Fohrbeck und Andreas Wiesand in ihrer Untersuchung »Handbuch der Kulturpreise« allein für die Sparte Literatur 278 Einzelvergaben »undotierter Auszeichnungen«. 35 Prozent der »Preisempfänger« bekommen außer den besagten »Ehrengaben« oder »Ehrenurkunden« keinen Pfennig, 29 Prozent erhalten zwar »Ehrensolde«, doch sind dies zumeist einmalige Sozialhilfen für alte, erfolglose Autoren, die den Verleihern keine 1.000 Mark wert sind. In der Klasse bis 5.000 Mark liegen weitere 21 Prozent der Preise, darüber nur 15 Prozent. Unter 100 »Geförderten« befinden sich konsequenterweise pro Jahr nur zwei, die einen »Hauptpreis« über 10.000 Mark erhalten.

Bedenken wir, daß ein Teil dieser Gelder an Bedingungen geknüpft ist, die jeden Normalverbraucher von vornherein abschrecken müssen, so kommen wir zu dem Ergebnis, daß es in der Bundesrepublik eine seriöse Literaturförderung nicht gibt, am wenigsten für die gesellschaftskritischen Autoren des eigenen Landes.

Welcher verheiratete Schriftsteller mittleren Alters, der beispielsweise in West-Berlin, Hamburg oder München lebt und arbeitet, könnte sich den Luxus leisten, ein Jahr lang für den scheinbar hohen Betrag von 25.000 Mark ins Sauerland zu ziehen, um in vorgeschriebener Selbstisolation vor sich hinzubosseln, ohne zu berücksichtigen, was inzwischen aus der am Wohnort zurückgelassenen Familie oder auch nur allen laufenden Unkosten wird?

Die nette Absicht der »Märkischen Kulturkonferenz«, »dem Künstler« Gelegenheit zu geben, »ein Jahr lang in weitgehender materieller Unabhängigkeit zu arbeiten« geht an hiesigen Realitäten vorbei, es sei denn »Stadtschreiber« soll

als synonymer Begriff für »Stadtstreicher« verwendet werden.

Die meisten westdeutschen Literaturpreis-Verleihungen sind regionale oder lokale Feierstunden für heimatkundlich engagierte Provinzgrößen. Der »Förderpreis für Bergkamer Autoren« in Höhe von 500 Mark, 300 Mark und 200 Mark«, ausgeschrieben für »Autoren, die in der Stadt Bergkamen leben beziehungsweise arbeiten«, unterscheidet sich tendenziell kaum vom »Angerburger Literaturpreis des Landkreises Rotenburg (Wümme)«, der »alle drei Jahre in Höhe von 1.000 Mark« vergeben wird und zwar »nur für literarische Werke Angerburger Schriftsteller oder den Kreis Angerburg betreffende, deutschsprachige Literatur«.

Daß sich hinter mancher Heimatverbundenheit politische Nostalgiebewegungen rühren, zeigen zwei in Bonn angesiedelte Vergabegremien: Die »Stiftung Ostdeutscher Kulturrat« vergibt Medaillen als »Anerkennung besonderer Verdienste um die Wahrung und Weiterentwicklung des ostdeutschen Kulturerbes«, und die »Vertretung der Freien Stadt Danzig«stellt für ihren »Kulturpreis« die Bedingung: »Der Preisträger oder sein Werk müssen mit Danzig verbunden sein.«

An einem totalen Heimatbegriff orientieren sich die wenigen Großpreise wie der »Georg-Büchner-Preis«, der »Goethepreis der Stadt Frankfurt« oder der »Friedenspreis des Deutschen Buchhandels«, die entweder großdeutsche Kulturansprüche (»deutschsprachiger Raum«) anmelden, weltliterarische Maßstäbe vorgeben (»einer dem Andenken Goethes gewidmeten Ehrung würdig«) oder die Provinzialität unseres Kultur- und Literaturbetriebs hinter der Maske von Weltoffenheit verbergen: »Der Preisträger wird ohne Unterschied der Nation, der Rasse und des Bekenntnisses gewählt.«

Gesellschaftskritische Autoren der Bundesrepublik bleiben schon deshalb unberücksichtigt, weil es an der westdeutschen Gesellschaft bekanntlich nichts zu kritisieren gibt.

Literatur-Konkret 1981, S. 26

Ingrid Klein

Literatur auf dem Strich

Bücher aus und über das Nutten-Milieu überschwemmen den Markt

»WENN ich wählen könnte: Da sind 100.000 Mark und da ist das Glück - da würde ich das Glück wählen«, sagt nicht Diana, Royal Darling, the Princess of Wales, sondern ein Waisenkind, das im Puff gelandet ist. Mag sein, daß die »Hure aus Passion«, Domenica, das tatsächlich glaubt. Ganz sicher nicht die Journalistin Fee Zschocke, die ihr diesen Schwachsinn entlockt und zu Papier gebracht hat. Bestimmt nicht der Fotograf Andrej Reiser und erst recht nicht der Eichborn-Verlag, der das Hochglanzwerk der beiden über das schmutzige Geschäft in der Hamburger Herbertstraße á 28 Mark an den Mann bringt.

Denn: Ist auch das Geschäft mit der schnellen Mark via Peep-Shows und amtlich geprüften elektronisch gesteuerten Fickmaschinen noch schneller geworden, lukrativer keinesfalls - jedenfalls nicht für die Prostituierten. Dafür floriert inzwischen das Geschäft *über* die schnelle Mark: Bücher aus dem Milieu oder was sich dafür hält überschwemmen den Markt. Allen voran der »Klassiker der erotischen Literatur«: »Die fröhliche Nutte« von Xaviera Hollander, mit einer weltweiten Auflage von 4,4 Millionen.

Nach »Xaviera - die Frau mit Vergangenheit«, »Meine wilden Jahre« und »Xavieras Reisen in die Sinnlichkeit« das vierte Werk von Frau Hollander, einer siebensprachigen, in Holland aufgewachsenen Arzttochter, die vom Vögeln aufs Schreiben gekommen ist, und in der Reihe »Exquisit-Bücher« des Heyne-Verlages als »Kostbarkeit der amourösen Dichtung« und »seltenes Werk der galanten und erotischen Literatur« angepriesen wird. Die Rosa-Plastik-Erotik vom Puff als zweiter Familie und kostengünstiger Sexualtherapie (»Ich wollte ihm helfen, daß er eines Tages eine nette Freundin haben konnte«) ist verlogener als jedes Männermagazin á la »Playboy« oder »Penthouse«, weil es nicht einmal das ist: eine Wichsvorlage.

Die Endlosaufzählungen der Fickereien einer rund um die Uhr geilen »fröhlichen Nutte«, die verschämt gesteht, auch vor einem Schäferhund nicht halt gemacht zu haben (»Schließlich ist das bestimmt nicht sehr normal und schon gar nicht schick. Ich war aber damals wahnsinnig geil«), sind schlicht langweilig. Diese Beschreibung eines Gruppenficks mit acht Italienern aus New Jersey, die alle auf einmal bedient werden wollten: »Ich lutschte, spuckte, lutschte weiter, und wünschte mir nichts sehnlicher als eine Flasche mit Mundwasser, um mir den Mund ausspülen zu können«, erregte höchstens noch Talk-Show-Moderatoren.

Wolfgang Menge von »III-nach-9« wollte es ganz genau wissen, bat die Dame, die ihr Bordell in New York inzwischen nicht mehr betreibt, sondern darüber schreibt und Gastvorlesungen an diversen Universitäten hält, ins Studio und befragte sie öffentlich nach der nächsten Massen-Fick-Szene: Wie es denn, ob sie denn, also kurz, man müßte doch eigentlich danach einige »Sitzschwierigkeiten« haben? Er konnte beruhigt werden. Was nun wieder Sybil Gräfin Schönfeldt im »Zeit«-Magazin beunruhigt:

Wo sind wird eigentlich? »Die Prostituierten verlangen nach einem anderen Rollenbild. Sie wollen nicht mehr Nur-Nutten sein... Und sie werden gehört und gedruckt und ernst genommen... Außerdem stehen ihnen... alle Medien zur Verfügung.« Was nicht ganz stimmt. Es stehen ihnen nur die Medien zur Verfügung, die Geld damit verdienen, und eine zweite Sorte, die »iiihhh« sagt und sich dabei heimlich einen runterholt. Der Erfolg des Publizitätsschubs für Xaviera Hollander durch Wolfgang Menge liest sich im »Penthouse«, wo Frau Hollander als Expertin Leserbriefe beantwortet, so:

»Mich würde interessieren, ob Sie oder Marianne Koch bei der Wahl ihrer Kleidung (gemeint ist, ob die Damen einen Slip trugen, d. Verf.) zum Beispiel für die Talkshow »III-nach-9«, ähnlich verfahren sind, um vielleicht der Hitze in den Studios zu entgehen.« Der junge Mann wird durch die »im Prinzip ja, im speziellen Fall nein«-Antwort enttäuscht. So wie bisher ca. 300.000 bundesdeutsche Leser des Heyne-Verlages (»Wir sind mit Auflagenzahlen sehr vorsichtig«) weiterhin mit einer ungestillten Sehnsucht nach Erotik leben müssen.

Die Verlogenheit einer heilen call-girl-Welt vom Zuschnitt Xaviera Hollanders und der sie protegierenden Medien gab es immer und ist noch ehrlich zu nennen, wenn man sie vergleicht mit der neuen »Ehrlichkeit« von zum Beispiel Pieke Biermann, einer ehemaligen Germanistik-Studentin und Nutte auf Zeit, die sich und ihre »Kolleginnen« für emanzipiert hält und durch ihren Job im Rowohlt -Verlagslektorat auch gleich ein Buch aus ihrem einträglichen und risikolosen Spaziergang ins Milieu machen konnte: »Wir sind Frauen, wie andere auch«. Der Verlag und die Autorin bekamen Zulauf von einer Seite, von der sie es am wenigsten erwarten konnten:

Von Feministinnen, die alles gut finden, Hauptsache, es kommt von Frauen, und die den Straßenmädchen zuriefen: Weiter so, Schwestern, wir sind stolz auf euch, und ihr könnt es auch sein, ihr werdet dafür wenigstens bezahlt. Ingrid Kolb fragt im »Stern« zu recht: »Wann kommt in Berlin der 'Emanzen-Strich'?« - Das Buch von Pieke Biermann geht in die zweite

Auflage. Womit gewährleistet ist, daß zwei Parteien nicht nur bezahlt, sondern gut bezahlt wurden: Der Rowohlt-Verlag und seine einschlägig erfahrene Autorin.

Die absolute Spitze an Verlogenheit sind die Texte von Fee Zschocke in der bereits erwähnten »Domenica«. Diese geborene höhere Tochter, deren gesammelte Amouren bei Zweitausendeins nachzulesen sind, erfüllte sich ihren Kinder-Nutten-Traum, spielte ein bißchen »Belle de Jour« und recherchierte vor Ort, putzte sich auf nach Nuttenart und setzte sich selbst ins Schaufenster, um das Milieu so richtig zu inhalieren - mit einer Ausnahme: Selbstverständlich schaffte sie nicht richtig an, was in vielen Buchbesprechungen immer wieder betont wird. In diesen Kreisen fickt man eben nicht für'n Fünfziger, sondern für mehr oder anders.

»Draußen, die Frauen, die können sich von denen hier manche Scheibe abschneiden. Hier gibt's einen stärkeren Ehren-Kodex als bei den Soliden. Hier würde doch keine einer anderen den Mann ausspannen«, zitiert Fee Zschocke Anni aus der Herbertstraße. »Draußen, die Frauen«, das sind die guten Feen, die bei ihren Männergeschichten ihren eigenen Kodex haben: Sie spannen Freundinnen nicht nur ihre Männer aus, sondern protokollieren das auch noch peinlich genau:

»Nico ist ein Chauvinist der schlimmsten Sorte. Yvonne, seine Frau, weiß nie, wann er wiederkommt.« Aber »Yvonne erträgt das alles klaglos«. Auch, daß Freundin Fee sich nach einer Schamfrist von drei Jahren, die ist sie sich als Emanzipierte schuldig, ebenfalls auf Nico »einläßt«, wie man das dann nennt. - Von dem Angekoberten bei Zweitausendeins (Mai 81: 5. Auflage) und beim Eichborn-Verlag (3. Auflage) dürfte Frau Zschocke inzwischen gut leben können.

Nicht so Dora Koster, eine Schweizer Prostituierte. In ihrem Buch: »Nichts geht mehr. Stationen einer Frau aus dem Milieu« beschreibt sie das Milieu so grauenvoll, wie es ist: »Im allgemeinen nennt man uns den Abschaum der Gesellschaft, asoziale Geschöpfe und Trinkerinnen ... « Doras Nutten-Karriere ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel: »Zu Beginn setzt man Ehre gegen Geld ein. Es ist kein Geheimnis, daß man mit genügend Kapital auch wieder einen guten Ruf erkaufen kann. Daß es aber den wenigsten Frauen gelingt, ihr Geld auf die Seite zu schaffen, ist auch bekannt. Eine traurige Tatsache, vor allem, weil es häufig der gutgläubigen Frauenseele zuzuschreiben ist, wenn das Geld wieder in die Taschen der Zuhälter fällt.«

Sechzehn Jahre hat Dora Koster das mitgemacht, bis sie an den Verleger des Züricher Unionsverlag geraten ist. Um Doras Autobiografie zu bekommen, köderte er sie mit einem »Scheinvertrag«, damit nicht gleich der Schweizer Fiskus (Dora Koster hat Steuerschulden von ca. 56.000 Schweizer Franken) alle Erlöse einsacken konnte. Dora machte mit - und hätte, bei einer verkauften Auflage von laut Verlag inzwischen 25.000 Exemplaren á 22,80 trotz Steuerschulden, gut von dem Rest (ca. 20.000 Schweizer Franken) leben können, wenn nicht der Herr Verleger den Scheinvertrag inzwischen zu einem Vertrag erklärt hätte: Die Druckkosten würden mehr oder weniger genau die Summe ausmachen, die ihr zustehen würde (so Peter Amstutz in der »Frankfurter Rundschau« vom 13.8.1981).

In einer Gegendarstellung spricht der nach eigener Aussage linke Unionsverlag von »grotesken Fehlinformationen«, einem »normalen Verlagsvertrag« und »monatlicher Auszahlung des Honorars an die Autorin, um ihr ein möglichst regelmäßiges Einkommen zu sichern.« Das Einkommen ist so regelmäßig, daß Dora Koster nicht in Ruhe ihren geplanten Politkrimi schreiben konnte: »Ich mußte mit blutendem Unterleib auf die Straße gehen.« Sie fühlt sich vom Verlag (»Die sind mir in den Arsch gekrochen, bis sie meine Unterschrift hatten. Danach ha ben sie mich wie Scheißdreck behandelt.«; betrogen und sagt es auch. Für den wiederum »sind das alles so Sachen, die Frau Koster rumerzählt. Wir sind als linker Verlag in die Rolle des Sündenbocks reingeraten.«

Wen wunderts, wenn der gleiche Verleger, der Dora Koster sagt, daß sie ihm eine Kugel durch den Kopf jagen könne, wenn er sie betrügen würde, ihr drei Tage vor Weihnachten eröffnet, daß er ihr leider kein Geld auszahlen könne. »Von dieser ganzen linken Szene habe ich die Nase voll. Mein Verleger ist nur Kommunist gewesen, solange er pleite war. Jetzt wo er reich ist, interessiert ihn nichts mehr.« Dora Kosters Versuch, aus dem Milieu endgültig auszusteigen, nicht mehr »Abschaum« zu sein, war bisher so ideenreich wie erfolglos.

Ein Tea-Room-Besitzer hatte bereits die Verhandlungen mit ihr über einen zu mietenden Zwei-Quadratmeter-Kiosk abgebrochen, weil »von Zigaretten und Kaugummi, nicht von linken Büchern die Rede war,« und die Schweizer Finanzbehörde denkt auch nicht daran, ihr wie jedem Normalbürger auf Antrag die Steuerschulden zu stunden: »Es ist anzunehmen, daß Dora Koster eine Erfolgsautorin wird. Deswegen sind wir nicht gewillt, ihr entgegenzukommen. Andererseits interessiert uns ein Berufswechsel von einer Dirne zu einer Schriftstellerin nicht.« Ende September wird Dora Kosters Verdienst konfisziert.

Die Frau, die die Hoffnungslosigkeit des Nuttendaseins so lange überlebt hat – und zwar hauptsächlich durch eine immer größer werdende Wut: »Warum suchen sie Frauen, wenn sie Schweine brauchen! Sollen die Heuchler doch Ställe bauen statt Kirchen, man könnte ja immer noch an die Tür schreiben: Verein Christlicher Schweine« - hat inzwischen mit dem christlichen Stall des Unionsverlags abgeschlossen und bringt ihren Politkrimi »Mücken im Paradies« zur Buchmesse im Orte-Verlag, Zürich heraus. Ein weiteres Projekt von ihr: »In den Klauen eines Verlegers«.

Die genannten Bücher aus der Flut der von linken, rechten und von Frauenverlagen publizierten Werke, die mit aufklärerischem, emanzipatorischem touch die »endgültige Wahrheit übers Milieu« verbreiten, sind in Wahrheit Studien über die fortschreitende Verhurung des Verlagsgewerbes, das im Moment die Randgruppe Prostituierte abkocht, bis wirklich »nichts mehr geht«.

Literatur-Konkret 1981, S. 28

Günter Herburger

Lob den Kannibalen

Heerscharen schlagen ans Fenster,
mein Schatz, der Kinder gebar,
liegt im Bett und ängstigt sich.
Es sind Heuschrecken unterwegs
zu Kaminen und Ziegeleien
mit verzehrendem Handwerkszeug.

Elefanten sterben,
ihre Rüssel sind verstopft,
nur Pinguine schreien noch.

Im Eis gibt es noch
Plätze und ein wenig Futter
für Leute mit Gefieder.

Diese Scholle,
nun bricht sie auch, ach im Blau
des ewig kalten Meers!

Wir müssen uns einfetten,
zum Beispiel nicht scheuen
dampfenden Urin.

Drei Ziele gehören zusammen,
das Paddel, der Pelz,
und duftendes Muskelspiel.

Vorstellbar
hinter dem Fenster in der Stadt liegend,
daß wir Menschenfleisch äßen,

und es nähert sich Begeisterung
wie es wäre,
ein Stück aus dem Schenkel zu schneiden

des Schätzelchens,
das seiner Beachtung vertrauen kann,
ruhend auf Gewissenspolstern.

zur Nacht;
es hat zugestimmt,

die weichen Füße der Regenbögen geben nach.

Literatur-Konkret 1981, S. 29

Gerhard Hesler

Circa fünf Lesen wünsch‘ ich mir

Eigenartigerweise wurde ich nie darauf angesprochen, ob ich das Gerücht, ich schriebe seit gut zehn Jahren in die Schublade, vielleicht selber lanciert hätte. Sie sind aus meinem Selbstwertgefühl nicht wegzudenken: die wissenden, verschwörerischen Blicke, die Gesten des Sich-Bekreuzigens, die ungebetenen Ratschläge: »Das schaffst du nie, gedruckt zu werden, eher gewinnst du im Lotto. «! Sehen oder gar lesen wollte jedenfalls niemand was. Meine Bekannten, die sich als Komplizen geben, sind sehr diskret.

»Diskretion Ehrensache« ist ja, wie ein gedruckter Kollege formuliert hat, der Sinnspruch im Wappen der Prostitution, ich denke dabei natürlich an die literarische. Die einen stellen sich vor, ich hätte meine Ungedruckten in der Art gewisser Pensées angelegt. Andere tippen auf exemplarische Tagebücher oder auf ein nicht enden könnendes Textquantum á la Roman fleuve, niederzukämpfen im Wettlauf mit dem eigenen Autoren-Ableben, posthume Veröffentlichung, aber nie komplett. Mag sein, daß ich solche Spekulationen gestärkt habe durch gelegentliche literaturtheoretische Ausführungen, die mit dem Phänomen des Fragments zu tun hatten.

Dies wiederum ist aufs engste verknüpft mit meinen Lesegewohnheiten. Ich lese, kurz gesagt, nur Überschriften und erste Absätze. Ein Buch zu Ende zu lesen, passiert mir nur bei Pflichtlektüre. Überschriften, ja, und ein paar Sätze. Bin ich mit den ersten Sätzen einverstanden, sinniere ich noch ein bißchen und denke: weiter so, guter Mann, gute Frau, mach nur weiter so, von mir hast du Vollmacht. Mit dem Lesen abzubrechen qualifiziert mich als einen Mann des Fragments. Beim Lesen wie beim Schreiben. Und ein Fragment zuende schreiben, bloß um es abzuliefern? Ich weiß nicht recht... Wie auch immer, meine Bekannten lesen mich nicht und ich belästige sie nicht mit meinen Ungedruckten. Gut passen wir zusammen.

Zu den Ponderabilien, die meinen Umgang mit meinen Ungedruckten komplizieren, zähle ich nun aber Anfälle, die mich mitten in klarsichtigen grundsätzlichen Überlegungen mit an Sentimentalität grenzender Wahrscheinlichkeit heimsuchen und verunsichern: Heimlich wünsche ich mir dann doch Leser. So circa fünf. Ich würde mir gern, wie die besseren Prostituierten, mein Publikum selber aussuchen. Wenn man Intimes preisgibt, möchte man sich nicht dem erstbesten ausliefern. Wer einmal mit zusammengebissenen Zähnen zuhörte, wie ein Deutschlehrer seinen Aufsatz den andern zum Vorbild vorlas - wo ihm jedesmal, wenn Schulkumpane in sein Aufsatzheft Einsicht zu nehmen versuchten, ein Reflex gebot, eine Prügelei vom Zaun zu brechen - wer da einmal hindurchmußte, der weiß um die Intimsphäre der etwaigen Schriftstellerei.

Fünf Leser, die mich lesen würden. Ich käme nicht in jene Situation, in der mir gedruckte Kollegen zuweilen leid tun können. Ihr Kram wird zwar verkauft, aber nicht gelesen. So bleibt ihnen nichts anderes übrig, als ihr Schamgefühl zu besiegen und in Altersheimen oder Buchhandlungen laut und solo zu lesen. Mit eigens geschulter Stimme, halb Schauspieler, halb Priester, der vor Publikum ein stummes Gebet simuliert.

Fünf Leser, wie ich mir das vorstelle, brächten mich freilich in die Verlegenheit, den schändlichsten aller Verlage zu betreiben: Den Selbstverlag. Denn eine Madame bekäme unbedingt etwas in rotes weiches Leder Gebundenes. Eine Person, die ich du nenne, bekäme dasselbe handschriftlich, also im Faksimiledruck. Einem Freund, der in der Werbung sein Existenzminimum verdient, ließe ich's als Direktwerbung in Raten in den Briefkasten flattern. Ich würde dem Telefonauftragsdienst.... lassen wir das. Wenn ich es mir finanziell leisten könnte, draufzuzahlen - ich hätte ein Spitzenpublikum.

Wie gern würde ich, wäre ich ein begüterter Privilegierter, meinen Ungedruckten Umwege ersparen! Einer der bizarrsten Umwege führt durch kommerzielle und angeblich profitorientierte Verlagslektorate. Man muß sich das einmal vorstellen: den Status des unaufgeforderten Einsenders. Denn auffordern, das sehe ich klar, werden die mich nie und nimmer. Sie sind nicht weniger diskret als meine Bekannten. Es ist nicht nur Zurückhaltung, die mir gebietet, geduckte allmächtige Verlagsangestellte mit meinen Ungedruckten zu verschonen. Auch Skepsis spielt herein. Schließlich kenne ich Leute, die Leute kennen, die sich auf der Unaufgeforderten-Szene auskennen.

Empört über die Zumutung stapeln unsere Lektoren die unaufgeforderten Manuskripte. Überfordern wir sie also nicht mit Unaufgefordertem, unsere Träger kultureller Verantwortung. Was in anderen Teilen der arbeitenden Bevölkerung als Selbstverständlichkeit hingenommen wird, trifft sie morgens wie ein Schlag in ihr intellektuelles Gesicht: die Stechuhr. Sie gehen an ihre Schreibtische, die eingerahmt sind von allen verfügbaren Duden, und bringen Texte, die schon mehrmals von einer Sprache in eine andere übersetzt wurden, und die aus undurchsichtigen Lizenz-Vereinbarungen ins Verlagsprogramm übernommen werden müssen, in jenes grammatisch reine Deutsch, das eine verwegene Fiktion ist. Bis tief in die Nacht brüten sie über sprachlichen Ungereimtheiten, Sprachpraktiker, die nicht anders als praktizierende Ärzte, die sich ihr

medizinisches Wissen außerhalb der Universität erwarben, in der Angst leben, gefaßt zu werden. Zu ihrer Entlastung werfen sie natürlich viele Manuskripte, ohne sie lange zu blockieren, direkt in die Papierverbrennungsanlage.

Bringen sie aber manchmal neue Autoren heraus, dann nur aufgeforderte. Der Diogenes Verlag gewährte beispielsweise Gabriele Wohmann und Peter Rühmkorf ein vielbeneidetes Debüt in der zweiten Nummer einer Zeitschrift mit dem originellen Titel »Tintenfaß«. Der Lektor bekennt sich in seiner engagierten Nachbemerkung zu seinem mutigen Konzept und schreibt, »Tintenfaß« brächte nur neue deutsche Autoren heraus. Und konsequent fügt er im Impressum hinzu, über unverlangt eingesandte Manuskript könne keine Korrespondenz geführt werden.

Manche gedruckte Kollegen klauen wie die Raben bei Ungedruckten. Meine Ungedruckten sind nicht diebstahlsicher. Besonders um den übergreifenden Titel- der fantastisch einschlagen würde- und um die Darbietungsform, die es noch nicht gegeben hat, bin ich in Sorge. Hier möchte ich nachtragen, was meine Ungedruckten von denen sogenannter Kollegen unterscheidet. Haben die andern keine Chancen, jemals gedruckt zu werden, so käme es bei meinen nur darauf an, daß mich ein rechtschaffener Lektor einmal lesen würde. Lesen und Akzeptieren wäre eins.

Gelegentlich will mir mein Spezialwissen um die Unaufgeforderten-Szene wie eine schwere Verantwortung vorkommen. Wäre es nicht sinnvoller, ja produktiver, anstatt nach einer fragwürdigen Dichter-Existenz zu schielen, eben diese Szene zum Thema zu machen und den Abertausenden ungedruckter Kollegen klarzumachen, daß sie ihr Leben ändern müssen?

Früher war es einmal Mode, darüber zu schreiben, daß man nicht mehr schreiben kann. Inzwischen lassen sie sich wieder ohne mit der Wimper zu zucken als Dichter feiern. Das Bild vom»Armen Poeten« wirkt so wenig abschreckend wie die Todesstrafe. Ich fürchte, meine Warnungen wären glatt in den Wind gesprochen. Ich fürchte, die Zurückgestoßenen, Erniedrigten und Verschmähten ließen nicht ab von ihrem Dichter-oder Künstlerwahn. Würden weiterhin unter Ausschluß der Öffentlichkeit mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Dieser bildliche Vergleich ist nicht überzogen: Kommt etwa in unseren psychiatrischen Landeskrankenhäusern nicht auf jeden Napoleon und Gottessohn ein ungedruckter Dichter?

Seht mal, - würde ich argumentieren, wenn da mit Logik etwas auszurichten wäre, euren Kram will niemand kaufen. Nehmt Vernunft an, was liegt schon an diesem ganzen Medien-Krampf? Wollt ihr kommunizieren, braucht ihr doch nicht zu publizieren. Hindert euch vielleicht jemand daran, eure Ungedruckten ungedruckt unter ausgewählten Lesern zirkulieren zu lassen? Womit ich wieder bei meinen fünf etwaigen Lesern angelangt wäre. Fünf, wirklich nur fünf- damit meine Ungedruckten nicht in falsche Hände gelangen. Oder könnten es nicht auch fünfzig sein?

Literatur-Konkret 1981, S. 31

Michael Schneider

Die private Aneignung des Dramas

Die Agonie des modernen Regisseur - Theaters wird staatlich subventioniert und von der Kritik einfühlsam gelobt

Der Regisseur Adolf Dresen, künftiger Intendant des Frankfurter Schauspiels, hat kürzlich in der »Deutschen Bühne« seinem Unbehagen an der derzeitigen Theater-Kultur Ausdruck verliehen. Das Dilemma des Theaters - so Dresen - bestehe darin, daß es sich »nur noch um sich selber drehe, nicht mehr um irgendeine Sache, die da bewegt wird. « Zu sich selbst könne das Theater nur kommen, wenn es über der Welt, die auf ihm verhandelt werde, das Theater vergesse. Stattdessen bestimme der Zwang zum Andersmachen als der Kollege XYZ das hiesige Theater, die inszenatorische Novität um ihrer selbst willen werde als ästhetischer Progreß, als »Avantgardismus« gefeiert. Die Kehrseite solchen Avantgardismus sei ganz natürlich »die Nostalgie: Zukunft und Vergangenheit, beide ihrer historischen Dimension beraubt. «

Ein so kritisches Fazit war von einem bundesrepublikanischen Theatermacher in leitender Position schon lange nicht mehr zu hören. In der Tat hat Dresen die Symptome der aktuellen Theatermisere sehr treffend beschrieben (ohne allerdings ihre gesellschaftlichen Ursachen zu analysieren). Im modernen Regisseur -Theater, wie es vor allem in den großen Häusern praktiziert wird, wird nicht mehr das Drama - als Spiegel des jeweiligen Weltzustandes - verhandelt, sondern fast nur noch die privatistischen Bedürfnisse, Vorlieben, Abneigungen, Marotten und Spleens einzelner Groß-Regisseure, die um jeden Preis originell sein wollen (oder müssen), um ihre Stellung am Markt behaupten zu können.

Vor allem die alten Dramen, die Prunkstücke des Repertoires, werden immer erbarmungsloser durch den Wolf des modernen Regietheaters gedreht, wobei sie entweder bis zur Unkenntlichkeit entstellt oder aber - per »Aktualisierung« - auf den engen und öden Horizont des »Zeitgeistes« heruntergebracht, einplaniert werden. So wurde kürzlich eine Inszenierung des »Kirschgartens«, in der Tschechows sensible und poetische Fin-de-Siecle-Figuren genauso kalt und deprimiert daher kamen wie der im Parkett sitzende Groß-Kritiker, als »besonders gelungene und moderne Tschechow-Adaptation gefeiert. Daß der Regisseur hier mit dem Tschechow-Stück genauso verfährt wie dessen Hauptfigur, der Großbauer Lopachin, mit dem Kirschgarten, den er einfach abholzen läßt, kam der Kritik nicht mehr zu Bewußtsein.

»Modernisierung« im heutigen Regisseur, -Theater bedeutet in der Regel: Den humanen und poetischen Gehalt der alten Stücke zu liquidieren, indem deren Lebensgefühl dem antarktischen Klima der westdeutschen Kulturzone angepaßt wird. »Aktualisierung« der Klassiker heißt heute, diese möglichst tiefgekühlt dem Publikum zu servieren oder aber ihren Gehalt, ihre Substanz dem Imponiergehabe progressistischer Regie-Giganten aufzuopfern.

Ein Regisseur, der dreist genug ist, den Chor einer griechischen Tragödie auf einen Ein-Mann-Chor zu reduzieren und diesen mit dem Kopf nach unten an einem Seil aufzuhängen, der aus dem Schnürboden kommt, darf sicher sein, daß die Kritikerpäpste seinem »genialen Einfall« seitenlange Besprechungen widmen. Ein Regisseur, der uns Shakespears »King Lear« in Unterhosen präsentiert oder die Geschichte des »Dritten Reichs« als multimediale Sex- und Porno-Show inszeniert, bekommt hierzulande nicht nur millionenschwere Subventionen, sondern auch noch respektvolle Kritiken. Wenn das verbrecherischste System dieses Jahrhunderts, das »Dritte Reich«, nicht mehr als geschichtlicher Skandal, der auf dem Theater zu verhandeln wäre, sondern nur noch als ästhetisches und Revue-Material interessiert, genauer: als Projektionsfläche der sexuellen Verklemmungen und sadomasochistischen Phantasien eines Star-Regisseurs, dann haben wir hier den Gipfel des modernen Regisseur-Theaters erreicht: Vergangenheit und Zukunft, beide ihrer historischen Dimension beraubt. Stattdessen: Nostalgie in ihrer reaktionärsten Form.

Das moderne Regisseur -Theater hat die klassische Schaubühne längst in eine theatralische Dependance desselben kapitalistischen Novitäten-Karussels verwandelt, das wir tagtäglich in den Supermärkten und Kaufhäusern rotieren sehen. Seine Auswüchse und Perversionen sind allerdings - und dies unterschlägt Dresen - das fast zwangsläufige Resultat einer Verkehrsform, die auf der privaten Aneignung gesellschaftlicher Produktion basiert. Wie in der kapitalistischen Industrie sich der Eigner der Produktion gesellschaftliche Arbeit, nämlich das fertige Produkt, aneignet, so eignen sich die Verfüger aber das Produktionsmittel Theater, sprich: die Intendanten und Regisseure, das fertige gesellschaftliche Produkt, das Drama aller Jahrhunderte, privat an. Und niemand, weder die Schauspieler, noch das Publikum, am allerwenigsten die Dramenschreiber können etwas daran ändern.

Ob das fertige Produkt noch einen Gebrauchswert, das heißt einen ästhetischen oder Erkenntnis-Wert für das Publikum hat, das interessiert die Intendanten und Regisseure im Prinzip so wenig, wie es einen Schuhfabrikanten interessiert, ob seine Schuhe nach einem halben Jahr aus dem Leim gehen. Im Unterschied zu letzterem aber, dessen Schuhe - Verschleiß hin, Verschleiß her - noch eine minimale Haltbarkeit haben müssen, wenn sie sich verkaufen sollen, sind die Theaterproduzenten selbst dieser letzten Rücksichten enthoben. Sie können es sich leisten, Produkte herzustellen, die gänzlich ohne Gebrauchswert sind; wenn das Publikum ausbleibt, wird das Loch in der Kasse eben durch Subvention gestopft.

Wenn Herrn Neuenfels zum Beispiel das Gelüst anfiele, Kleists »Penthesilea« - statt, wie bisher, im matten Abglanz von Polyester - in einer schimmernden Glaskugel zu inszenieren, oder Herr Grüber auf den Spleen verfiele, Hölderlins »Hyperion« - statt auf dem Gelände des Westberliner Anhalter Bahnhofs - auf einer Laderampe des Hamburger Hafens zwischen Hebekränen und Schiffsmasten zu inszenieren, wobei die blinkenden Leuchttürme dieser forensischen Kulisse das nötige Rampenlicht lieferten - wer würde Herrn Grüber oder Herrn Neuenfels daran hindern? Und selbst wenn derartige Inszenierungen Verlustgeschäfte werden, bricht es den Inszenatoren noch lange nicht den Hals. Denn wie der moderne »Sozialstaat« die roten Zahlen der freien Wirtschaft nach dem Motto ausgleicht: Gewinne werden privatisiert, Verluste sozialisiert, so fungiert auch unser Stadt- und Staatstheater zunehmend als Subventionsbetrieb der anarchischen und zügellosen Launen seiner Regie - Divas und Regie-Despoten!

So sehr alle fortschrittlichen Künstler und Theatermacher heute gehalten sind, die im Grundgesetz verankerte »Freiheit der Kunst« gegen alle Anschläge der Kultur- und Ministerialbürokratien zu verteidigen, so darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß die »Freiheit der Kunstausübung« oft nur eine liberale Bemäntelung dessen ist, was in der Praxis des modernen Regisseur-Theaters heißt: Private Aneignung eines gesellschaftlichen Produkts, des Dramas. Mithin: Vollständige Verfügung über dieses Produkt, einschließlich seiner willkürlichen Entstellung und Verstümmelung nach dem Gutdünken des Regisseurs. Und je privater, sprich: willkürlicher, exzentrischer und verrückter dieser mit ihm umspringt, desto »genialer« erscheint er zumeist in der Sicht der Kritik; desto höher klettert sein Marktwert.

Was bedeuten die hier skizzierten Verhältnisse für den aktuellen Dramenschreiber, den Autor von heute? Dieser muß sich in der Regel den privatistischen Anwandlungen der Theater-Regisseure unterwerfen. Überwindet er sich, unterwirft er sich mitsamt seinem Produkt, dann kann er leben. Tut er dies nicht, dann hat er nur eine geringe Chance, sein Produkt im etablierten Theaterbetrieb durchzusetzen, geschweige denn vom Dramenschreiben leben zu können. Denn vergessen wir nicht: Der Dramenschreiber ist nicht nur ohne Einfluß auf die Bühne und die Spielplangestaltung, sondern auch noch von aller Subvention ausgeschlossen. Der Theaterproduzent, der bei freiem Verkauf, beim puren Austausch Theaterabend gegen Eintrittsgeld, längst seine Existenz aufgegeben hätte, wird vom Staat, von der Stadt an seiner Agonie gehindert. Der aktuelle Dramenschreiber aber, der vom Gnadenbrot, von der Spielplanpolitik der Theaterproduzenten abhängig ist, muß diese Abhängigkeit auch noch mit dem ganzen Risiko, mit der Chancenlosigkeit der »Freien Marktwirtschaft« erkaufen.

Er verelendet doppelt: Er verliert seinen Einfluß auf die Reproduktion seiner Arbeit und seine Tantieme schrumpft von Jahr zu Jahr; denn er bekommt Tantieme nur von der freiverkauften Karte. Hartmut Lange: »Der Dramenschreiber stirbt stellvertretend für das Theater, das seinen eigenen Tod zweifach an ihm vollzieht: Es enthält ihm die Subvention vor, die den Rückgang des freien Verkaufs ausgleicht, läßt ihn aber am Rückgang des freien Verkaufs voll partizipieren... Vollzieht das Theater den eigenen Tod, der durch Subvention verhindert werden soll, am Dramenschreiber, dann stirbt das Theater ebenso, und zwar mit der vollen Schönheit seiner Subvention. Sicherstes Indiz für die Agonie des Theaters ist das Regie-Theater.«

Wer vom Dramenschreiben nicht leben kann, wird auch keine Dramen mehr schreiben. Wer aber heute vom Dramenschreiben leben kann, schreibt meistens keine Dramen mehr, sondern liefert nur noch »Vorlagen«, sprachliches Rohmaterial, das sich unter den »Midashänden« der Regie dann gewöhnlich in Blattgold verwandelt. Der Trend geht dahin, daß die Texte der Theater-Autoren immer dünner und dürftiger, die Inszenierungen dieser Texte dagegen immer üppiger und ausschweifender werden. Ob ein modernes Theaterstück Erfolg hat, hängt immer weniger von der literarischen oder dramatischen Qualität des Textes, das heißt vom Talent des Autors, vielmehr von der Opulenz und Extravaganz der Inszenierung, das heißt von seiner Verpackung ab.

Es ist wie mit den Yoghurt-Bechern: 40 Prozent der Herstellungskosten entfallen auf den Inhalt, also auf das eßbare Substrat, 60 Prozent der Kosten auf die Verpackung. So kann etwa ein lyrisches Feature von Thomas Brasch über den expressionistischen Lyriker. Georg Heym dadurch zu einem bundesdeutschen »Theaterereignis« werden, daß die Regisseure die Bochumer Raumbühne als große Eiskunstlaufbahn arrangieren und die schlittschuhlaufenden Schauspieler über die Löcher im Brasch'schen Text elegant hinwegschlittern lassen. Oder »Die Hamletmaschine«, ein sieben Seiten langer Text, eine poetische Testamentserklärung Heiner Müllers, wird dadurch zu einem abendfüllenden »Drama«, zu einem symbolischen Staatsbegräbnis des Autors hochstilisiert, daß Ophelia in die Tiefsee verpflanzt wird und die Zuschauer Gelegenheit haben, die Protagonistin eine geschlagene Stunde im Bühnen-Aquarium herumrobben zu sehen.

Wie man sieht, hat unsere spätkapitalistische Waren- und Wegwerfkultur längst auch die Theater-Kultur korrumpiert und pervertiert. Die meisten der heute geschriebenen Theater-Texte erreichen kaum mehr die durchschnittliche Lebensdauer einer Waschmaschine. Wie in der übrigen Warenwelt muß der zunehmende Gebrauchswertschwund der dramatischen Produkte durch die unentwegte ästhetische Innovation ihrer Oberfläche, sprich: durch inszenatorische Verpackungskünste und Ausstattungs-Orgien kompensiert werden. So sagte mir neulich ein Theater-Autor im vollen Ernst, er schreibe überhaupt nur noch Zehn- bis Zwanzig-Minuten-Stücke. Wozu längere Stücke schreiben, wenn die Herren Regisseure einen Neunzig-Minuten-Text ohnehin auf zwanzig Minuten zusammenstreichen, um ihn dann durch ihre

höchstpersönlichen Regiefürze auf einen zweistündigen Theater-Abend aufzublähen? Der Mann wird wahrscheinlich kein Drama mehr schreiben, dafür hat er den »Geist« des heutigen Theaters begriffen.

Der »erfolgreiche« Theaterautor erkauft seinen Erfolg heute in der Regel dadurch, daß er sich selbst als Autor aufhebt, und zwar in doppelter Weise: Er muß sich erstens den privatistischen Allüren und dem Originalitätswahn der Theaterregisseure, zweitens den allerneuesten ästhetischen und Bewußtseins-Trends unterwerfen, die das Theater aus der ständigen Angst heraus, nicht mehr »zeitgemäß« und nicht mehr konkurrenzfähig zu sein, heute schon mit derselben subalternen Beflissenheit nachvollzieht wie das Fernsehen und die audiovisuellen Medien.

Das heißt: Wenn sich der Wind der Konjunktur gedreht hat, muß der Autor heute dem abschwören können, was er noch gestern vertreten beziehungsweise geschrieben hat. In der derzeitigen Saison zum Beispiel, da die pessimistischen und apokalyptischen Stimmungen, die Philosopheme der Vergeblichkeit und der Hoffnungslosigkeit wieder Hochkonjunktur haben, darf er, bei Strafe zum Ladenhüter zu werden, keine Stücke mehr schreiben, die noch ein wie immer geartetes »Prinzip Hoffnung« erkennen lassen. Wenn er nicht an jenem kalten Büffet der Depression Platz nimmt, um das sich die gegenwärtig tonangebenden Theaterautoren - von Botho Strauß bis Heiner Müller, von Thomas Brasch bis Thomas Bernhard - versammelt haben; wenn er sein Stück nicht mit jenem schwarzen Trauerrand versieht, das die im Parkett sitzenden Kritiker zu neuen Nekrologen (über die Vergeblichkeit aller Utopien, über die Sinnlosigkeit der Geschichte usw.) inspirieren, dann wird e r zur Zeit kaum reüssieren.

Wie man sieht, brauchen wir heute keine staatliche Zensur mehr wie noch zu Zeiten des zaristischen oder des preußischen Obrigkeitsstaates. An die Stelle der behördlichen ist heute eine viel wirksamere Zensur getreten: Die anonyme Zensur durch den jeweiligen, marktbeherrschenden Trend, der längst als »Schere im Kopf« der Theaterproduzenten steckt. Unter diesen Bedingungen bleibt den nicht-trendkonformen Theater-Autoren eigentlich nur zweierlei übrig: Sich entweder mit ihren Stücken an Gruppen, an Schauspieler und Regisseure zu wenden, die außerhalb des etablierten Theaterbetriebes arbeiten oder aber ihr Glück bei den kleineren Bühnen zu versuchen.

Es gibt in der BRD eine ganze Reihe von kleineren und mittleren Bühnen, die - vielleicht nur mangels entsprechender finanzieller Mittel - von den Hypertrophien und Perversionen des modernen Regisseur - Theaters mehr oder weniger verschont geblieben sind. Und es gibt - zum Glück - immer noch einige Regisseure, die noch am Drama und an der Herstellung substanzvoller Inszenierungen interessiert sind, auch wenn sie für gewöhnlich nicht in »Theater heute« stehen. Es ist sicher auch kein Zufall, daß kooperative Arbeitsformen, Mitsprache- und Mitbestimmungsmodelle, die Schauspieler und Autoren an der Theater-Arbeit beteiligen, fast nur noch an kleineren Bühnen überwintert haben.

Derzeit jedenfalls können Autoren, die nicht zu bloßen Textlieferanten für ein aufgeblähtes und eitles Regisseur-Theater degenerieren und mit ihren Stücken nicht den larmoyanten »Zeitgeist« bedienen wollen, nur noch außerhalb oder in den Nischen des etablierten Theaterbetriebs überleben.

Literatur-Konkret 1981, S. 34

Gerd Fuchs

Die Versaftung Mitteleuropas

DASS der Mensch nur mehr den Menschen zu fürchten hat, ist mir noch nie so klar geworden wie in dem Augenblick, als ich Filmaufnahmen von der Einvernahme des US-Außenministers Haig durch den amerikanischen Kongreß sah. In erdgeschichtlich kürzester Zeit emanzipierte sich die Gattung vom Homo erectus zum Homo sapiens, vom Aasfresser zum Astronauten, emanzipierte sich von nahezu allen als jeweils natürlich angesehenen Begrenzungen - bis auf den Tod. Und bis auf Exemplare wie diesen Haig. Oder Eichmann.

Hirne von der Kahlheit eines Rechenautomaten, gesteuert von einem psychischen Antriebssystem, das die Infantilität eines ewig verhinderten Klassenbesten hat, schicken sich an, die Gattung auszulöschen. In den Groschenheften tut dies ein übergeschnapptes Superhirn, ein sich gottgleich dünkender Übermensch. Die Wirklichkeit ist unendlich trivialer. Es ist ganz egal, ob man von diesem Haig redet oder von seinem Vorgesetzten, dem Schauspieler.

Heinar Kipphardt:

Die Familie Rockefeller

hält sich einen Präsidenten

wie ich mir einen Hund halte.

Die Rockefellers haben sich die eine Meute zusammengestellt und auf die Menschheit losgelassen, die der Grausigkeit ihres Plans entspricht. Wenn es nach ihnen geht, wird Westeuropa vollgestellt mit neuartigen, supergenau treffenden und jedes herkömmliche Raketensilo aushebelnden Pershing II und Cruise Missiles. Folglich muß die Sowjetunion einen großen Teil ihres Raketenarsenals von Zielen in den USA auf die neuen Ziele in Westeuropa umprogrammieren. Die sowjetischen Radarsysteme unterfliegend, vernichten die Pershing Il und Cruise Missiles in einem »chirurgischen Erstschlag« den größten Teil des sowjetischen Raketenpotentials. Mit dem Rest schlägt die Sowjetunion zurück. Der reicht zwar aus, Westeuropa in eine strahlende Wüste zu verwandeln, doch nicht mehr - so glauben die Rockefellers - die USA ernsthaft zu schädigen.

Am 3. Februar 1635, im dreißigjährigen Krieg, suchte der Pfarrer Michael Lebhardt aus Kutzenhausen das Dorf Agawang auf, weil er gehört hatte, daß dort etliche Menschen verhungert, aber nicht ordentlich bestattet seien. Nachdem er die Bestattung der Toten angeordnet und überwacht habe, so schreibt er seinem Vorgesetzten, dem Generalvikar des Bistums Augsburg, Dr. Kaspar Zeiller, sei ihm folgendes berichtet worden:

»... es seien nur noch die vier Personen in dem vorbesagten Haus zu bestatten vorhanden, die übrigen habe man in einem Haus auf dem Kirchberg, darinnen Else Millerin Wittib und Christina Reglerin wohnet, verzehrt und gegessen, über welches ich sehr erschrocken, samt dem Schulmeister, die Sache recht zu erkundigen, dem Haus zugeeilet, indem ich aber zur Tür hinein will, tragen zwei Weibsbilder ein Schefflein voller Menschen-Eingeweide mir entgegen, so daß ich sehr erschrocken gefragt habe, was sie da machen.

Sie gaben zur Antwort, es sei halt ein Elend; darauf ich gleich sagte, es ist ja freilich ein Elend über alles Elend, daß ihr gottlosen Leute so keck und vermessen seid, diese toten Körper, die schon längst verstorben, zu essen. Sie sagten: 'Es hat der große unleidliche Hunger getan.' Weil ich aber gesehen hatte, daß es ihnen noch einigermaßen wohl erging, und sie etwa, wie andere tun, mit Heutragen nach der Stadt länger ihren Lebensunterhalt hätten finden können, habe ich sie mit einem Stecken wohl zerklopft, ihnen auch ernstlich befohlen, die vier noch übrigen Leichname samt den klein zerhackten Menschengebeinen, etwa anderthalb Metzen, in einem Säckchen auf den Kirchhof zu tragen.

Nach verrichteter Sache habe ich sie in das Vogthaus kommen lassen, erforschte, wieviel Menschen sie verzehrt und ob sie alles davon gegessen haben. Sie sagten einhellig, sie haben zwei Weiber mit Namen Barbara Mayrinn und Maria Weldeßhoverin, die vor vierzehn Tagen gestorben sind, samt Männern, nämlich Gregor Thüringer am fünften Tag nach seinem Tod, auf einmal und sitzend verzehrt.

Auch Jacob Khreiner, welcher ganze fünf Wochen in seinem Haus unbegraben gelegen, wurde auf zweimal zur Speise hergericht. Ich fragte darauf, wie es ihnen geschmeckt und vorgekommen wäre. Sie antworteten, es habe ihnen wohlgeschmeckt, und das beste an ihnen sei gewesen das Hirn, Herz und die Nieren, gleichwohl sie bitter weinend die Hände erhoben und solches die Zeit ihres Lebens nicht mehr zu tun versprachen. Zu diesen aufgezählten Personen haben sich in der Nachbarschaft noch zwei andere, Appolonia und Anna Thüringerin Wittfrauen gesellt und mitgehalten, von denen die eine, nämlich Appolonia, ihren eigenen Ehemann Gregor Thüringer zu verschlingen sich nicht entsetzt hat.

Dieses habe ich E.H. und G. anzufügen nicht verschweigen können etc.

Actum Kutzenhausen, den 3. Febr. 1635

E.H.G.

untertänigster Gehorsamer

Michael Lebhardt Plebanus.«*

Uns dagegen wird kein Komet erscheinen, und es wird kein Blutregen fallen, der uns warnt. Sie unterfliegen die sowjetischen Radarsysteme in Baumwipfelhöhe, sie folgen Flußläufen, sie sind in vier Minuten am Ziel. Es werden keine Hexen brennen gegen die Angst. Keine Flagellantenprozessionen werden die Züchtigung vorwegnehmen, und in den Kirchen arbeiten keine Maler an Totentänzen. Pest und Cholera, sie kriechen nicht rheinaufwärts, stetig, unaufhaltsam. Der Tod tritt nicht durch die Tür in Gestalt eines Freundes, an Flucht ist nicht mehr zu denken. Pest und Cholera, Milzbrand und das Gas, das die Lungen voll Wasser laufen läßt, und das, bei dem sich das Herz selbst erschlägt - sie lagern in Fässern in Depots bei Hanau, Massweiler, Viernheim und Mannheim, 20.000 Tonnen, und ein Liter davon reicht aus, eine Million Menschen zu töten.

Stumm sollen wir in die Bildlosigkeit unseres Todes und unserer Vertierung stürzen. Für unsere Auslöschung wird sich kein Beispiel finden lassen. Kannibalismus wäre eine vergleichsweise hochstehende Existenzform für die wenigen, die an den Rändern Europas für ein paar Monate überleben würden.

»Wenn wir sehen, daß Deutschland gewinnt, sollten wir Rußland helfen; und wenn Rußland gewinnt, sollten wir Deutschland helfen. Mögen sich auf diese Weise so viele wie möglich umbringen.« Das schrieb am 24. Juni 1941 in der »New York Times« einer, der, als er Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika wurde, Hiroshima und Nagasaki auslöschen ließ, ein gewisser Harry S. Truman. Es wäre noch zu beweisen, daß die USA gegen den Faschismus gekämpft haben. Sie haben gewartet, bis sich möglichst viele Deutsche und Russen umgebracht hatten, und erst als sie merkten, daß die Sowjetunion allein mit den Hitlerarmeen fertig zu werden drohte, griffen sie ein.

Und jetzt sollen wieder einmal Westeuropäer für die USA einen Stellvertreterkrieg gegen ihren Hauptfeind, die Sowjetunion, führen. Damals sollten so viele wie möglich von uns krepieren. Jetzt sollen wir alle draufgehen. Mit sowas sind wir verbündet. Sowas nennen deutsche Politiker unsere Schutzmacht.

Das Wort hat Tradition. Schutzmacht nannte sich die kaiserliche Regierung gegenüber den von ihr ausgeplünderten afrikanischen Völkern. Schutzgebiete nannte sie ihre Kolonien. Und in Schutzhaft nehmen sagten die Nazis, wenn sie ihre Gegner in die Konzentrationslager trieben. Wird dieser Zusammenhang mitgedacht, spricht nichts dagegen, die USA als unsere Schutzmacht zu bezeichnen. Unser Status ähnelt sowieso immer mehr dem einer Kolonie und das Verhalten unserer Politiker der Servilität korrupter Stammeshäuptlinge, die für ein Faß Schnaps ihrem Volk den Boden unter den Füßen wegverkauften.

Von dem ehemaligen Gewerkschafter und jetzigen Finanzminister Matthöfer stammt das denkwürdige Wort, Sozialdemokraten seien besser imstande, den Kapitalismus zu verwalten, als die Kapitalisten selbst. Da wurde der Knecht einmal kühn. Allzu kühn. Man sagt, Rockefeller weigere sich deshalb, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika zu werden, weil er dann nicht mächtig genug wäre. Der Ritt auf dem Tiger stellt sich im Hirn eines deutschen Sozialdemokraten als Verwaltungsakt dar. Wo sich bereits das historische Ende der sozialdemokratischen Herrschaftsvariante abzeichnet, spitzt Herr Matthöfer noch den Bleistift.

Doch hat der Plan der Rockefellers einen Haken. Als die USA nach dem zweiten Weltkrieg die Sowjetunion in den atomaren Rüstungswettlauf zwangen, hatte die Protestbewegung, so wichtig sie war, doch den Nachteil, daß sie mehr als bloß moralischer Protest nicht sein konnte. Die Atombombenfabriken und Abschußrampen lagen auf den Territorien der USA und der Sowjetunion und waren real für die Protestbewegung nicht erreichbar. Jetzt ist die Situation anders.

Der Plan der Rockefellers funktioniert nämlich nur, wenn die westeuropäischen Völker die Stationierung der neuen Waffen auf ihrem Gebiet zulassen. Wenn sie den amerikanischen Bombenlegern die Haustür öffnen. Wenn sie mit der Rolle, die ihnen die Rockefellers zugedacht haben, sich für God's und der Rockefellers Own Country versaften zu lassen, einverstanden sind. Das heißt: Wir und nicht die Rockefellers haben es in der Hand, ob die Menschheit überlebt. Wir, das heißt, die westeuropäischen Völker. Das heißt aber insbesondere wir Westdeutschen.

Ohne die Abschußrampe Bundesrepublik stehen die Rockefellers, strategisch gesehen, nämlich im Hemd. Und wenn wir Deutschen schon einmal berüchtigt waren für unsere notorische Kriegslüsternheit, warum sollten wir uns nicht auch einmal wegen Friedenslüsternheit einen Namen machen unter den Völkern.

Doch muß eins klar werden: Der Frieden wird nicht zu haben sein zu den Bedingungen des jetzigen Antikommunismus. Nicht unter der Voraussetzung, ein Drittel der Menschheit habe nicht das Recht, so zu leben, wie sie möchten, nämlich sozialistisch. Nicht zu der Bedingung, daß verhindert werden müsse, daß immer mehr Völker der Dritten Welt denselben

sozialistischen Weg einschlagen. Nicht zu der Bedingung, daß es prinzipiell unannehmbar sei, daß immer mehr Menschen in diesem Land den Weg zum Sozialismus gehen wollen.

Wer die sozialistischen Länder nur als Konzentrationslager denken kann und ihre Bewohner entweder als Sklaven oder Sklavenhalter, der führt Krieg schon in seinem Kopf. Die Identität einzelner Menschen wie ganzer Völker zu negieren und gleichzeitig Frieden zu wollen, ist ein Widerspruch in sich. Es sei denn, man will nicht den Frieden sichern, sondern die Rüstungsprofite. Doch dann sage man bitte schön auch Dividende statt Freiheit.

Als ein gewisser Carter uns seinerzeit mit der Neutronenbombe winkte, da winkten hier in Europa derart viele ab, daß es genügte, ihre Stationierung bis jetzt zu verhindern. Als wir einmal begriffen, was ein Atomkraftwerk ist, da machten sich derart viele auf die Beine, daß seit 1976 das Atomprogramm der Bundesregierung zum Stillstand gekommen ist. Warum sollten wir uns jetzt, wo es um Leben und Tod geht, nicht auch auf die Socken machen? Seit dem »Stern« vom 19. Februar wissen wir, wo die Pershing II und Cruise Missiles stationiert werden sollen.

Am 26. Juni berichteten die »Tagesthemen« der ARD von einer sogenannten Sicherheitsdebatte des Bundestages. Ein Herr Bursig vom saarländischen Rundfunk durfte sie kommentieren. In Saarbrücken ißt man überraschend gut, und man sah es Bursig an. Doch an diesem Abend war Bursig böse. Doch hatte Bursig auch einen Einfall. Zum erstenmal seit 1945 wurde dank des Bursig aus Saarbrücken der faschistische Begriff des feindlichen Auslands von den sozialistischen Ländern auf ein nichtsozialistisches Land ausgedehnt.

Der Volkskörper reinige sich von artfremden Elementen. Waren kritische Geister bisher immer nur aufgefordert worden, doch nach drüben zu gehen oder nach Sibirien, wenn sie schon das Glück hatten, nicht vergast worden zu sein, was eigentlich am besten wäre, auch in ihrem eigenen Interesse, so empfahl Bursig den Kritikern des sogenannten Doppelbeschlusses, doch in die Niederlande auszuwandern, wenn es ihnen hier nicht passe.

Eineinhalb Millionen wollen Sie in die Niederlande aussondern, wie stellen Sie sich das vor? Wer soll Ihnen die Fahrpläne machen? Wessen Land ist das Land, in dem wir leben? Was meinen Sie, Bursig?

Geisterhafte Vorstellung: Die Stille nach dem Atomschlag. Im Dunkel der Museumsmagazine Dürers fränkische Landschaften, Caspar David Friedrichs Kirchenruinen und mondbeglänzte Katastrophen, lautlos zerfallend. Ein wenig widerstandsfähiger die Bücher. Jean Pauls Frühlingsmorgen, Hölderlins Neckar - doch kein Auge mehr, das sich öffnet, um sie zu sehen.

Warum haben wir kein Erbarmen mit uns und kämpfen?

---

*Zitiert nach: Jürgen Kuczynski: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Bd 1. S. 87f. Köln 1981

(Dieser Artikel erscheint in leicht veränderter Fassung in dem von Heinar Kipphardt herausgegebenen Sammelband: »Vorn deutschen Herbst zum bleichen deutschen Winter. Ein Lesebuch zum 'Modell Deutschland'«, Verlag AutotenEdition, ca. 26 Mark)

Literatur-Konkret 1981, S. 37

Christel Dormagen

Apokalyptisches Tagebuch

Die drohende Weltkatastrophe ist inzwischen mehrfach hochgerechnet und steht handlich sortiert in Buchhandlungen - in der Umweltecke

Montag:

Ich fahre mit dem Rad nach Lüchow zum Einkaufen. Manche Gemüsehändler auf dem Markt sehen aus wie Gärtner. Es ist gerade Kartoffel-, Zwiebel- und Pflaumenzeit. Mit Bohnen und Erbsen ist es vorbei, Kohl kommt erst. Es gibt aber auch Marktstände, die Knoblauch und Zucchini haben.

Die Kassiererin im Supermarkt grüßt mich freundlich, und der Schreibwarenhändler ist mein tägliches Erscheinen gewohnt. - Die Elbe-Jeetzel-Zeitung, nicht wahr, bitte sehr. - Ich setze mich in die italienische Eisdiele und schaue auf die Fachwerkhäuser. Morgens ist Lüchow eine Hausfrauenstadt. Vielleicht ist es doch erst 1956. Der Rückweg führt durch abgeerntete Weizenfelder. Das kann man riechen. Zuhause säe ich etwas Dill im Garten nach.

Die Fachwerkhäuser am Lüchower Marktplatz sind auf Mikrofilmen archiviert, um nach einer Katastrophe als optische Geschichte zu überleben.

Das Saatgut für den Weizen, eine Züchtung aus den USA, entspricht nicht den regionalen Boden- und Klimabedingungen und bedarf ausgiebiger Herbizid- und Pestizidbehandlung sowie künstlicher Düngung. Deren Rückstände lagern sich im menschlichen Organismus ab, beziehungsweise zerstören die Ozonschicht der Erde, was verstärkte UV-Strahlung und dadurch größere Hautkrebsgefahr zur Folge hat.

Durch die intensive künstliche Bewässerung der Felder sinkt der Grundwasserspiegel, die strapazierte Humusdecke wird durch Erosion abgetragen, Blei, Cadmium etc. sammeln sich in den Flüssen. Mit dem Abbrennen der Stoppeln steigt der Kohlendioxydgehalt der Atmosphäre, die Polkappen schmelzen, der Meeresspiegel steigt, Hamburg wird unter Wasser liegen.

***

Dienstag:

Gestern abend hat Walter Mossmann auf einer Solidaritätsveranstaltung in Lüchow gesungen. Das Geld geht in die Prozeßkasse der Bürgerinitiative gegen das Gorleben-Zwischenlager. Reagan hat am selben Tag die Neutronenbombe in Serie gehen lassen.

Auf einer Konferenz in Utrecht sind westliche Militärexperten einig geworden, den nächsten Krieg auf Europa einzugrenzen.

In der BRD sind 25 Kernkraftwerke in Betrieb, in Planung, in Bau,- wir sind von 10 000 nuklearen Sprengköpfen umstellt; bei irgendeinem Reaktorunfall wird es schlimmstenfalls zu 14 500 akuten Todesfällen kommen.

***

Mittwoch:

Heute habe ich einen Elbspaziergang gemacht. Teils durch die kleinen Sandbuchten, teils auf dem Deich entlang, der in Kuhweiden übergeht. Nur Froschgequake und der vertraute Elbgeruch begleiten mich. Es ist schön. Nur gehe ich nicht barfuß; zwischen dem weichen Grund und den Fußsohlen sitzt mein Kopf: Nach dem Hochwasser im Frühjahr sollen Schafe gestorben sein, die die Deichböschung abgrasten. Das Fischgeschäft in Lüchow hat seit einiger Zeit ein handgemaltes Schild ausgehängt: »Wir verkaufen keine Elbfische«.

Zu sehen ist nichts: Gras und Schilf wie immer. Ich lauere. Das schwärzlich Schmierige, das sich in mancher Kuhle abgelagert hat, ist ES sicher nicht. Das kenne ich schon von Kinder-Elb-Spaziergängern. Wenn ein Schrecken in Augenschein zu nehmen ist, dann nur der »drüben«, am anderen Ufer die Mauer und die Wachtürme. In beruhigender Handgreiflichkeit. Vorsichtshalber wasche ich die Füße extra gründlich, zuhause.

Ein Fluß kippt um und fällt nicht hin.

Plutonium strahlt und wärmt nicht.

Am Salzstock kann man nicht lutschen wie an der Zuckerstange.

Die Nahrungskette kann ich nicht um den Hals hängen.

Saurer Regen ist nicht schlecht geworden.

Im Entsorgungspark kann man nicht spazierengehen.

***

Donnerstag:

Heute schmeckt unser selbstangebauter Kopfsalat so bitter. Ist das endlich ein Zeichen? - Schimmliges Brot schmeckt man, eine durchgeschmorte Leitung riecht man, dreckiges Geschirr sieht man, und ein Loch im Zahn tut weh. - Stinken tut auch das Katzenklo; aber bestimmt nicht nach der Überdosis Blei in der Katzennahrung.

Im Lörracher Trinkwasser befinden sich krebserregende halogenierende Kohlenwasserstoffe wie Trichloräthylen.

Kopfsalat nimmt mehr Blei auf als Kartoffeln oder Grünkohl.

Die Zahl der hungernden Menschen wird im Jahr 2000 rund 1, 3 Milliarden betragen.

***

Freitag:

Eier kaufe ich nach Möglichkeit nicht im Supermarkt, sondern von der Bäuerin nebenan, für 25 Pfennige das Stück. Die Bäuerin erzählt mir, daß ihre Hühner nicht mehr glucken wollen; ihre Kühe läßt sie künstlich besamen. Im Schweinestall entdecke ich eine Tüte, die ein Mittel gegen Kannibalismus bei Schweinen, Hühnern etc. enthält.

Das Futter der Legefabrik-Hühner enthält Perchloräthylen sowie DDT und Hexachlorcyclohexan.

In naher Zukunft wird die Artenvielfalt der Tiere auf ein Zehntel des jetzigen Bestandes zurückgehen.

***

Samstag:

Wovor ich Angst habe? - Daß Krieg kommt, - daß sie alles zubetonieren, - daß ich verstrahlt werde, - daß jeder total überwacht wird, - daß meine Chromosomen zerstört werden, - daß die menschlichen Beziehungen kaputtgehen, - daß ich eine Angst übersehen habe.

Verkleinerungsgrammatik: »Hirsch weist mit Nachdruck auf die Ergebnisse einer Untersuchung hin, nach der die Zerstörung eines Reaktors durch eine Atombombe die Bevölkerung weitaus schlimmer trifft als die Explosion einer Atombombe allein«.

» Was ist ein lecker Reaktor gegen einen atomaren Steppenbrand«.

Durch großtechnologische Katastrophen kommen viel weniger Menschen um als durch Verkehrsunfälle.

Ein konventioneller Krieg ist nicht so schlimm wie ein Atomkrieg. Kehlkopfkrebs ist schlimmer als Brustkrebs...

***

Sonntag.

Der Freund aus der Landkommune leiht mir das zerlesene Taschenbuch »Luzifers Hammer«. Ein amerikanischer Science fiction-Roman von 765 Seiten; 1980 erschienen und schon in der zweiten Auflage. »Ein irres Buch«, sagt er, »vor allem, wie da einfach die ganze Moral kaputtgeht. Wir sind alle drauf abgefahren«. Inhalt: Ein Komet stürzt auf die Erde, und nur wenige Kalifornier überleben. Die Autoren: Ein Physiker und ein Politwissenschaftler.

Der Verlag Zweitausendeins hat in einer Riesenauflage »Global 2.000« herausgebracht, eine offizielle Hochrechnung amerikanischer Wissenschaftler auf den nahen ökologischen Tod der Erde. Das Buch verkauft sich sehr gut.

***

Montag:

Die Freundin aus der Stadt, die mich besucht, erzählt, daß sie in den Wohngemeinschaften jetzt immer zuerst gefragt wird, welches Sternzeichen sie sei.

Auf der letzten Berliner Sommeruni für Frauen war ein Seminar über die Folgen von Harrisburg angekündigt. Nachher traf ich Frauen, die begeistert von der Arbeitsgruppe erzählten. Das Thema war umgeworfen worden zugunsten von

Weltuntergangsprophezeiungen für unser Jahrzehnt: Von der Bibel und antiken Mythen über mittelalterliche Wahrsagerinnen bis zu Indianderweissagungen und bayrischen Schäfern mit dem Zweiten Gesicht. »Irre, wie die das so genau beschreiben, den großen Pilz, die Wolke und den roten Regen!«

***

Dienstag:

So richtig angefangen hat ES, seit ich in Muße auf dem ereignislosen Land lebe. Seit »taz«, »Frankfurter Rundschau«, »Elbe-Jeetzel-Zeitung«, Tagesschau und Frühnachrichten meine Nabelschnur zur Welt da draußen sind. Seitdem wächst der Schrecken von allen Seiten, und mit einer Geschwindigkeit, die mich panisch und reglos zugleich macht.

Das Unheimliche ist ja, es ist NICHTS zu sehen mit dem bloßen Auge. Gar nichts. Mir fehlt der Katastrophen-Sinn. Aber mein Kopf ist voll zum Platzen mit Wissen. Das sich zu einem Katastrophen-Horror akkumuliert, der - wie des Kaisers neue Kleider - als unsichtbare zweite Wirklichkeit die erste Wirklichkeit umhüllt.

Die Katastrophe ist total und abstrakt zugleich. Ihre nachprüfbaren konkreten Details sind selber so winzig, die Veränderungen so unmerklich, daß sie wiederum nicht beweiskräftig sein Armen, sondern nur als Bausteine in Hochrechnungs-Szenarios auf eine apokalyptische Zukunft vorkommen.

»An Personal für die Aufgaben der Erstversorgung hält man 2 Strahlenschutzärzte und 30 qualifizierte Hilfskräfte pro Station für ausreichend. Bei einer Behandlungszeit von 15 Minuten könnten bei einer 24-Stunden-Bereitschaft rund 1. 000 Menschen pro Tag durch die Station geschleust werden, und auch nur, wenn rechtzeitig 15 Großflächenzähler, 10 Dosisleistungsmeßgeräte, 32 Garnituren Spezialschutzkleidung, 32 Dosismeter, 500 Garnituren Ersatzbekleidung zur Verfügung stünden«.

»Ein Hauch von Apokalypse liegt über dem deutschen Wald. «

Ein 5. 000 km-Flug bedeutet eine Lebensverkürzung von 100 Minuten«.

***

Mittwoch:

Manchmal wünsche ich mir, DIE Katastrophe wäre eine altmodische; wie die von Alfredo Rampi zum Beispiel. Dem italienischen Jungen, der in ein Bohrloch fiel. Das war ein handgreifliches Unglück mit klarer Problemstellung: Tod oder Leben, und zwar sofort und nicht irgendwann einmal. Bei so etwas kann man die gesamte Rettungsmaschinerie anwerfen, und für das Scheitern gibt es einsehbare Gründe, die an der prinzipiellen Machbarkeit nichts ändern: die Schlampigkeit der italienischen Behörden usw.

Aber was kann man gegen das nahende Weltende tun? Vielleicht ist sowieso alles eine Finte? Vielleicht haben DIE sich das ausgedacht? Überhaupt, was stand eigentlich früher in den Zeitungen? Die müssen ja leer gewesen sein, als die Katastrophe noch nicht erfunden war. Woher wissen die überhaupt so genau unsere Weltuhrzeit: »Fünf Minuten vor 12« Das war es doch schon, als Jesus gen Himmel fuhr. Immer stand das Ende kurz bevor. Und wenn es diesmal stimmt? Was dann?

Man könnte sich darum bemühen, mit biblischer, astrologischer und hellseherischer Hilfe das genaue Datum zu erfahren und bis dahin drauflosleben oder auch nicht. Man könnte sich auch spezialisieren.

»Sprecherinnen der 'Aktion Muttermilch - ein Menschenrecht' erklärten, sie wollten keine Panik machen, aber ... «

»Die 'Kampagne für echtes Brot' verkündete, daß es sich lohne, fürs volle Korn zu kämpfen ... «

»Die Gruppe 'Runter vom Pulverfaß' protestierte gegen ... «

»Die Gründung einer 'Verbraucher-Interpol' haben Delegierte aus 38 Ländern beschlossen«

»Schweizer Tierschützerprotestierten gegen das sinnlose und skandalöse Massaker an 600 Braunbären«

***

Donnerstag:

Ich werde mich am besten sachkundig machen. Also war ich in der Buchhandlung: »Haben Sie eine Katastrophen-Ecke?« »Wie meinen Sie?« »Bücher über die Krise, das Überleben, Gift in der Nahrung, den Atomkrieg, Reaktorunfälle,

Überbevölkerung, kosmische Katastrophen usw.« - Ich werde in die Umweltabteilung geschickt. Da steht der gesammelte apokalyptische Schrecken...

Anders leben - überleben. Der Dritte Weltkrieg. Überleben in der Natur. Guten Tag, Apokalypse! Survival-Schießtechnik. Wer soll das alles ändern. Survival, die Kunst zu überleben. Welten im Zusammenstoß. Im Ernstfall hilflos? Umdenken, umschwenken, Alternativen, Wegweiser aus den Zwängen der großtechnologischen Zivilisation. Natur, Horst Sterns Umweltmagazin. Offene & praktische Nachbarschaft, sanfter Weg. Zero...

***

Freitag, Samstag, Sonntag ff:

Ich lese, lese, lese... und lasse mir das drohende Ausmaß der Einzelkrisen und -gefahren in aller Dringlichkeit vor Augen führen. Wörter werden mir geläufig, die kaum ein paar Jahre alt sind: Aktivitätsfreisetzung, Schadstoffemission, Ganzkörperbestrahlung zum Beispiel und: Friedensverstiegenheit, Dekontamination, Überfreiheit.

Mir fällt ein, daß der gezeichnete Stier in prähistorischen Höhlen die Kraft des wirklichen gebrochen haben soll. Ähnlich scheinen Wörter die Bedrohlichkeit der Katastrophe zu bannen. Wissen und Benennen als Gegengift, gegen die Gefahr, die selber ein Produkt von Wissen ist. Der Urjäger hatte allerdings den wirklichen Stier gesehen.

Vielleicht ist es deshalb auch gar nicht so lächerlich, sondern nur ein Teil des herrschenden Katastrophen-Wahnsinns, daß einige der Überlebensspezialisten gar nicht unser aller Apokalypse im Sinn haben bei ihren Survival-Anleitungen, sondern - wie Kinder, die sich beim Versteckspielen die Augen zuhalten, - als Gegner die gute alte exotische Abenteuer-Natur ausgemacht haben, die es mit einer Mischung aus Pfadfinder- und Bürokratenlistigkeit zu besiegen gilt. Oder sich gegen einen Schrecken rüsten, der offenbar die Dimension eines 30er-Jahre-Chicagos hat.

»Der Surviver hat auch im Alltag mannigfaltige Möglichkeiten des Übens in kleinstem Rahmen«. Er »sitzt weder vorn noch hinten in der Eisenbahn«, er hat »Notgroschen fürs Telefonieren« dabei, und die »Verträge«, die er mit seinen Abenteuer-Partnern abschließt, »gliedern sich in neun Abschnitte«.

» Überleben kann man oft nur, wenn man kämpft und den Gegner in den Kopf schießt. «

»Ein kugelsicheres Unterhemd läßt sich den ganzen Tag über tragen« .

***

Eine Woche später:

Sicher, auch mir scheinen Friedensmärsche, Anti-AKW-Demonstrationen und Dritte-Welt-Hilfsaktionen sinnvoller als Survival-Trainig und biologische Gesundlebens-Programme. Dabei haben Vertreter letzterer wenigstens noch Spaß dabei. Mein Urteil ist wohl selber anachronistisch moralisch. Das Furchtbare ist ja längst schon dimensionslos, unvorstellbar, jenseits moralischer Kategorien. Sicher, es gibt ein gutes Gefühl, zu wissen, daß man an der Verhinderung der Katastrophe beteiligt ist, wenn sie einem auf den Fersen sitzt. Plötzlich gibt alles wieder einen Sinn. Und der heißt - Überleben. So einfach ist der Sinn des Lebens. Eigentlich kann ich froh sein.

»Der kategorische Imperativ, unter dem dieser neue Humanismus stehen wird, stehen muß, geht aus der wissenschaftlich unbestreitbaren Feststellung hervor; alles, was wir der Erde antun, tun wir uns selber an. Man kann diesen kategorischen Imperativ auch als energetischen Imperativ bezeichnen, als den Imperativ, die sittliche Pflicht, mit der Erde so umzugehen, daß die Entropie, d.h. das Absinken der Energie in immer weniger brauchbare Formen möglichst verlangsamt und optimiert wird«.

***

Abends:

Also noch wieder einmal werde ich zur Verantwortung gerufen. Und jetzt zum allerletzten Mal. Denn die Weltzukunft steht auf dem Spiel. Da gibt es kein Kneifen. Jeder hat die Pflicht mitzumachen, alternativ-dezentral oder großtechnologisch-zentralistisch. Bessere Landwirtschaft, bessere Medizin, bessere Abschreckungswaffen, bessere Aufklärung, besserer Katastrophenschutz, bessere Erziehung... müssen geplant und in Angriff genommen werden, höre ich. Bessere Krebsvorsorge gibt es schon, besseren Objektschutz, bessere Personalausweise auch. Rauchen ist ebenso unverantwortlich wie das Fahren ohne Sicherheitsgurte; Krimis gucken und Aldifraß sowieso; und aussteigen, abhauen, sich verkriechen und drücken erst recht.

Wir brauchen »weltweit mutige und entschlossene neue Initiativen« von »mehr genügsamen und selbstdisziplinierten Bürgern, die wissen, was . sie wollen und nicht wollen«.

»Am Fall der Hopi soll sich das internationale Netzwerk der Vierten Weit zum ersten Mal bewähren. Der Lebensraum und die Kultur der Hopi, bei denen Krisenerscheinungen über Tausende von Jahren unbekannt waren, sollen erhalten bleiben«.

***

Schluß damit:

Je besser es wird, umso schlimmer wird es, scheint mir. Am Ende ist die drohende Katastrophe nur für eines gut. Und das ist wirklich bedrohlich. Sie ist Produzent meines schlechten Gewissens, sie zwingt mich, zu überlegen, ob es sich lohnt, noch ein neues Buch anzufangen, eine Reise zu machen, jemanden kennenzulernen, Geld rauszuschmeißen... weil es ja eh nicht mehr lohnt, weil es unsozial, unhaushälterisch ist. Die Katastrophe wird zur rechtfertigenden Erpressung, mit der alles gebeugt wird, was sich der Überlebensvernunft widersetzt: Wer nicht diszipliniert, einsichtig, verantwortlich zur Sicherung des Lebens und aller dafür notwendigen Maßnahmen beiträgt, ist ein Sicherheitsrisiko. Denn die Sicherheit sichert das Überleben. Und gegen das Überleben gibt es kein Argument.

In Amerika wird, heißt es, eine junge Frau an Apparate angeschlossen, unter einer totalen Schutzfolie am Leben erhalten, da sie allergisch gegen das 20. Jahrhundert sei.

»Die größte Unwägbarkeit sämtlicher Katastrophen-Planungen ist das menschliche Verhalten«.

***

Letzte Nachricht.

Aus den USA kommt ein »biologisch voll abbaufähiges Antifarbspray-Spray«, das Parolen an Häuserwänden beseitigt. - Wenn es dann erstmal das totale Antispray gibt... wo man einfach auf das Knöpfchen drückt und - pscht - ist alles weg, was stört. Endgültig alles

Literatur-Konkret 1981, S. 41

Michael Schneider

Weltschmerz und gesunder Appetit

Aphoristisches zur neuen Weinerlichkeit

Das Zeitalter der Tintenfische

Wenn man gewisse Erzeugnisse der Neuen Deutschen Literatur liest, könnte man meinen, das Zeitalter der literarischen Tintenfische sei angebrochen. Bekanntlich hüllen sich diese seltsamen Meeresbewohner zwecks besserer Tarnung und Fortbewegung in eine Wolke von Tinte. Da sie ihre Umwelt nur durch einen Tintenschleier hindurch wahrnehmen, erscheint ihnen selbst die reinste Tiefsee als trübes Gewässer. Leider haben diese beklagenswerten Weichtiere kein Bewußtsein davon, daß die Finsternis um sie herum auch das Produkt ihrer eigenen Ausscheidung ist.

Alle 'Ismen verhaßt

In den letzten Jahren mehren sich die Künstler und Schriftsteller, welche lauthals verkünden, daß sie an kein »System« mehr glauben: weder an den Kapitalismus, noch an den Sozialismus noch sonst irgendeinen 'Ismus. Alle 'Ismen seien ihnen verhaßt. Bis auf einen, würde ich sagen: ihr höchsteigener Solipsismus!

Apokalyptiker mit Bauch

Entweder wird sich die Menschheit bis zum Ende dieses Jahrtausends in die Luft geschossen haben oder am ökologischen Kollaps krepiert sein, verkündet der Schriftsteller K., preisgekrönter Endzeit-Lyriker und hochdotierter Spezialist für Untergangsstimmungen, anläßlich eines Festessens in der Akademie für Sprache und Dichtung. Die Endlösung von dieser Zivilisation scheint ihm nur noch als Weltenbrand und Menschheitsdämmerung möglich. Dabei sieht man ihn, mit vortrefflichem Appetit, bereits das zweite Filetsteak verspeisen. Danach wird er in seinem neuen Audi nachhause fahren und die Nacht, wie gewöhnlich, in den Armen seiner Frau verbringen - Erstaunlich, wie sich Weltschmerz und ein gesunder Appetit, Wohlleben und Apokalypse heutzutage miteinander vertragen.

Der gesprungene Spiegel

In der deutschsprachigen Literatur ist zur Zeit ein larmoyanter Misanthropismus am Werke, der sich für umso »kritischer« und »fortschrittlicher« hält, je desillusionierender er wirkt. Wo immer diese Autoren hinschauen, überall registrieren sie nur noch kaputte Menschen, kaputte Beziehungen, eine kaputte Umwelt usw. Ja, mitunter scheinen sie eine geradezu grimmige Genugtuung darin zu finden, den monströsen Scherbenhaufen der bundesrepublikanischen Alltags-Welt in immer brillantere Worte und Bilder zu fassen. Selbstredend sind sie emphatische Gegner jener beschönigenden und esoterischen Literatur, die selbst einen Müllhaufen noch in einen »Zauberberg« verwandelt. Im Gegensatz dazu reden diese »kritischen Realisten« Fraktur - oder glauben Fraktur zu reden -, indem sie ihre Bücher nur noch mit lebenden Frakturen, Fragmenten und Wracks bevölkern. Sie übersehen dabei allerdings, daß das Spiegelbild der Welt auch von der Beschaffenheit des Spiegels abhängt, und daß, wenn der Spiegel einen Sprung hat, auch die Welt darin nur noch als Scherbenhaufen erscheint.

Testament in Serie

Immer mehr Dichter (und Filmemacher) finden neuerdings Geschmack daran, ihren eigenen Tod literarisch vorwegzunehmen, indem sie ihre Pseudonyme - meistens ebenfalls Dichter und Künstler - im Roman, auf der Bühne oder im Film qualvoll verenden lassen. Übrigens ist die Todesart bei all diesen metaphorischen Selbstmorden, einer seltsamen Mode des Zeitgeistes folgend, immer die gleiche: Tod durch Erfrieren. So läßt ein bekannter Autor seinen Lieblingsschauspieler im Schneesturm an der Atlantikküste erkalten; ein anderer trinkt sich als Dichter im grönländischen Eis zu Tode; ein dritter feiert im Untergang eines berühmten Schiffes den ideologischen Schiffbruch, den er selbst als notorischer Wellenreiter erlitten hat; ein vierter schließlich schaut sich genüßlich selber zu, wie er beim Schlittschuhlaufen langsam im Eise versinkt.

Natürlich meinen diese Autoren (und Filmemacher) den »Künstlertod« durch Erfrieren in erster Linie metaphorisch. Sie wollen damit ein gesellschaftliches Klima bezeichnen, die »angebrochene Eiszeit der Gefühle«, in der auch die Herzen der Dichter erkalten müssen. Beredsam setzen sie uns auseinander, warum sie nicht mehr schreiben (oder filmen) können; sodaß wir Grund zu der Annahme haben, daß es sich offenbar um das letzte Werk des betreffenden Autors (oder Filmemachers) handelt. Und wir finden es nur recht und billig, wenn die Feuilletons seinem poetischen Testament seitenlange Besprechungen widmen. Mißtrauisch werden wir erst, wenn der Autor, der eben erst sein Testament gemacht hat und dessen Verzweiflung wir respektieren, binnen kurzem mit einem neuen Werk an die Öffentlichkeit tritt, in dem er

uns auf eine noch beredsamere Art als vorher zu überzeugen sucht, warum es sich eigentlich nicht mehr zu schreiben, zu filmen, geschweige denn zu leben lohnt.

In diesem Fall haben wir wohl ein Recht darauf, von dem Autor - bei Anlaß seiner nächsten Lesung oder Premiere - Rechenschaft zu fordern: »Wie? Sie leben und schreiben immer. noch? Jetzt erklären Sie mir doch bitte mal, was Sie, entgegen Ihren eigenen Aussagen, noch immer am Schreiben und Lesen hält?« Die Antwort auf diese Frage könnte den Anstoß zu einer ganz neuen Art der Literatur (und Filmkunst) geben; zu einer Art Tauwetter-Periode im derzeit antarktischen Klima unserer Kultur.

Literatur-Konkret 1981, S. 42

Gert Mattenklott

Selbstgebackenes und Selbstgeschriebenes

Schreiben kann jeder, nur: Muß sich heute wirklich jeder sein eigenes Buch schreiben?

»Jeden Mittwoch ab 16 Uhr treffen sich Leute, die Selbstgeschriebenes und Selbstgebackenes mitbringen, im Literatur-Café in Schöneberg«, steht an einem Schaufenster in der Schöneberger Winterfeldtstraße. - Ecki sucht im »Tip« »Leute mit Interesse an fortdauernder Arbeit«, mit denen er »in kleinem Kreis Selbstgeschriebenes fruchtbar besprechen« möchte. In »zitty« inseriert einer aus Neunkirchen auf der Suche nach Kurzprosa, Lyrik und Essais für eine »Zeitschrift für Selberschreiber«, und zwei andere suchen Beiträge zum Thema »Das schwarze Loch« zwecks Veröffentlichung.« (Wir haben schwarze Löcher, wo? wofür? woher? wovon? Wir forschen, arbeiten an einer Textsammlung zu diesem Thema.) - Gundel bietet bei »Kumuli« (Kunst, Musik, Literatur) einen Intensivkurs über »Literarische Improvisation« an (allein und in der Gruppe, sich dem Spiel der Wörter überlassen und sich selbst darin entdecken) und unter »Sonstiges« lockt jemand mit dem »Dritten Testament. die langersehnte Fortsetzung des Weltbestsellers«.

In den Großstädten braucht man heute nicht lange zu suchen, um solche Hinweise auf eine neue Schreiblust zu finden. Der Königsweg zur eigenen Bibliothek ist, sich seine Bücher selbst zu schreiben. Ob seit ein paar Jahren wieder mehr gelesen wird, wissen wir nicht zuverlässig. Mit Sicherheit wird aber mehr geschrieben, und zwar nicht nur von denen, die immer schon geschrieben haben und davon leben.

Mit den Arbeitern fing es vor gut zehn Jahren mit der Gründung des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt an. Die dort entstehenden Arbeiten sollten sich an »die Werktätigen« wenden und deren »Bewußtwerden über ihre Klassenlage« ebenso sehr bezeugen wie ihrerseits fördern. (Ausführlich dokumentiert von P. Fischbach, H. Hensel und U. Naumann: »Zehn Jahre Werkkreis Literatur der Arbeitswelt«, Frankfurt 1979).

Das wäre weniger wichtig gewesen, wenn es wieder einmal nur darum gegangen wäre, die geschlossene Gesellschaft der professionellen bürgerlichen Autoren für eine neue Generation von Arbeiter-Dichtern zu öffnen. Viel folgenreicher war, daß hier die Demontage *des* Autors begann und zwar durchaus nicht nur in den Köpfen einiger politisch bewußter Arbeiter und Intellektueller.

Der »kollektive Gesamtautor« als zum Schreiben abgestellter Spezialist wird seitdem zu einer immer dubioseren Figur, nicht minder fragwürdig wie *der* Staat oder *die* Partei als Repräsentanten des Gemeinwohls. Die Gemeinen wollen nämlich selbst sagen, was ihnen wohltut, und nicht bloß repräsentiert werden. Entsprechend problembewußt wird das Selbstbewußtsein der Profis. Ende der 70er plädierte einer von ihnen, Hermann Peter Piwitt, im »Literaturmagazin 11: Schreiben oder Literatur?« bereits selbst » für den Gelegenheitsschriftsteller«.

Zu den Arbeitern hatten sich die Studenten gesellt, zu diesen die Frauen, die Häftlinge, die Lehrer, die Alkoholiker, die Schwulen, die schreibenden Schüler schließlich, mit denen Tolstoijs anarchistische Pädagogik in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts bereits einen Kreuzzug gegen die Bevormundung durch die Großen geführt hatte. (Man kann das nun auch leicht wieder nachlesen: L.N. Tolstoij: »Die Schule von Jasnaja Poljava«. Mit einer Einleitung von Stefan Blankertz, Talgte-Westbevern 1976)

Jeder kann schreiben oder - wie Boehncke und Humburg den Akzent richtiger setzten -: »Schreiben kann jeder« (handbuch zur schreibpraxis für vorschule, schule, universität, beruf und freizeit«, Reinbek 1980). Denn das Verhältnis von Haupt- und Nebensache soll sich hier umkehren: das Schreiben als allgemeine Fertigkeit und Befähigung zur Nebensache werden, die individuelle Besonderheit eines jeden zur Hauptsache. Also: nicht Arbeiter-Dichter, sondern dichtende Arbeiter oder - wie Rexhausen es in den »klappentexten« (1, Berlin 1980) für die Schwulen erklärt:

»Es gibt segelnde Beamtinnen.

Es gibt schreibende Schwule.

Es gibt auch Schwule, die kegeln.

Die sind schwul, und außerdem kegeln sie.

Das Hauptwort ist immer die Hauptsache.«

Statt *des* Autors also die schreibenden Einzelnen; anstelle *der* Literatur das patchwork der Literaturen.

Es zeigt sich freilich oft, daß das nur gut klingt, solange es nicht auf dem Papier steht. Auf literarisches Naturtalent ist kein Verlaß. So höhnen die Großkritiker in den Feuilletons, und wenn Martin Walser gleichwohl die Autobiographie des Häftlings Wolfgang Werner mit einem Nachwort publiziert (zuerst Frankfurt 1969, dann Bielefeld 1979) so versucht er sich mit Rubrizierungsvorsch1ägen zu salvieren:

»Ich glaube, es kann nichts Hilfreiches herauskommen, wenn solche Bücher diskutiert werden als Beiträge zur augenblicklichen belletristischen Situation.« Also schlägt er die Abteilung Sachbuch vor und bekennt sich zu einer informatorischen Poetik: »Ich erwarte von Literatur Mitteilungen.«

Ach nein, Neuigkeiten sind hier nur selten zu erfahren, und sie sind meist rasch aufgezählt. Reich sind diese Leben ja gerade nicht geworden, und die Welt einer Zelle ist eng. Wie einem Eingeschlossenen zumute ist, wissen wir außerdem spätestens seit dem Existenzialismus literarisch viel genauer als wir es von den ungeübten Knast-Schreibern meist erfahren.

Statt die Klischees und Stereotypen entweder zu verhöhnen oder die Mißgriffe mit dem Mantel der Barmherzigkeit bedeckt zu halten, sollten die Kritiker und Sympathisanten der neuen Schreibbewegung bedenken, ob nicht ihr klassizistischer Maßstab, wonach nur das Werk den Meister lobt, revisionsbedürftig ist.

Wer schreibt, arbeitet am Text und - an sich selbst. So produziert er doppelt-. das Geschriebene und den Schreiber. Die Produkte sind Indizien einer Produktivität, deren wichtigstes Ergebnis nicht die Veränderung der Literatur, sondern in der Tat die des Schreibers ist:

»Ich möchte.

Ich möchte mich.

Ich möchte mich produzieren.«

Das finde ich in einer Berliner Anthologie, die den workshop 1978 des »Schwulen literarischen Salons« dokumentiert. (Berlin 1979)

Vom Selbstgewinn durch Erzählen spricht in ähnlicher Bedeutung auch der schreibende Alkoholiker Ernst Herhaus: »Die Genesung kommt aus dem Mund, vom Erzählen. Wo wir unser Gift einfüllten, von dorther kommt die Genesung, denn redend bleiben wir trocken, erzählend werden wir nüchtern.« (E.H.: »Der zerbrochene Schlaf«, München 1978)

Eine derartige Heilung - oder doch zumindest erst einmal rettende Bewahrung - hat wohl auch Adolf Muschg gemeint, der in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung (Winter-Semester 1980) daran erinnerte, daß Scheherezades Erzählungen nicht bloß zur Unterhaltung des Sultans dienten, sondern auch zur Lebensrettung der Erzählerin.

Der Demontage des repräsentierenden Autors zugunsten des Selberschreibens entspricht die häufige Publikation in Anthologien - wenn es überhaupt zur Veröffentlichung kommt. Die kollektive Publikation geht dann häufig auf workshops zurück oder literarische Geselligkeiten ähnlicher Art. Hier einige wichtige aus verschiedenen Bereichen:

Elmar Kraushaar hat 1977 »Schwule Lyrik, Schwule Prosa« im Berliner Rosa Winkel Verlag herausgegeben. (Der Band enthält auch Texte avancierter und professioneller Autoren.) Von Ingeborg Drewitz im Namen des PEN-Clubs ist der Band »Schatten im Kalk« (Stuttgart 1970). Von einer Autorengemeinschaft besorgt ist die Anthologie »Aufbruch, Texte aus dem Strafvollzug« (Bielefeld 1981). Konrad Wünsche hat »Berichte von Kindern der schweigenden Mehrheit« in »Die Wirklichkeit des Hauptschülers« mitgeteilt (1972 und erw. 1979) und Gundel Mattenklott Texte von Jugendlichen in ihrem Buch über »Literarische Geselligkeit« (Stuttgart 1979). Als Beispiele für Texte schreibender Frauen nenne ich nur die Sonderhefte von den Treffen in München 1976 und Bremen 1978, sowie den von Frigga Haug herausgegebenen Band »Frauenformen. Alltagsgeschichten und Theorie weiblicher Sozialisation« (Berlin 1980).

Ein gleichsam virtuelles Dasein führt die Loseblatt-Anthologie, die Frederike Frei unter dem Stichwort »Literatur als Post« von Hamburg aus in themenbezogenen Drucksachen verschickt. Mit der dadaistischen Parole »Dilettanten, erhebt euch!« fordert sie Atomkraftgegner und dicke Frauen, Ängstliche, Schwule und »Zuhausefrauen«, Beziehungsgeschädigte und »Deutschland-Interessen« auf, ihr Texte zu schicken, die sie, nach einem Bauchladenstart auf der Buchmesse 1976 und bei der Documenta in Kassel, in DIN A 5-Umschlägen mit der Autorenadresse als Anregung zum Briefgespräch verschickt. (2 Hamburg 19, Lindenallee 40)

Vielleicht geht es in solchen Gesprächen mitteilsamer zu als in den oft unbeholfenen literarischen Versuchen, die als Anlaß und Anstoß dennoch wichtig sind. Gerade diese Einlagerung in ein geselliges Milieu, sei's therapeutisch, sei's schlicht phantasievoll-spielerisch, das sich zu einem guten Teil mit der alternativen »scene« überlagert, dürfte übrigens der beste Widerstand sein gegen die Vereinnahmung dieser Schreibbewegung durch den »neuen Sensibilitäts«-Kitsch der Großverlage. Gut und schön, solange in deren Programmen tatsächlich Informationslücken über eine früher tabuierte oder aus arroganter Ignoranz unbekannte Wirklichkeit geschlossen werden.

Es dürften aber doch überwiegend andere Gründe sein, die mittlerweile zu einer zunehmenden offenbar lohnenden Vermarktung der neuen Schreibbewegung führen. Daß ihr Autorenehrgeiz entgegenkommt, den auch die neuen Schreiber rasch entwickeln, ist nicht weiter verwunderlich. Daß man an ihren Bekenntnissen - und wie stark der konfessionelle

Charakter dieser Literatur! - voyeuristische Bedürfnisse befriedigen kann, liegt auf der Hand. Eine nicht unerhebliche Rolle mögen auch die connaisseurs spielen, die ihren Ästhetizismus durch die Naivität derb-frischer sentiments und stilistischer Brutalitäten lustvoll vergewaltigen lassen.

Vielleicht ist das der Attraktivität vergleichbar, die die autobiographische Bekennerliteratur pietistisch erzogener Autoren für den klassisch geschulten Geschmack des 18. Jahrhunderts besaß. Und in der Tat, zeigt diese neue schriftstellerische Laienbewegung nicht viele Symptome, die wie eine sehnsüchtige moderne Reprise auf den Pietismus wirken? Angefangen von der Nichtachtung der autorisierten Priester-Mittler befugter Autoren bis zum intimen Kollektiv sympathetisch-sympoetischer Gemeinden und Kreise; von der Anstrengung, das nackte Ich zu finden bis zur Verwerfung der überkommenen »künstlichen« Mitteilungsformen.

Gegenüber allzu raschen Theorieversuchen, die ersten stehen im »Literaturmagazin 1 l«, ist allerdings Zurückhaltung geboten, hat doch das neue Schreiben zu viele auseinanderstrebende Aspekte: spielerisch-utopisch oder therapeutisch, kreativitätspädagogisch und politisch-operativ, gesellig unterhaltend und provozierend, kämpferisch oder luxurierend - kurz, alle Qualitäten, die Literatur seit je haben kann, nur eben allemal abgespalten in einer Laien-Sezession.

Gleichwohl ist ihr die Wissenschaft schon auf den Versen - in Bremen gibt es ein akademisches Forschungsprojekt »Schreiben lernen« - und natürlich die Pädagogik: Im Berliner Pädagogischen Zentrum gibt es Bestrebungen, einen fakultativen Kurs »Schreiben« in der Sekundarstufe 11 einzurichten, und in Hamburg läuft ein Modellversuch für ein entsprechendes Vorhaben.

Anstelle theoretischer oder pädagogischer Schlußfolgerungen möchte ich eine Beobachtung an den Schluß stellen: Die neuen Schreiber gehören meist zu den traditionell Leidenden in dieser Gesellschaft. Ohne ein gesellschaftliches Mandat sind es selbstbeauftragte Autoren. Eine *neue* Identität scheinen sie nur ganz formal und inhaltsleer in diesem Schreiben selbst zu finden. Bereits in dem, was sie schreiben, zeigen sie oft eine geradezu masochistische Anhänglichkeit an die alten Leiden - als könnten und müßten sie ihr Selbstbewußtsein ausschließlich als Opfer suchen und finden.

Das konkret Bedrohliche wird immer wieder zur Übergewalt stilisiert: die Gefährdung der natürlichen Umwelt als ökologische Apokalypse; die Herrschaft der Männer als Naturkatastrophe; Geringschätzung und Schikanierung von Schwulen als Rosa-Winkel-Faschismus; Sicherheitstrakte in Gefängnissen als KZ's; Verfassungsschutz-Schnüffelei als totalitäre Polizeistaatsgewalt.

Das ist die Gefährdung dieses neuen (nicht nur literarischen) Selbstbewußtseins im einzelnen Leiden: daß das Einzelne zum Ganzen gebläht wird, eine sentimentale Erneuerung des Mythos, wenn sich der Enthusiasmus der Laienschreiber ohne die nötige Nüchternheit äußert.

Literatur-Konkret 1981, S. 45

Heiner Boehncke

Phönixe, frisch gehäutet

Die Nachfrage nach echten, authentischen Erfahrungen hatte eine Buch-Inflation zur Folge - oder umgekehrt?

»Ich hatte zum ersten Mal nach langen Jahren endlich wieder einmal das Gefühl, ich selbst zu sein. Was hatten wir nicht alles verändern wollen. Den Akkord bei Opel und das Leben der Mineros in Bolivien. Und Fachleute waren wir, alles wollten wir uns aneignen, keine verschrobene Theorie, nicht eine falsche Praxis waren sicher vor unseren Eingriffen. Alles, nur eines nicht: uns selbst. In Chiapas in der Ruhe riesiger Wälder, mußte ich immer wieder an die Typen in unserer Wohngemeinschaft denken. Wie weit war ich doch entfernt von ihnen, ihrer irren Hektik, ihren Anmaßungen. Wie lächerlich ihre Beziehungskisten. Daß ganz einfach der westliche Weg zwangsläufig münden muß in den großen Ausverkauf. Letzten Endes und im Grunde ich bei der Gestalttherapie auch nicht happy wurde. Wo ja dies alles aufschimmernde Spulen gewickelt die ewige Maschine spiegelt. Und da empfahl ich ihr wie immer in solchen Fällen eine Zeitschwellenkur. Wer sich einmal ganz und wirklich ganz dem Wachstum eines Schachtelhalms ausgesetzt hat, weiß, wovon ich rede«..

Und immer so weiter. Wir kennen den jungen Goethe, das Spätwerk Hölderlins oder die mittlere Periode in irgendeiner anderen langlebigen Dichterexistenz. Zwischen den einzelnen Abschnitten sorgen tatsächliche oder von Interpreten intensiv vermutete Scharniererfahrungen (Tod, Liebe, Verschuldung oder Unglück) für eine plausible Gliederung der Schreibbiographie eines Schriftstellers. »Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen«; »Ich hätte wohl aus der Haut fahren mögen, so sehr berührte mich diese ruchlose Tat.«

Das hat er dann aber doch bleiben lassen. Irgendwie muß der Umgang mit der eigenen Haut in den frühliterargeschichtlichen Epochen weniger verschwenderisch gewesen sein als jetzt, wo sie sich so schnell gar nicht häuten kann, wie sie zu Markte getragen wird, die Haut des Schriftstellers. Inklusive kompletter Landkarten aus Narben, Druckstellen oder mutwillig herbeigeführten Tätowierungen. Ich meine nicht die bekanntlich skruppellosen Pergamenthändler in den großen Verlagshäusern. Ich meine vielmehr das grassierende literarische Häutungsfieber, die Häutungslust. Die immer rascher wechselnde Subjekt-Ausstattung, die Revolten des biographischen Inventars.

Seit Verena Stefans riesigem Erfolg weiß ich, daß »Häutungen« dies alles am besten bezeichnet. Immerhin ist die Haut das mit wirklichen Empfindungen ausgestattete Grenzgebiet zwischen mir und der Welt. Sie ist *der* biographische Teil des Körpers, an dem zum Beispiel auch in Form von Falten das Alter abzulesen ist. Sie abzulegen verändert einen Menschen durch und durch.

Die Haut als Sinnesorgan: Wie reagiert sie auf die neue »Ästhetisierung der Lebenspraxis«? Michael Schneider hat in seinem Aufsatz »Von der alten Radikalität zur Neuen Sensibilität« (zuletzt in: »Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke«) viele Gründe für die Selbstmelancholisierung der Linken seit der Studentenbewegung genannt. All die Neuen Sinnlichkeiten, Sensibilitäten etc. sind vor allem Reaktionen auf die Art und Weise, in der der Marxismus in unsere Köpfe mißverständlich hinein und wieder hinausgelangte. Statt die Marxsche Methode nach den Intentionen ihres Begründers mit der Sinnlichkeit zu verschwistern, wurde sie dazu verwendet, die Arbeit der Sinne zu ersetzen. (siehe vor allem auch Hermann Peter Piwitt »Literaturmagazin 5«: »Über das Vergehen von Hören und Sehen, 1976)

Schneiders Kritik an diesen inflationären Bewegungen scheint mir aber allzu sehr an den Denk- und Verhaltensfehlern der Linken kleben zu bleiben - andere werfen den »Verrat« an den Idealen und Verkehrsformen der sozialistischen Bewegung ein wenig zu persönlich einzelnen »Überläufern« ins Niemandsland der Selbstsuche vor.

Prüfen wir also erst einmal den Bedarf an »exemplarischen Häutungen«, autobiographischer Geständnisprosa, »echt starker« Literatur, ehe wir die kritisieren, die ihn zu decken versuchen: Grob vereinfacht gibt es einen neuen Hunger nach Biographie, Identität, Subjektivität, nach Kommunikation, Betroffenheit etc., seit all diese Desiderate nicht mehr wie selbstverständlich verfügbar sind.

Thomas Ziehe spricht von einer »Vergesellschaftung der Gesellschaft« und meint damit, daß immer mehr Bereiche des Zusammenlebens, der Sozialisation, der persönlichen Sinngebung, eben, weil sie nicht mehr »natürlich« mitgeliefert werden, »künstlich« eingerichteten Institutionen und Organisationen überantwortet werden. Nur, diese »Vergesellschaftung der Gesellschaft« - wie sollte es anders sein – klappt nicht. Es entsteht ein Vakuum, verursacht durch ein Überangebot.

Noch einmal: »gewachsene« Zusammenhänge, wie sie in der Arbeiterbewegung, der gesamten Arbeiterkultur noch bestanden hatten, verschwinden unter den Baggern der kapitalistischen Form von Vergesellschaftung. Neue Angebote drängen sehr schnell in diese sorgsam produzierte Ruinenlandschaft. Den Hunger können sie herstellen, nicht aber seine Befriedigung.

Und das ist die umwälzende historische Neuigkeit. aus dem Lebenszusammenhang werden immer mehr Einzelteile herausgebrochen, um ihnen den Stempel einer neuen Wahrheit aufzudrücken. Sie sind produzierbar wie tausend andere Waren auch. »Sinn«, »Lebensgefühl«, »Geborgenheit«: das haben wir doch alles im Angebot. Nur leider, da irrt der

Verkäufer. Viele merken unter dem Ansturm dieser neuen Waren erst, was ihnen fehlt. Ja, der Hunger nach »Echtheit«, Authentizität, Biographie etc. entsteht zum Teil überhaupt erst durch das Angebot seiner gesellschaftlichen Befriedigung.

Also: auf Seiten der hungrigen Leser besteht starke Nachfrage nach sinnlicher Erfahrung und einem entsprechendem Güterangebot, wobei der Hunger nach Identität Arbeit heranschafft für die Profis der ästhetischen Sättigung. Schriftsteller und schreibende Intellektuelle als Spezialisten für ästhetische Lebenshilfe vermögen den Stoff zu besorgen, aus dem die Träume eines neuen, sensiblen, echt starken und irgendwie wirklich irren Lebens sind.

Manche schreiben einfach so erleben oder fühlen oder beides. Was eben so rüberkommt zu ihnen. Und kommen dabei, wie Svende Merian, manchmal sogar zu Schriftstellerruhm wie die Jungfrau zum Kind. Aber was ist danach mit dem zweiten Buch? Da hat sich Erfolg gewöhnlich schon in Methode verwandelt. Verena Stefan, glaube ich, weiß sehr wohl, warum sie seit den »Häutungen« schweigt...

Wie viele Erinnerungen von Dreißigjährigen! (Jochen Schimmang: Der schöne Vogel Phönix; Siegfried Wollseiffen: König Laurin; Dieter Jaenicke: Bewegungen; Jochen Link: Das goldene Zeitalter). Aber gewöhnlich muß man sich ganz schön anstrengen, um die überlegenden Bilanzen vom Scene- oder Egogeflüster scheiden zu können. Allemal verdankt sich die autobiographische Anamnese der Dreißigjährigen einem Häutungswunsch. Das bin ich, so bin ich es geworden, nun ist erstmal Schluß damit.

Es gibt Ausnahmen. Michael Rutschky hat in seinem Buch »Erfahrungshunger« die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen des biographischen Vakuums in den siebziger Jahren sehr genau beschrieben. Es sei als Schreibhemmung für Häutungssüchtige empfohlen. Lernen kann man von diesem Buch, daß nicht alles »ich« ist, »echte Erfahrung«, »authentisches Gefühl«, was sich in die biographischen Lücken und Löcher drängt. Zwar werden die Wünsche nach Nähe, wo man voneinander weit entfernt ist, nach Wärme, wo es kalt zugeht, nach Erfahrung, wo kaum Spuren bleiben, nicht lächerlich gemacht, es wird im Gegenteil deren Wahrheitsgehalt herausgearbeitet; aber Rutschky läßt sich von all diesen begriffenen Wünschen nicht dazu verführen, ihre Kraft mit ihrer Befriedigung zu verwechseln.

Das führt uns nun zu den professionellen Häutungsexperten, gegen die sich meine Bedenken im wesentlichen richten.

Ihr großer Gegenspieler ist das eigene Gedächtnis, die wichtigste Fähigkeit das Vergessen. Den jeweils letzten Irrtum verwandeln sie in liquidatorische Energie. Oder sie bedienen sich in Witzen und Verleugnungsspielchen der gehobenen Schule der Verdrängung. Das Format bedeutender Renegaten bringen sie nicht auf, da sie nicht ins andere Lager wechseln, sondern den Wechsel selbst, das Wechseln zum Prinzip erklären. Das merken sie allerdings nicht, weil ihre Verwandlungsresultate, ihre je frisch gehäuteten Phönixe nur hinterrücks miteinander verkehren.

Es ist die Fähigkeit, »Whisky«, »Cuba libre« und Müsli im Abstand von fünf Jahren jeweils in der richtigen Tonlage, mit den passenden Gesten vorn Kellner, Genossen und Freak zu ordern. Beim Schreiben, oh ja, beim Schreiben, da darf man Django sein und Frankenstein. Weg mit dem Bastard Literatur, her mit der lieblichen Prosa voll ökologischer Kargheit. Daß die darüber zum Monster wird, ist ihre Rache. Die Sprache, die Sinnlichkeit verkürzt, verkümmert wie sie ist auf Stereotypen, auf den Sekundärjargon des Campus, sieht danach aus.

Weniger die Häutungen mit all dem Verschwindenmachen der abgelebten und dem Vorzeigen der neuen Haut als vielmehr eine aggressive Trauer über den Verschleiß an Identität: das könnte die Erfahrung lehren. Das ist nicht radikal, widerspricht den aus allen Ecken dringenden Appellen »Kehre um«, »Ändere dich und den ganzen Wahnsinn«? Anders herum wird ein Schuh daraus. Gedächtnis, verfügbare Erinnerung scheinen mir im Augenblick außerordentlich radikale Qualitäten.

Zum Schluß muß an die Zusammenhänge zwischen den großen Häutungen und dem kleinen Hautwechsel der Schriftsteller / Intelligenz erinnert werden. An Innovationen im großen herrscht nun wirklich kein Mangel. Die Städte, das Land, die Wälder, Seen, Flüsse und die Länge der Winterkleider. Die Waffensysteme und deren Einsatzpläne in den Köpfen der Weltpolizisten, zu schweigen von den An- und Absichten der mittleren Kader. Außerdem die Sounds in den Diskotheken: Das alles wird verschlissen, wieder neu gemacht, wieder verschlissen, neu gemacht und so weiter.

Und auch die Ausdrücke dafür, die Meinungen, die man sich darüber macht und machen läßt, unterliegen dem herrschenden Innovationssog. Selbstverständlich starren die Schriftsteller nicht müßig aufs allgemeine Welttempo und eilen sich, ihm nachzukommen. Da arbeiten die raffiniertesten Übersetzungsrädchen , ganze Scenen- und Subscenesysteme. Konjunkturmühlen zermahlen die großen plumpen Moden in feinen Staub, der als Arbeitsanweisung auf den Schreibtischen zu liegen kommt.

Manchmal geht es auch anders herum, von unten in die Breite. Aber die Schriftsteller sind nicht dafür da, als elaborierte Echos von Innovationsschüben zu dienen«. Nicht so herum und auch nicht anders herum. Sie sollen bitteschön verdammt aufpassen, daß sie ihr bißchen Haut zusammenhalten. Denn es ist auf Dauer interessanter, über Moden, Stile, Sprachen oder Haltungen zu berichten, als ihnen jedesmal mit Haut und Haaren zu erliegen.

Mit jeder Häutung übrigens verschwindet auch, was unter die Haut gegangen war.

Literatur-Konkret 1981, S. 48

Dorothee Sölle, Alfred Paffenholz

»Die reden vom Frieden und rüsten auf«

Gedanken zum Frieden und zum Christentum / Ein Interview von Alfred Paffenholz

Ihr neues Buch trägt den Titel »Im Hause des Menschenfressers/Texte zum Frieden«. Wiewohl ich das Märchen vom Menschenfresser kenne, hat mich der Titel doch für eine Sammlung von Gedichten, Reflexionen und Ansprachen überrascht. Glauben Sie, daß Sie damit eine bestimmte Erinnerung bei Menschen wachrufen können?

Sölle: Der Titel, glaube ich, ist bei mir fast aus einer Verzweiflung hervorgewachsen. Ich habe mich intensiv mit der internationalen Friedensforschung beschäftigt und dabei eine ganz simple Erfahrung gemacht, die viele Menschen machen, nämlich daß ich Zahlen überhaupt nicht behalten kann. Und dann diese grotesken Vergleiche: wer kann den anderen neun Mal, wer elf Mal overkillen, solche Sachen konnte ich einfach nicht in meinem Kopf behalten. Sie waren mir so fremd, daß ich Bilder suchte, um deutlicher darüber zu sprechen, was mit uns eigentlich passiert, wer über uns herrscht und wonach sich unser Leben richtet.

Ich hatte mich in derselben Zeit etwas mit Märchen auseinandergesetzt und fand in mehreren Märchen das Motiv, daß Kinder durch den Wald irren und hungrig sind und frieren, und dann kommen sie an ein Haus, das ist hell und sie klopfen an. Und die Frau kommt heraus, macht die Tür auf und sagt: Pst, geht weiter, das ist das Haus des Menschenfressers. Hier könnt ihr nicht bleiben! Dieses Bild hat mich sehr fasziniert, weil es zwei Aspekte hat: den Mann, der die Menschen frißt, das ist sein Beruf, das macht er jeden Tag, zu diesem Zweck ist er oft abwesend, man sieht ihn gar nicht so oft; und die Frau. Die ist sehr herzlich, warm und nett, und nimmt die Kinder schließlich auf. Das entspricht sehr stark unserer Erfahrung. Wir leben in einem aufs Ganze gesehen vergnüglichen Land, die Leute fahren in Urlaub, sie essen gut und gerne, es ist gar nicht so, als ob der Menschenfresser ständig gegenwärtig sei. Der steht im Hintergrund. Im Vordergrund steht die Frau oder der Konsum. Das ist es, was ich an dem Bild so stark fand, diese beiden Aspekte unserer Lebenssituation, in denen deutlich wird, daß wir im Haus des Menschenfressers leben.

Was mir bei dem Bild auch noch wichtig war: Der Menschenfresser ist ja eine irrationale Figur; er frißt mehr und mehr Menschen. Man weiß gar nicht, ob er vielleicht seinen Geschmack ändern und anderes fressen oder sogar Vegetarier werden könnte. Und da kann man sich auch fragen: Ist es nicht schon längst so, daß die Rüstung sich verselbständigt hat und gar nicht mehr gegen die andere Seite gerichtet ist, die ja ihrerseits ihre Menschenfresser hat? Also das, was die Amerikaner den industriell-militärischen Komplex nennen:

Daß Forschung gemacht wird von 51 Prozent der Forschenden für den Tod, für das Ziel: wie kann man mehr killen. Das ist das halbe Interesse der Forschung. Daß ferner technische Produktion gemacht wird im Interesse des Overkill und die Generäle dann freudig sagen: Wir müssen diesen Panzer noch haben und jetzt unbedingt noch die Neutronenbombe. Man hat ja sehr oft das Gefühl, daß politische Begründungen nachgeschoben werden, weil die technologische Entwicklung voraus ist. Wenn Politiker auftreten und sagen, die Russen sind so furchtbar - und in Rußland passiert genau dasselbe - ist die Sache eigentlich schon gelaufen, da sind die Entscheidungen längst gefällt. Der Menschenfresser regiert und frißt.

Denken Sie wirklich, daß Forscher auf den Tod, auf das Killen hin forschen, so ihre Wissenschaft betreiben und das dann in die Tat umgesetzt sehen wollen?

Sölle: Ein großer Teil der Forscher forscht an so kleinen Details, daß man nur sagen kann, sie wissen nicht, was sie tun. Das ist wie bei Arbeiterinnen in der elektronischen Industrie. Die machen kleine Spulen und wissen gar nicht, daß die dazu gebraucht werden, die Kinder anderer Leute umzubringen, daß die Produkte, die sie herstellen, in die Waffenindustrie gehen. Und so ist das auch weithin im wissenschaftlichen Bereich.

Aber man muß doch auch folgendes sehen: die chemische Aufrüstung, etwa die neuen Gase, die jetzt in den USA ausprobiert werden, oder die Entwicklung der Neutronenbombe, da sind Tausende von Menschen damit beschäftigt, das auszudenken, die Wirkungen zu berechnen. Diese Fachleute wissen genau, wie das geht. Und man setzt ja auch Propagandisten ein, die das verschleiern sollen. Die neuesten Reden von Reagan und Weinberger laufen alle darauf hinaus, uns zu sagen: Die Neutronenbombe ist ein reines Defensivinstrument. Diese Methode der Verschleierung ist auch eine Form von Wissenschaft.

Ich habe mit Experten aus der Friedensforschung gesprochen, die meinen, daß die Schätzung von 51 Prozent der Wissenschaftler im Dienste der Rüstung relativ niedrig sei; eine genaue Zahl ist schwer nachzuweisen, weil natürlich viele Forschungsvorhaben auch für das Leben verwandt werden, aber de facto in unserem System eben zu einem ganz hohen

Prozentsatz für die Aufrüstung verwandt werden.

Halten Sie denn alle Menschen in den verantwortlichen Stellen der verschiedenen Länder für Heuchler? Oder funktioniert da jener Ablauf, den Sie vorhin skizziert haben: Die einen denken es aus, die anderen fertigen es an und die dritten fordern es dann zum Einsatz?

Sölle: Ich finde die Amerikaner weniger heuchlerisch sondern mehr zynisch. Alexander Haig hat klar gesagt, es gibt wichtigere Dinge auf der Welt als den Frieden. Das große Friedens-Gerede haben die Amerikaner gar nicht nötig. Hauptstichwort der amerikanischen Politik ist zur Zeit: Wir müssen wieder Number One werden, und das heißt, daß sie die alte Lehre vom Gleichgewicht des Schreckens aufgegeben haben zugunsten einer neuen, einer klaren Forderung nach Obermacht. Der Begriff »Number One« hat einen eindeutigen militaristischen Sinn: Die Macht, die Welt in die Luft zu sprengen, müssen wir haben, heißt das im Klartext.

Heuchelei finde ich mehr in Westeuropa, weil die vom Frieden reden und aufrüsten! Während die NATO früher ein Schutz- und Trutzbündnis war - wenn die bösen Russen kommen, dann halten wir alle zusammen - ist nach meinem Urteil seit Dezember 1979 ganz klar, daß die NATO auch Angriffskriege vorbereitet oder solche, die als Verteidigung getarnt werden, bei denen es aber im Grunde um wirtschaftliche Interessen geht. Die Amerikaner haben ja selber gesagt, daß man in der Vergangenheit mehrfach schon Kriege für Rohstoffe geführt hat. Warum nicht einen Krieg fürs Öl?

Sie präsentieren Gedichte, Reflexionen, Gemeindeansprachen. Denken Sie, daß Sie im Gedicht etwas besser ausdrücken können als zuvor im wissenschaftlichen Traktat und in der Ansprache vor der Gemeinde, wenn es um das Thema Frieden geht?

Sölle: Ich kann mit der theologischen Sprache in Prosa kritische Dinge sagen, sie ist ein sehr gutes Instrument zur Analyse, zur Darstellung, warum dies und das falsch oder Sünde ist und zum Tod führt. Ich kann in dieser Sprache nicht gut sagen, was mich glücklich macht, wo ich Hoffnung sehe, also das Evangelium, weil diese Sprache ihre Stärke in der Kritik hat. Ihre Schwäche ist , daß sie über die Kritik kaum hinauskommt, oder verschwommen und floskelhaft wird. Das heißt, sie ist tot. Diese Schwierigkeit mit der theologischen Sprache hat für mich dazu geführt, daß ich in der Poesie mehr Möglichkeiten sehe, über Gott zu reden. Vielleicht die einzige Möglichkeit. Denn in der Prosa, in der Analyse, in der Rationalität, in der Kritik kann man eigentlich nur sagen, wo Gott überall nicht ist. In dieser Sprache kann man nur von der Abwesenheit Gottes sprechen.

Was antworten Sie denn auf den Vorwurf, daß Sie einseitig seien, ein Vorwurf, der in diesen Monaten, da eine politisch kontroverse Diskussion um die Auslegung der Bergpredigt entbrannt ist, öfter erhoben wird?

Sölle: Ich versuche, Christ zu sein. Und das heißt, daß ich von meiner Sünde spreche und nicht allgemein und generell davon, daß irgendwo etwas passiert. Das ist mir in den konkreten Forderungen der Friedensbewegung sehr, sehr klar geworden. Ich habe mich lange Jahre damit begnügt, irgendwelche Appelle zur allgemeinen Abrüstung zu unterschreiben. Natürlich Abrüstung in Ost und West, da sind wir doch alle dafür! Mir ist jetzt immer klarer geworden, daß das eine bodenlose Oberflächlichkeit und totales Unverständnis dessen ist, was Christentum bedeutet.

Ich meine, man muß irgendwann einmal begreifen, daß in diesem tödlichen Konflikt, in dem die Welt ist, eine Veränderung nicht so rationalistisch erhofft werden kann, daß wir eines Tages einen Vertrag schließen, uns einigen. Das ist so wie in einer Ehe. Da haben ja auch beide Partner einige »Neutronenbomben« im Schrank und der Konflikt zwischen den beiden wird nicht dadurch entschärft, daß sie sich verabreden. Das ist dummes Zeug. Verändert wird dadurch etwas, daß einer von den beiden die größere innere Stärke hat und Waffen weglegt, abrüstet, unilateral, einseitig, als Vorleistung.

Ich glaube, die ganze ältere Hoffnung, die ich auch viele Jahre geteilt habe, - Rüstungsbegrenzungsgespräche, kontrollierte Rüstung usw. - das ist alles fehlgeschlagen. Das hat man uns zwanzig Jahre lang erzählt, aber stattdessen wurde es immer schlimmer. Es ist weiter gerüstet und mehr produziert worden, es gab immer mehr Haß und Vernichtung und Verbrechen an den Armen diesen Welt.

In diesem Sinne meine ich, daß man als Christ da anfangen muß, wo man ist. Man muß nicht den Russen Ratschläge geben und sich darum kümmern, was dort passieren wird, sondern man muß kreativ handeln, wo man lebt - abrüsten, nicht nur Vorschläge zur Abrüstung machen.

Aber jenseits unserer Grenzen wird massiv aufgerüstet, von dort bedrohen uns auch Waffen, nicht wahr?

Sölle: Kreatives Handeln hat ein Stück Risiko. Ich halte dieses Risiko für relativ gering. Die Russen haben die Grenzen von Jalta, mit der einen Ausnahme von Afghanistan, nicht überschritten, sicher nicht nach Westeuropa. Ich persönlich glaube nicht daran, daß sie es tun werden. Aber wenn jemand diese Ängste hat, kann man sie ihm nicht vollständig nehmen. Man muß aber klarmachen, daß das, was unsere Regierung tun will, uns nicht sicherer, sondern zum Schlachtfeld macht. Das glaube ich ist ganz eindeutig. Wenn wir die Abschußbasen der Raketen stellen, sind wir das bevorzugte Ziel. Und wenn das unsere neue Strategie ist, dann verändert sich in der Tat unsere Sicherheit, dann werden unsere Sicherheitswünsche immer neurotischer.

Man kann sich ja schon vorstellen, wie das weitergeht. Jetzt haben wir 572 Mittelstreckenraketen geplant, die Amerikaner haben in Rom bei der letzten NATO-Konferenz gesagt, so um die 2000 müßte man doch wohl ansetzen. Die Neutronenbombe, die jetzt in Amerika produziert wird, gibt nur einen Sinn, wenn sie bei uns gelagert wird. Sie hat ja keine große Reichweite, die wird man also an den deutschen Grenzen stationieren und einsetzen wollen.

Einen solchen Zirkel von Angst, von der einen wie von der anderen Seite, den muß man irgendwann einmal durchbrechen. Und wenn ich das Evangelium richtig verstehe, dann ist Christus ein Mensch gewesen, der den Zirkel der Angst durchbrochen hat, der ohne Waffen gelebt hat, ohne Rüstung, sich nicht eingepanzert hat, sich nicht unverwundbar gemacht hat. Wenn wir uns darauf berufen, dann kann man vielleicht sagen, der Jesus war sehr blauäugig, aber dann sollte man sich eigentlich nicht mehr auf das Evangelium berufen.

Man kann das Evangelium nicht ohne die Bergpredigt haben. Das ist so ungefähr das Groteskeste, was religionsgeschichtlich in den letzten Jahren passiert ist, daß führende Politiker bei uns auftreten und sagen: Ja, sicher, dieses waffensegnende Christentum ja, aber nicht das Christentum der Bergpredigt. Die Bergpredigt ist nur für das private Individuum gut, die darf auf keinen Fall ernstgenommen werden. Das wäre viel zu gefährlich.

Eigentlich finde ich das ganz schön, weil dadurch klarer geworden ist, daß dieser Staat und christlicher Glaube nicht einfach identisch, sondern daß das zwei ganz verschiedene Dinge sind. Das Christentum kommt wieder in eine Art urchristliche Situation, nämlich gegen die Staatsmacht und nicht mit ihr. Das heißt, das Christentum wird vielleicht wieder einen anderen Ernst haben, weil es etwas kostet.

Also ist die Phase der Bedrohung, in der sich jetzt viele Menschen sehen, für Sie kein Anlaß zur Resignation im Hinblick darauf, was christlicher Glaube in dieser Welt vermag?

Sölle: Im Gegenteil. Ich finde sogar, daß das, was jetzt innerhalb der westdeutschen Kirchen passiert, beinah ein Wunder des Geistes ist. Ich bin - wie Sie wissen - ja sehr kirchenkritisch eingestellt, besonders meiner eigenen Kirche gegenüber, dem Protestantismus, und hätte nicht für möglich gehalten, was jetzt geschieht. Daß so viele Menschen, Gemeinden, einzelne und Gruppen mit Ernst über den Frieden nachdenken, sich mit Ernst in eine Art von Widerstand begeben gegen die Pläne der Regierung. Und anfangen, für den Frieden einzutreten.

Mir fällt da immer ein Beispiel ein. Es gibt im Neuen Testament den Satz: Die Erde ist des Herrn! Also, die Erde gehört Gott und nicht einigen Privateigentümern. Das haben die Kirchenväter so ausgelegt, daß - wenn man reich ist oder genug zu essen hat - man sich nehmen soll, was man braucht, das ist sittlich gerechtfertigt; und was man zuviel hat, das soll man den Armen geben. Genau das tun wir nicht. Wir rüsten auf. Und das ist ein Diebstahl an den Armen auf dieser Erde.

Das ist etwas, was viele Menschen, die gar nicht mehr Christen sind, vollkommen verstehen. Weil es so unmittelbar klar ist, wen man vom Hungertod retten kann, mit jeder einzelnen Nuklearrakete, die wir nicht bauen und stationieren.

Und wie sieht der Menschenfresser eigentlich aus?

Auf einem Foto aus dem Hause Rheinmetall

zähle ich fünf Lebewesen und sieben Geschosse

Die Lebewesen sind mit Anzug, weißem Hemd und Schlips bekleidet

daraus entnehme ich, daß es Männer sind

Ihr Haarwuchs rangiert zwischen noch voll, gelichtet und dünn

daraus entnehme ich, daß sie zwischen Ende Dreißig und Mitte Fünfzig sind

Alle bis auf einen haben die oberen Schneidezähne entblößt
daraus entnehme ich, daß sie ein gutes Geschäft abgeschlossen haben
Alle halten mit der Rechten oder mit beiden Händen
die von ihnen produzierten Waffen innig stolz oder kumpelhaft fest
daraus entnehme ich, daß sie Waffen lieben
Der innigen stolzen oder kumpelhaften Bewegung entnehme ich außerdem

daß sie gern einen bombenhaften Penis hätten
Alle hier sichtbaren Repräsentanten des Rüstungskonzerns
(mit Ausnahme des nicht Lächelnden der den Mund dümmlich offenhält)
wirken dynamisch, genau und entschlossen auf mich
Daraus entnehme ich, daß sie mein deutsches Schicksal lenken werden
wie bereits zweimal in diesem Jahrhundert
sofern wir sie nicht entmachten.

(Aus: Dorothee Sölle, Im Hause des Menschenfressers, Texte zum Frieden, rororo aktuell, 5,80 Mark)

Literatur-Konkret 1981, S. 50

Wolfgang Pohrt

Kapitalverhältnis und die Himmelsmacht

Die bürgerlichen Emanzipationsversuche sind nur noch vierter Aufguß gegenüber einer Vergangenheit, in der es noch ein Privatleben gab

Man schenkt jemandem lieber sein ganzes Herz
als sein ganzes Geld. - Wie kommt das? –
Man schenkt sein Herz und hat es noch, aber
das Geld hat man nicht mehr.
Nietzsche

ES war einmal eine verlogene, verbogene bürgerliche Sexualmoral. Das schlechte Gewissen als Kneifzange benutzend, klemmte dieser finstere Saboteur in den Kabelschächten des Seelenlebens manche Triebe ein, andere ganz ab. Aber dann begann, um das Jahr 1970 herum, mit der Einführung des Sexualkundeunterrichts an der oberhessischen Gesamtschule Niedererlenbach der Fortschritt: Seit dem Ende des Matriarchats und dem Anfang des Privateigentums, seit dem Sündenfall also und folglich schon sehr lange, war die Frau ein geknebeltes, entrechtetes, unterdrücktes Wesen. Überlastet von ihrer Doppelrolle als Hausfrau und Mutter mußte sie obendrein auch noch ihrem Gatten, einem rohen Wüstling, zu Willen sein. Dann aber erschien eines Tages »Emma«.

Das ist, nur wenig überspitzt, die Zeitrechnung eines fortschrittlichen deutschen Lehrers. Von der erotischen Literatur des 18. Jahrhunderts, von den Romanen Crébillons oder Casanovas, von den Erzählungen des Enzyklopädisten Diderot oder des Grafen Mirabeau haben die sexualpädagogischen Aufklärungsbücher, die er gelesen hat, nichts geschrieben. So aufgeklärt wie er, meint er, waren die Leute noch nie. Und wenn er aufs Kapitalverhältnis gerade mal besonders schlecht zu sprechen ist, so beschuldigt er es eines Sakrilegs: Es habe, so sagt er, selbst vor dem Heiligsten nicht Halt gemacht, denn es verwandelte die Gefühle, die Lust, die Erotik, die Sexualität in eine Ware. Da stimmen ihm nicht nur Sozialisten zu, denn die Liebe gilt in Deutschland für ein Ding, dessen Reinheit durch Geld besudelt und verdorben würde. Anders gesagt: Die Liebe darf nichts kosten.

In den Romanen Balzacs hingegen gibt es keine preiswerte Liebe, sondern ist ist immer teuer und häufig ruinös. »Einzig ein armer junger Mann kann wissen, was eine Liebesleidenschaft an Droschkenfahrten, Handschuhen, Kleidung, Wäsche usw. kostet. Wenn die Liebe nur eine kurze Weile platonisch bleibt, führt sie zum Ruin« - klagt beispielsweise der talentierte, aber arme Schriftsteller Raphael de Valentin, und wie er klagen de Rubempré oder Rastignac. Sie hausen in zugigen Dachkammern oder schäbigen Pensionen, sie frieren, sie ernähren sich von Milch und Brot, und sie pumpen skrupellos ihre armen Schwestern, Mütter, gute Freunde an, nur um sich Droschke, Handschuhe, elegante Leibwäsche leisten zu können - den Luxus also, der notwendig ist, um bei der Dame, in die sie sich verliebt haben, zu erscheinen.«

Die Strapazen und Entbehrungen, die aufstrebende junge Männer um ihrer Liebschaft zu einer großen Dame willen ertragen müssen, zählen dabei noch zu den kleinen Opfern. Die großen fordern von denen, die sie bringen können, mit dem finanziellen auch den gesellschaftlichen und moralischen Ruin. Die Gräfin Anastasie de Restaud zum Beispiel liebt den Glücksritter, Schwerenöter und Spieler de Marsay und bezahlt deshalb seine Schulden. Die astronomischen Summen, die ihr Geliebter verschlingt, stiehlt sie aus dem Familienbesitze, und sie riskiert damit die Existenz ihres Gatten und die Zukunft ihrer Kinder.

Sie schröpft bedenkenlos ihren Vater, den alten Goriot, der seine Töchter abgöttisch liebt und ihnen deshalb erst sein Vermögen, dann seine Rente, seinen bescheidenen Komfort, seine Andenken und schließlich sein Leben opfert. Alle Galanterie, alle Koketterie, alle Liebeleien, Tändeleien, Turteleien, all jene delikaten Feinheiten im Verkehr der Geschlechter, die Balzac beschreibt, lösen sich ebenso wie tödliche Leidenschaft niemals in substanzlose Gefühlsduselei auf, weil sie von einem unerbittlichen Gesetz beherrscht werden: Wer liebt, muß zahlen.

Die verhängnisvolle Rolle, welche de Marsay für die Familie -Restaud spielt, spielt für die Familie Hulot Josepha: ein schönes Arbeitermädchen, welches mit 15 Jahren die ausgehaltene Geliebte eines reichen Bürgers wurde. Das gelehrige Kind entwickelte sich unter der Protektion vornehmerer Gönner zu einer berühmten Sängerin und raffinierten Kurtisane. Mit ihrer Geldgier, deren Ursprung nicht Geiz oder Erwerbssinn ist, sondern jene kultische Verschwendungssucht, die noch heute das Show-Business an dessen sakrale Herkunft erinnert; mit ihrem Verlangen also, der Liebhaber müsse als Preis für die Glückseligkeit opfern, ruiniert sie den Baron Hulot. Als dieser dann bereits Spuren des Alters zeigt und sich außerdem in finanziellen Schwierigkeiten befindet, läßt sie sich vom Herzog von Hérouville ein Stadtpalais schenken, wo Hulot, völlig ahnungslos, sie zur Rede stellt. Zwischen beiden kommt es zu einer kurzen Szene und Josepha erklärt:

»Hör mal zu, bist du die sechshunderttausend Francs wert, die Haus und Einrichtung kosten? Kannst du mir Staatspapiere mit dreißigtausend Franc Zinsen verschaffen, wie der Herzog sie mir in einer Tüte aus weißem Papier voller Krämerbonbons geschenkt hat ... ? Das ist doch ein hübscher Einfall!... Mein Gott, du armer lackierter Kater, du solltest mir dankbar sein, ich verlasse dich in dem Augenblick, da du mit mir zusammen die Zukunft deiner Frau und die Mitgift deiner Tochter vernascht hättest... Oh, du weinst«.

Der grausame Spott, mit welchem die erfolgreiche Kurtisane den alternden, zahlungsunfähig gewordenen Liebhaber davonjagt, denunziert weder ein besonders kaltherziges, raffgieriges, Biest noch einen besonders blöden Trottel, noch verhöhnt er mit dem billigen Zynismus des resignierten Spießers die Liebe, sondern er denunziert und verhöhnt die einfältige Vorstellung, welche zwischen der reinen, echten und der käuflichen Liebe strikt unterscheidet. Die Liebe ist eine kostbare Ware und fordert deshalb einen hohen Preis - so lautet die oberste aller grammatischen Regeln. Erst durch die Kühnheit, diese mächtige Regel zu verletzen, entsteht dann manchmal für Augenblicke Poesie.

Weil man in leichtlebigen Ländern die Liebe schwer nimmt, ist sie bei Balzac stets käuflich, immer eine Ware, die man für sein Herz allein genausowenig haben kann wie etwa ein Pfund Tomaten. Die Käuflichkeit ist nicht, wie der eingangs erwähnte heutige fortschrittliche Lehrer wohl meinen würde, eine Schande, welche der reinen Liebe nachträglich durchs Kapitalverhältnis widerfährt, sondern der Kauf ist das die Liebe selber konstituierende Prinzip.

Wenn bei Balzac die Liebe immer eine Ware ist, so beschreibt Marx den Tauschhandel wie den Beginn einer Liebe. Er beginne, heißt es in den »Grundrissen der politischen Ökonomie«, da, wo die naturwüchsigen Gemeinheiten aufhörten, in ihrem Kontakt mit Fremden. Was zwischen den naturwüchsigen Gemeinwesen, die in Marxens Formulierung von Ferne an die verfeindeten Sippen in »Romeo und Julia« erinnern, getauscht wurde, waren nicht die lebensnotwendigen, sondern die überflüssigen Dinge, die Gegenstände luxuriöser Gelüste für den sonntäglichen Bedarf.

Es mögen sich unter den Tauschobjekten auch schöne Mädchen und Jünglinge befunden haben. Raub, Kauf und Tausch aber waren die Formen, unter denen sich das Verhältnis der Geschlechter von Blut und Boden emanzipierte. Als Sklaven wurden die Menschen erfahren im wörtlichen wie übertragenen Sinne: Sie, die vorher an der Scholle geklebt hatten, lernten die Fremde kennen. Als Sklaven auch schnupperten sie erstmals an der Freiheit, insofern sie Untertan nicht eines unabänderlich feststehenden Naturverhältnisses, sondern eines Gebieters wurden, den man mit List und Schmeichelei gefügig machen kann.

Wo vorher in Gestalt von Nachbarskindern sich ein Acker mit dem angrenzenden zusammentat, um seine künftigen Bebauer zu zeugen, da herrscht im Verhältnis der Geschlechter nun nicht mehr der natürliche, überkommene Gang der Dinge, sondern die subjektive Willkür des anmaßenden Einzelnen: Sein Wille, nicht mit der Nächstbesten vorlieb zu nehmen, sondern die auserwählte schöne Fremde zu besitzen. Erst dieser Wille faßt das Naturverhältnis der Geschlechter unter moralischen Kategorien, und seine Erfüllung ist nicht mehr bloß Bedürfnisbefriedigung, sondern Lust. Die Lust im Stande der Sehnsucht und des Verlangens - oder die Liebe - ist daher von Anbeginn über Romeo und Julia bis hin zur Dirne ein Protest gegen Sippe, Blut, Boden und Familie als Repräsentanten jenes auf »Bluturenge, Natur und Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnissen gegründeten, nur lokalen Zusammenhangs«, von dem Marx spricht.

Keine Liebe daher bei Balzac, die nicht wenigstens eine Familie ruinierte.

Im Protest gegen die xenophobische Abkapselung eines stammesähnlichen Gebildes, in der Liebe zum Fremden, kommt das Verhältnis der Geschlechter freilich erst zu seinem Recht: Es ist von Natur aus schon die Liebe zum fremden, nämlich anderen Geschlecht. Kein Wunder daher, daß das Land der Fremdenfeindlichkeit und der Pogrome auch das Land tolpatschiger Liebhaber und reizloser Frauen ist.

Auf die innige Verbindung von Tausch und Liebe verweisen heute viele Relikte: Nicht nur der Doppelsinn des Wortes Verkehr, sondern auch die Hotelatmosphäre, die von der unbewußten Erinnerung daran zehrt, daß sie den Handelsreisenden früher Herberge und Bordell in einem waren. Die käufliche Liebe der unbekannten schönen Fremden. Ohne Geheimnis existiert in den Romanen Balzacs keine anziehende Frau.

In Paris, wo abertausende politischer Flüchtlinge unterkamen, ohne daß jemals eine Asylantenflut beklagt worden wäre, ist der Geliebte von Hulots Tochter ein polnischer Graf und Foedora, der Raphael de Valentin sich mit den Worten »Foedora oder der Tod« verschrieben hat, eine russische Gräfin. Und eine leibhaftige russische Gräfin, Eva von Hanska, war es, der Balzac, ohne sie je gesehen zu haben, schrieb: » Ich liebe Sie, die Unbekannte, und diese bizarre Tatsache ist nichts als das natürliche Ergebnis eines stets leeren, unglücklichen Daseins... Ich liebe Sie schon viel zu sehr, ohne Sie gesehen zu haben.«

Weil am anderen Geschlecht nicht nur das Geschlecht gesucht, weil das Andere, die Differenz neben dem Geschlecht nicht nur geduldet oder sogar verfolgt, sondern gesucht und geliebt wird - deshalb ist die Liebe bei Balzac stets die Mesalliance von Personen aus einander fremden Ständen und Klassen. Als Kupplerin vermittelt zwischen ihnen das Geld, und es erinnert an eine säkularisierte Form alter, immer mit Schmerzen und Strafen verbundener Hochzeitsriten, an das Opfer, welches die Gesellschaft als Preis für den asozialen Akt der Absonderung von den Liebenden fordert.

Die Grafen, Barone und reichen Bürger lieben ihre Grisetten, Kokotten und Kurtisanen und verschwenden an die Halbwelt ihr ganzes Geld. Die Gräfin liebt den nichtsnutzigen Spieler und wird ihrerseits vom armen Dichter verehrt. Wer liebt, liebt niemals seinesgleichen. Erotische Verhältnisse zwischen Gleichberechtigten, gar Kollegen - die partnerschaftliche Beziehung, wie man heute sagen würde - sind hingegen bei Balzac verpönt. Sie fallen gewissermaßen unter ein erweitertes Inzesttabu.

Erst aus dem exogamen Reiz des fremden Standes, der fremden Klasse entstehen bei Balzac im Verhältnis der Geschlechter Lust und Liebe. Die aufstiegssüchtigen jungen Talente wie de Valentin, de Rubempre oder Rastignac, die bettelarm und unbekannt sind und sich stets in die reichsten Damen aus der vornehmen Gesellschaft verlieben, sind deshalb nicht mit abgebrühten Heiratsschwindlern oder verbissenen Karrieristen modernen Stils zu verwechseln. Da sie weder verhärtet noch berechnend sind, lieben sie in der vornehmen Frau nicht ein Mittel, um Macht und Einkommen zu ergattern, sondern sie lieben in ihr den Genuß, der ihnen, die im Elend leben, nur die fremde Pracht glitzernden Reichtums zu gewähren vermag.

Selbst der unbändige Wille, zu den vornehmsten Kreisen aufzusteigen, fällt bei ihnen unter das Exogamieangebot, gehört zur Liebe zum Fremden. Sie erst reduziert die Frau nicht mehr auf den abstrakten Geschlechtsunterschied, sondern läßt das Geschlecht zur Person sich entfalten. Und als Personen erst, deren Geschlecht kein separates Merkmal bleibt, sondern, Wohnung, Kleidung, Stand, Lebensweise prägend, an der Zivilisation Anteil nimmt, sind die Geschlechter füreinander nicht mehr Mittel der Bedürfnisbefriedigung, sondern Objekte von Begierde, Lust und Liebe. Sie zielt, wo sie diesen Namen verdient, gerade nicht, wie man in Deutschland denkt, auf das höchst banale Wesen, sondern sie zielt auf die Accessoires, auf die Begleitumstände, auf die Erscheinung. Sie verlangt mehr als Mann und Frau und eine Matratze.

Das Geständnis des bettelarmen Schriftstellers Raphael de Valentin dokumentiert deshalb jenen Respekt vor der Liebe und jene Überwindung der Barbarei, die Balzac aus dem vom Geld beherrschten Paris überliefert: »Ferner, ich gestehe es zu meiner Schande, ist mir die Liebe im Elend etwas Unbegreifliches... Ach, es lebe die Liebe in Seide, auf Kaschmir, umgeben von den Wundern des Luxus, die sie so köstlich schmücken, weil sie selber vielleicht ein Luxus ist... Freilich, ich bin mir hundertmal lächerlich vorgekommen, daß ich ein paar Ellen Seidenspitze, Samt, feinen Batist, die Leistungen eines Friseurs, Kerzen, eine Karosse, einen Titel, Wappenkronen, ie von einem Glasmaler gemalt oder von einem Goldschmied gefertigt worden waren, mit einem Wort, alles liebte, was es an der Frau an Künstlichem und am wenigsten Weiblichen gibt; ich habe mich selber verspottet, ich habe nachgesonnen; alles das ist vergeblich gewesen.«

Was Raphael vergeblich zu begreifen sucht, ist ganz einfach: er ist ein Mann, der die Frauen nicht als niedrige Kreatur, derer er bisweilen bedarf, verachtet, sondern der sie wahrhaft liebt. Im Ornamentalen und Artifiziellen, im Schmuck und im Dekors, in den Formen und Konventionen, die ein säkularisierter Abkömmling jener Veranstaltungen sind, welche die Menschen einst trafen, um an Festtagen ihren Göttern unter die Augen zu treten, erhält das Geschlecht erst jene Würde, durch welche es sich von seiner Existenz als leidende, gebärende, säugende Kreatur unterscheidet.

Daß diese Würde den Frauen in Deutschland vorenthalten wurde - sie haben sich bekanntlich nicht zu schminken - ist der Grund für manche absonderlichen Rigorismen der hiesigen Frauenbewegung, die nicht als richtige politische Strategie, sehr wohl aber als Symptome für die Fortdauer der Barbarei im Verhältnis der Geschlechter hier sehr ernst zu nehmen sind. Ähnlich dem in Dessous vernarrten Fetischisten verlangt es Raphael de Valentin nicht nach dem ewig Weiblichen, welches in Deutschland die Frauen und ihre Feinde gemeinsam mit Natur und Erde, mit qualligem Gefühl, reduziertem Verstand und vom Mutterkreuz prämierten Körperproportionen verbinden sondern in seiner Vorliebe für das Dekors: fürs Artifizielle respektiert und liebt er die zivilisierte, souveräne Frau.

Gleich Göttern, derer nur im Sonntagsschmuck gottähnlich gewordene Menschen würdig waren, mochten die Herren, als sie noch Herren waren, in ihrer unmittelbaren Nähe keine Sklaven - das ist die Dialektik aller Sklaverei. Der arme Schriftsteller verschmäht deshalb das wohlfeile Verhältnis zur entzückend schönen Tochter seiner Wirtin, die ihn außerdem vergöttert. Stattdessen nimmt er alle Entbehrungen inkauf, um erhört zu werden von einer jener großen, souveränen Damen, die überaus geistreich waren und deshalb der gesellschaftliche Mittelpunkt ihres vornehmen Salons, worin sie sich eine ganze Menagerie berühmter Künstler hielten, und in welchem ihr Gatte, der beim Schlafzimmer von Madame höflich anzuklopfen hatte, nur eine Nebenrolle spielte.

Am Anspruch der Herren, daß nicht der Anblick einer erbärmlichen Kreatur ihr Auge beleidigen möge, scheitert in den Romanen Balzacs stets die Herrschaft. Vermöge jener aristokratischen Tradition, deren Absterben Balzac bedauert, sind sie zu arrogant, um sich wie die Kleinbürger mit dem Personal zu begnügen. Die anfangs zitierte Szene, in welcher die Kurtisane Joséphа ihren alternden Liebhaber, den Baron Hulot davonjagt, ist die Konsequenz einer großen aristokratischen Tugend, nämlich der Arroganz.

Darüber beklagt sich Crevel, ein reich gewordener Kleinbürger und der erste Liebhaber Joséphas, während er die Baronin über die Seitensprünge ihres Gatten aufklärt: »Ihr Gemahl, schöne Dame, hat mich meines Glückes beraubt, der einzigen Freude, die ich hatte, seit ich Witwer geworden war. Ja, wenn mir nicht das Unglück widerfahren wäre, diesem alten

Hurenbock zu begegnen, würde ich Joséphа noch besitzen; denn, wissen Sie, ich würde sie von mir aus nie zur Bühne haben gehen lassen; sie wäre im Dunkel geblieben, ehrbar und mein.«

Hulot aber, ein entsetzlicher Taugenichts zwar, aber ein Aristokrat, kann jedoch keine Untergebene und Abhängige, kein kleines ausgehaltenes Arbeitermädchen lieben, und wenn er es dennoch liebt, forciert er dessen Entwicklung zur berühmten Sängerin und Kurtisane als der in diesem Fall einzig möglichen Form einer souveränen Frau. Der Moment, in dem er verjagt wird, krönt, so betrachtet, seine Tugend und seinen Erfolg.

Das Pendant zur großen Dame ist bei Balzac die Dirne., Die Ehefrauen, welche sich dem hierarchischen Gefüge der Geschlechter in Ehe und Familie bedingungslos unterworfen haben und bloß treu und demütig ihren Mann anhimmeln, scheiden aus. Sie gelten nicht mehr als begehrenswerte Frauen, sondern als Denkmäler patriarchalischer Schuld, insofern es, wie Balzac schreibt, »ein gewaltiger Beweis der Minderwertigkeit eines Mannes ist, wenn er es nicht versteht, aus seiner Frau seine Geliebte zu machen.«

Der großen Dame ist durch ihren Reichtum, ihre Herkunft und ihren Rang in der Gesellschaft die Ebenbürtigkeit verliehen. Die Dirne erwirbt sich diese Ebenbürtigkeit durch ihre Präsenz und ihren Erfolg auf dem Markt. Der Akt des Tausches setzt Besitzer verschiedener Waren als formell gleiche Personen voraus. Sie dürfen in keinem Abhängigkeitsverhältnis stehen, worin es dem einen möglich wäre, den anderen zur Hergabe unmittelbar zu zwingen. Weil die Dirne keine ewigen Bünde schließt, sondern ihre Reize gegen Geld feilbietet, behält sie sich das Recht vor, ihre Gunst zu verweigern.

Vermöge dieses Rechtes wird sie entsprechend ihrem Marktwert oder Erfolg umworben - durch Geld zwar, aber durch Geld nur in Gestalt von höflichen, taktvollen, aufmerksamen, galanten Herren, die mit dem Geld umzugehen wissen und wie etwa im zitierten Beispiel Staatsanleihen in einer Bonbontüte überreichen. Nur wenige Frauen allerdings erhalten für ihre Gunst gleich Staatsanleihen und ein Stadtpalais. Die Absicht zu verkaufen allein garantiert so wenig wie die Qualität der Ware den geschäftlichen Erfolg. Es muß etwas hinzutreten, was man nicht planen kann.

Als »Glück in der Liebe« bezeichnet Balzac dieses Hinzutretende, und er entschädigt den Leser für dieses banale Wort mit einem großen Gedanken. Das Glück in der Liebe, schreibt er, verwandele die Männer, die es haben, in männliche Kurtisanen. Es ist ein Markt, auf dem die Frauen als Dirnen ihre Reize verkaufen, aber es ist keine Zuchttierschau. Die genormten Güteklassen aus Heiratsannoncen und Kontaktanzeigen werden hier nicht prämiert. Der selber weder in ökonomische Kategorien noch Qualitätsmaßstäbe einer besonderen Warenkunde auflösbare Grund dafür, wer wen bezahlt, der erotische Reiz vom Schicksal begünstigter Männer und Frauen, ihr Glück in der Liebe als Ursache und Geheimnis ihres Geschäftserfolgs, dementiert diesen, verhöhnt seine vordergründige ökonomische Rationalität und offenbart den schmutzigen Liebeslohn als ein Geschenk des Himmels.

Nur jene erhalten es, die andere mit ihren Reizen beglücken und betören können. In den Romanen Balzacs sind es fast ausschließlich Frauen, wie sie in diesem Moment einen Ballsaal betreten: »Unter den schimmernden Kerzen eines goldenen Kronleuchters, rings um einen mit vergoldetem Silber überladenen Tisch, bot sich plötzlich den verstummten Gästen, deren Augen aufblitzten wie ebenso viele Diamanten, eine Gruppe von Frauen dar. Reich geschmückt waren sie, aber reicher noch waren die blendend schönen Einzelzüge, vor denen alle Wunder dieses Stadtpalais hinschwanden. Die leidenschaftlichen Blicke dieser Dirnen, die wie Feen mit Zauberkräften begabt waren, hatten eine noch größere Leuchtkraft als die Lichtströme, die die seidigen Reflexe der Wandbespannungen, die Weiße der Marmorplastiken und die zarten Vorsprünge der Bronzen auffunkeln ließen. Das Herz entbrannte einem beim Anblick ihres schwingenden Kopfputzes und ihrer Haltung, die je nach ihren Reizen und ihrem Charakter verschieden waren.

Es war eine Blumenhecke, die aus Rubinen, Saphiren und Korallen zusammengesetzt war; ein Gürtel von schwarzen Bändern auf schneeweißen Hälsen; leichte Schärpen, die wie Leuchtturmfeuer wehten; hoffärtige Turbane, auf bescheidene Weise herausfordernde Tuniken. Dieses Serail bot allen Augen Verführerisches dar, Wollüste für alle Varianten der Liebe. Eine Tänzerin in einer entzückenden Stellung wirkte hüllenlos in den wallenden Kaschmirfalten. Dort verbargen oder enthüllten eine durchsichtige Gaze, hier eine schmiegsame Seide geheimnisvolle Vollkommenheiten. Schmale Füßchen sprachen von Liebe, aber frische rote Lippen schwiegen. Zarte, zurückhaltende junge Dirnen von erkünstelter Unberührtheit, deren hübsches Haar eine fromme Unschuld aushauchte, boten sich den Blicken dar wie Geistererscheinungen, die ein Hauch verwehen könnte. Alsdann aristokratische Schönheiten, mit stolzem Blick, jedoch gleichgültig, schmächtig, schlank und anmutig; sie neigten den Kopf, als ob sie noch immer königliche Protektion zum Kauf anböten.«

Die gleißende Schönheit, welche diese Frauen erstreben, ist keine liebdienerische Unterwerfung unter den Geschmack der Männer, sondern sie ist das Zepter ihrer Macht: »Ist es etwa nichts, sich bewundert und umschmeichelt zu sehen und über alle 'Frauen zu triumphieren, sogar über die tugendhaftesten, und zwar dadurch, daß man sie durch seine Schönheit und seinen Reichtum erdrückt?« fragt die rührende Euphrasie, und Aquilina, mit tiefer Stimme und dunklem, aufreizend gelocktem Haar erklärt die Herkunft ihres Namens: »Gerade wie die Päpste sich neue Namen zulegen, wenn sie sich über die Menschen erheben, habe ich einen angenommen, als ich mich über die Frauen erhob.«

Der Besitz solcher Macht ist notwendig, damit der freiwillige Verzicht auf sie - oder die Liebe - Züge jener ergreifenden Großartigkeit annehmen kann, die triumphiert im folgenden Bild. Raphael de Valentin betrachtet seine schlafende, also wehrlose, bewußtlose und seiner Obhut anbefohlene Geliebte: »Ihr niedliches, weißes und rotes Ohr, das von einer Strähne ihres Haares umrahmt war und sich in einer Muschel von Melchener Spitze abzeichnete, hätte einen Künstler, einen Maler, einen Greis vor Liebe verrückt gemacht und vielleicht einem Irrsinnigen die Vernunft wiedergeschenkt.«

Wenn Sie nun, verehrte Leserin, verehrter Leser, in Ihrer partnerschaftlichen Beziehung oder, wie man in den zwanziger Jahren das Ding so sportlich nannte, Kameradschaftsehe nicht ganz glücklich werden; und wenn Sie in der Heimsauna, unter dem Solarium oder am Nacktbadestrand bisweilen das Gefühl beschleicht, dies alles reize Sie nicht mehr - dann können Ihnen weder der eingangs erwähnte fortschrittliche Lehrer noch Oswald Kolle oder gar Beate Uhse helfen. Helfen kann Ihnen auch nicht Balzac. Bei ihm aber können Sie wenigstens nachlesen, was Sie verpaßten.

Literatur-Konkret 1981, S. 55

Henryk M. Broder

Die Massenmörder züchten Blumen

Eine ganz normale Karriere: Vom Medizinalrat im Warschauer Ghetto zum Präsidenten des Bundesgesundheitsamtes

Im Jahre 1961 erschien in dem sozialdemokratischen Arani-Verlag in Westberlin ein Buch von Joseph Wulf: »Das Dritte Reich und seine Vollstrecker - Die Liquidation von 500.000 Juden im Ghetto Warschau«. Wulfs Dokumentensammlung über die Vernichtung des Warschauer Ghettos enthielt zahlreiche historische Stücke, u.a. den berühmt-berüchtigten Bericht »Es gibt keinen jüdischen Wohnbezirk in Warschau mehr« des Polizeiführers im Distrikt Warschau Jürgen Stroop, Zeugnisse jüdischer Widerstandskämpfer und auch ein Kapitel mit »Biographien der Liquidatoren und Helfershelfer«.

Das Buch war lange vergriffen, es ist kürzlich vom Münchener Verlag Saur, der sich auf Reprints spezialisiert hat, zusammen mit drei weiteren Wulf-Büchern neu herausgebracht worden. Beim Durchblättern des Neudrucks fiel mir auf, daß die Seiten 334 und 335 fehlen, sie sind einfach nicht da, Seite 336 folgt gleich auf Seite 333. Auf der Suche nach einer Erklärung für diese Merkwürdigkeit fand ich eine nachträglich eingesetzte Zeile am Ende des Inhaltsverzeichnisses: Auf Grund eines Beschlusses des Landgerichts Bonn aus dem Jahre 1968 entfällt für diese und weitere Ausgaben Kapitel 14, Seite 334 - 335«. Was es mit dem Beschluß des Bonner Landgerichts auf sich hat, geht aus dieser knappen Mitteilung des Verlages nicht hervor.

Ein Blick in die Originalausgabe aus dem Jahre 1961 hilft dem verwirrten Leser weiter. Die Seiten 334 und 335 im Kapitel »Biographien der Liquidatoren und Helfershelfer« enthalten die Personenbeschreibung eines Medizinalrats Dr. Hagen; unter Bezug auf den jüdischen Arzt Dr. Emanuel Ringelblum, dessen Aufzeichnungen über Leben und Streben im Warschauer Ghetto nach Kriegsende unter den Trümmern gefunden wurden, beschreibt Wulf, was jener Dr. Hagen, Leiter des Gesundheitsamtes in Warschau und in dieser Funktion ebenfalls zuständig für die sanitären Bedingungen im Warschauer Ghetto, getan beziehungsweise unterlassen hat.

Hagen, so Wulf unter Berufung auf Ringelblum, hat jüdischen Ghetto-Ärzten mit der Todesstrafe gedroht, wenn sie ihm nicht jeden einzelnen Typhus-Fall melden. Er hat zugleich verboten, jüdischen Kindern im Ghetto Milch zu bringen. Auf eine entsprechende Bitte hat er erklärt, die Juden trieben Schmuggel und Schwarzhandel und seien auf diese Weise im Besitz alles Notwendigen.

Verglichen mit den anderen in Wulfs Buch enthalten Biographien der Liquidatoren und Helfershelfer offenbarte die Darstellung des Dr. Hagen und seiner Funktion als Vertreter der deutschen Besatzungsmacht keine besonderen, für damalige Verhältnisse überdurchschnittlichen Brutalitäten. Daß es wegen dieser biografischen Notiz dennoch zu einer langen Auseinandersetzung zwischen dem Arani Verlag auf der einen und Hagen auf der anderen Seite kam, lag vor allem daran, daß der ehemalige Leiter des Warschauer Gesundheitsamtes nach dem Krieg Karriere auf dem Boden der FdGO gemacht hatte: Er wurde Ministerialrat im Bundesinnenministerium, Professor an der Universität Bonn und schließlich Präsident des Bundesgesundheitsamtes. 1958 ging er in Pension.

Wulfs Dokumentation erschien 1961, Hagen bemerkte sie mit zweijähriger Verspätung. Am 16. April 1963 ließ er über eine renommierte Bonner Anwaltskanzlei Wulf und dem Arani-Verlag mitteilen, seine »Einreihung in diesen Personenkreis« - unter die Liquidatoren und Helfershelfer - sei »ein ganz unbegreiflicher Fehlgriff«, sie bedeute eine »Abstempelung als mehr oder minder Schuldiger und verantwortlicher Mittäter bei der Ermordung der Juden«; das Gegenteil treffe zu.

Hagen habe sich, schrieben seine Anwälte, »bis zur äußersten Gefahr für Leib und Leben der nationalsozialistischen Polen- und Judenpolitik entgegengestellt« , dem Tode im Konzentrationslager sei er nur dadurch entgangen, »daß er rechtzeitig vor dem Zugriff der SS Warschau verlassen konnte und bei einer Wehrmachtsfronteinheit Zuflucht fand ... « Unter Androhung »gerichtlicher Schritte« verlangten die Hagen-Anwälte vom Arani-Verlag und Wulf nicht weniger als dies: -

Aus allen noch vorhandenen Exemplaren des Buches sollte jede Erwähnung des Namens Hagen beseitigt werden; -

im Börsenblatt des Deutschen Buchhandels sollte ein Hinweis veröffentlicht werden, daß die Erwähnung von Hagen auf einem Irrtum beruhte; -

alle Buchhändler sollten aufgefordert werden, die bei ihnen vorhandenen Exemplare des Buches zurückzusenden, um die Erwähnung Hagens unkenntlich zu machen; -

alle Bibliotheken sollten aufgefordert werden, den im Börsenblatt zu veröffentlichenden Hinweis in die Bibliotheksexemplare einzukleben;

alle Grossisten sollten Zettel in die bei ihnen lagernden Bücher einlegen, durch die klargestellt würde, daß die Seiten 334 und 335 als nicht geschrieben anzusehen seien.

Schließlich verlangten die Hagen-Anwälte von Wulf ein Schreiben, in dem er bestätigen sollte, daß Hagen eine »verantwortungsbewußte Gesundheitspolitik« in Warschau betrieben und seine eigene Entlassung als Amtsarzt unter der

Gefahr für Leib und Leben herbeigeführt hat.

Wulf dachte nicht daran, Hagens Forderungen nachzukommen. »Unser Mandant ist nicht gewillt«, schrieb sein Anwalt der Gegenseite, »in irgendeiner Weise zur Rehabilitierung Ihres Auftraggebers beizutragen«. Daraufhin reichte Hagen beim Bonner Landgericht Klage gegen Wulf und Arani ein, Wulf machte sich auf die Suche nach weiteren Dokumenten und Belegen. In Warschau, beim Jüdischen Historischen Institut, fand Wulf ein Memorandum, das Hagen am 7. Juli 1941 ausgefertigt hatte: »Die Fleckfieberepidemie im Warschauer Judenviertel - Vorschläge zu ihrer Bekämpfung« hieß das Papier. Unter Punkt 12 der Vorschläge schrieb Hagen: »Verlassen des jüdischen Wohnbezirks wird mit Prügelstrafe und bei besitzenden Juden außerdem mit empfindlichen Geldstrafen geahndet. Vagabundierende Juden. werden erschossen.«

Wulfs Anwalt gab Hagens Vorschläge zur Seuchenbekämpfung zu den Akten und machte das Gericht darauf aufmerksam, daß der Generalgouverneur Frank erst am 15. Oktober 1941 eine Verordnung erlassen hatte, wonach Juden wegen des Verlassens ihres Wohnbezirks zu erschießen seien, daß Hagen also mit seinem Vorschlag der Entwicklung voraus war und sie möglicherweise beschleunigt hatte.

In Tel Aviv fand Wulf den Arzt Dr. Chaim Einhorn, der bis zur Liquidation des Ghettos im dortigen Jüdischen Krankenhaus gearbeitet hatte. Einhorn bezeugte, eines Tages habe Hagen alle jüdischen Ärzte zusammengerufen und ihnen folgendes erklärt: »Des jüdischen Schmutzes wegen breitet sich der Typhus im jüdischen Wohnbezirk immer mehr aus. Er bedroht so auch die polnische Bevölkerung sowie die deutsche Wehrmacht. Die deutschen Behörden sehen sich daher gezwungen, die Bewegungsfreiheit der jüdischen Bevölkerung einzuschränken. Falls die Anweisungen nicht befolgt werden, gilt es, schärfere Maßnahmen zu ergreifen ... « Hagen habe betont, erinnerte sich Einhorn, er werde eigenhändig jeden jüdischen Arzt erschießen, der auch nur einen Typhuskranken versteckt. Und während er dies sagte, hantierte er mit einem vor ihm auf dem Tisch liegenden Revolver.

Angesichts solcher Dokumente und Aussagen war sich Wulf seiner Sache sehr sicher. Ende 1967 schrieb er in einem Brief an Hagen, er sei nun der Auffassung, daß Hagens ehemalige Tätigkeit in Warschau »als Helfershelfer der, Nazi-Vollstrecker noch viel zu zurückhaltend charakterisiert worden ist«; er, Wulf, werde sich auch durch den Prozeß »nicht davon abhalten lassen, die furchtbaren Erscheinungen der Judenverfolgung auch weiterhin anzuprangern ... «

Wulf schaffte immer neue Dokumente heran und fand immer wieder neue Zeugen, die Korrespondenz, die er in dieser Sache führte, füllt ganze Aktenordner. Aber alles, was Wulf ans Tageslicht holte, schien nicht genug, um einem ehemaligen Präsidenten des Bundesgesundheitsamtes die Komplizenschaft an der Liquidation des Warschauer Ghettos nachzuweisen. Ende 1968, das Verfahren dauerte nun fünfeinhalb Jahre, war Wulfs Standfestigtkeit erschöpft. Er hatte Zeit und Kraft in einen Streit investiert, den er nicht gewinnen konnte. Müde und enttäuscht stimmte er auf Anraten seines Anwalts einem Vergleich zu, den das Gericht vorschlug.

Wulf und der Arani-Verlag verpflichteten sich, in zukünftigen Publikationen die Person des Klägers und seine ehemalige Tätigkeit nicht mehr zu behandeln. Das war alles.

Von Hagens zahlreichen Forderungen war keine übriggeblieben. Er verlangte auch nicht mehr, von Wulf rehabilitiert zu werden. Substantiell war dieser Vergleich ein Erfolg für Wulf - Hagen hatte sogar einen Teil der Wulfschen Anwaltskosten übernommen - aber es war eben nur ein Vergleich und kein Prozeßsieg, nicht genug, um Wulfs Vorstellung von Gerechtigkeit zu befriedigen.

Da im Arani-Verlag keine Neuauflage von Wulfs Buch über die Liquidation des Warschauer Ghettos mehr erschien, war der geschlossene Vergleich praktisch gegenstandslos. Er kam erst mit der Reprint-Auflage zum Tragen. Die dort fehlenden zwei Seiten stehen für mehr da als die Geschichte eines Mannes, dessen Karriere gradlinig vom Leiter des Gesundheitsamtes im besetzten Warschau, der vagabundierende Juden zu erschießen empfahl, zum Präsidenten des Bundesgesundheitsamtes führte, der sich im Nachhinein zu den Opfern der Nazi-Herrschaft zählte. Wäre es möglich, die i000 Jahre von 33 bis 45 so auszublenden, wie man zwei Seiten aus einem Buch entfernen kann, es wäre sicher längst passiert.

Wulf beging im Oktober 1974 Selbstmord. Zwei Monate vor seinem Tod schrieb er in einem Brief an seihen Sohn David: »Du kannst dich bei den Deutschen totdokumentieren, es kann in Bonn die demokratischste Regierung sein - und die Massenmörder gehen frei herum, haben ihr Häuschen und züchten Blumen ... «

Prof. Dr. Hagen, Präsident des Bundesgesundheitsamtes a.D. wurde 1958 pensioniert. Er lebt heute in einem Senioren-Wohnstift.

Literatur-Konkret 1981, S. 58

Horst Tomayer

Berserker und Odysseus

Ein Portrait des rechtspolitischen Sprechers der CDU/CSU Carl-Dieter Spranger

Das muß ja ein Kerl sein, so eine (rein gedankliche!) Kreuzung von Berserker (Raserei und Kraft) und Odysseus (Tücke und List): Rudolf Augstein, den er einen »Terroristenfreund« geißelte, wußte sich seiner nur mit dem Söldnerheer einer kompletten Landgerichtskammer zu erwehren; und Herbert Wehner, der Goliath von Godesberg, mußte alle Kraft in ein (allerdings den Bundestagszwischenrufrekord einstellendes) »Sie Lump!« bündeln. Wer die Kreuzung ist, wo rechts vor allem andern Vorfahrt hat?

Zum Aufruf kommt die Krachzwangsjacke namens Carl-Dieter Spranger, alias, der bereits im Alter von 38 Jahren von der Pflege des Rechts beurlaubte Herr Landgerichtsrat, rechtspolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und in diesem Geschafft! seit acht Jahren Intercity-Pendler I. Klasse Ansbach/Bonn. Gilt Stücklens Rat beim Skat, soll Schmidt Schnauze haben, Möllemann Fortün und die Kanalarbeiter Dreck am Stecken: Carl-Eduard wird im parlamentarischen Schlagwörterbuch »Who is nix?« als »Scharfmacher« geführt.

Da sitzt er, Schandwerk hat goldenen Boden, in seiner Klitsche: scht, scht, scht, scht, rotiert der Schleifstein, wie auf dem rennsattelschmalen Rücken der Hundertstelsekunden reitend stoibern, öha, stieben die Funken. Gucke - grad hat er die »Entspannungspolitik« (in Gänsefüßchen geklemmt) in der Mache.

Das ist vielleicht eine schartige Scheiße, die nach »Verharmlosung, Verniedlichung und (zeigt her Euch, ihr Füßchen!) 'Humanisierung' des Kommunismus und seiner menschenverachtenden und menschenvernichtenden Ideologie und Praxis« stinkt;

schuld ist an der »Aufweichung und Zerstörung geistiger und moralischer Abwehrkräfte sowie der Solidarität der Demokraten gegenüber Kommunisten«; die »Unterwanderung des Staates« duldet; der »Täuschung und dem Mißbrauch von zahllosen Idealisten und Jugendlichen durch Kommunisten und deren Helfershelfern« zusieht und »unzählige Aktionseinheiten und Bündnisse zwischen Kommunisten, SPD- und FDP-Mitgliedern, (Füßchen: bei Fuß!), 'Grünen', DGB-Gewerkschaftern (= Deutsche Gewerkschaftsbund Gewerkschaftern) bestimmten Kategorien von (gemma, gemma, Füßchen!) 'Christen', Intellektuellen, Künstlern und (Bussi, Fußi!) 'nützlichen Idioten' im Sinne Lenins« erlaubt.

+++

Unser aller Alarmierer ist der Spranger; darum Bürger werft einen Blick auf ihn, daß er Euch Euer aller Sinne schärft:

Rrrrumms:

»Die Zerstörung der freiheitlichen Demokratie der Bundesrepublik von innen heraus ist keine utopische, sondern eine realistische Möglichkeit von morgen.«

Zzzackk:

»Mit welchen Methoden und mit welchem Erfolg die Moskau-gesteuerten Kommunisten heute in der Bundesrepublik Deutschland ungehemmt operieren, zeigt unter anderem der von der DKP/SED entwickelte und gelenkte (Faß, Füßchen!) 'Krefelder Appell', der sich ausschließlich gegen die Rüstung der NATO, insbesondere den Nachrüstungsteil des NATO-Doppelbeschlusses richtet.«

Pengg:

»Er (His Moskau Majesty Appell) nützt eine teils 'pazifistische' (Füßchen: ab!), teils neutralistische Grundstimmung vor allem in Jugendorganisationen der christlichen Kirchen in schamloser Weise aus. Die Bundesregierung läßt die Kirchen im Stich, die sich dagegen wehren müssen, daß das Evangelium von Interessengruppen agitatorisch ausgebeutet oder naiv oder vorsätzlich mißdeutet wird.«

Boiinngg:

»Die Kommunisten sowie die mitmarschierenden (noch bißchen Füßchen!) 'nützlichen Idioten' und 'trojanischen Esel' behielten nicht nur die Organisation in ihren Händen; sie regelten auch die Sprache und lenkten, geschickt im Hintergrund bleibend, Richtung, Aussage und Ergebnis des (forza, forza, Füßchen!) 'Kongresses'.«

Wer aber, Bürger, ist für solchen frechen Frevel zu verdammen? Unser aller Alarmierer Spranger decouvriert die Namen:

Crrashh:

»Die moralische Ächtung der geistigen Urheberschaft des linksradikalen Terrors schwindet dahin. Ein erschreckendes Zeugnis sind die überschwenglichen Lobhudeleien aus den Reihen der SPD auf Herbert Marcuse zu dessen 80. Geburtstag.

Marcuse, der wichtigste der geistigen Väter der gewalttätigen neuen Linken wird ohne Federlesens für den demokratischen Sozialismus vereinnahmt. Seine revolutionäre Vision, die jetzt schon eine Blutspur gezeichnet hat, muß sich, wie SPD-MdB Schmolcke meint, 'früher oder später in konkrete Politik umsetzen.'«

Jaauull:

»Professor Brückner gehört zu den Unterzeichnern der schändlichen 'Mescalero'-Dokumentation, die in raffinierter Form eine pseudomoralische Rechtfertigung der Mordtaten von Karlsruhe verbreitet.«

Klirrrr:

»Die Verleihung des Gustav-Heinemann-Bürgerpreises an Heinrich Albertz durch die SPD ist eine Variante der Volksfrontpraxis, die mit den Namen Brandt, Wehner, Ehmke und Bahr verbunden ist und ist der Nährboden für die blutige Saat, die am 6. Mai 1980 in Bremen aufgegangen ist.«

Pfffth:

»Einer der Schwerpunkte des politisch-psychologischen Krieges der Kommunisten und ihrer Helfer gegen die Bundesrepublik Deutschland ist die hemmungslose, haßerfüllte Diffamierung und Denunzierung demokratischer Politiker und Institutionen. Einer der aktivsten, verbissensten und hemmungslosesten Agitatoren im linken Hetz-Kartell ist der in Rottach-Egern lebende (Küßchen, Füßchen!) 'Schriftsteller' Bernt Engelmann. Er ist typischer Vertreter der Volksfrontagitation und ist immer wieder an kommunistisch gesteuerten oder beeinflußten Volksfrontaktionen beteiligt. Die miesen Methoden und Ziele des Politagitators Engelmann wurzeln in dem Sumpf der unsere freiheitliche Demokratie bekämpfenden kommunistisch-sozialistischen Volksfront. Seine minderwertigen agitatorischen Elaborate erschienen in den linksradikalen Postillen KONKRET und 'Die Neue' ebenso wie in der kommunistischen 'Unsere Zeit'.«

Gloiingg:

»Die Sozialdemokratie treibt kriminelle Verbalexzesse und Verteufelungsorgien gegenüber der CDU/CSU«

Ssssstt:

»Volksfront-Willy!«

Krrätzsch:

»Das als (keine Fisimatenten, Füßchen!) 'antifaschistisch' deklarierte Spektakel in Köln sollte von der eigentlichen und tatsächlichen Gefährdung der Freiheit, der Demokratie und der Menschenrechte durch den internationalen Kommunismus ablenken. Die Bundesrepublik sollte außenpolitisch als angeblicher Hort des (Stillgestanden, Füßchen!) 'Neonazismus' diffamiert und isoliert werden und zwar mit Hilfe eines auf internationaler Ebene vom politischen Linkskartell geschaffenen neonazistischen Phantoms. Die von Moskau und Ostberlin abhängige DKP ließ einen Tag vor dem Kölner Spektakel die rote Katze aus dem Sack kommunistischer Zersetzungsstrategie, als sie durchaus wahrheitsgemäß dem Kampf gegen die angebliche Gefahr des (dacapo, Füßchen!) 'Neonazismus' in der Bundesrepublik denselben Rang zuwies wie zum Beispiel dem Kampf des Linkskartells gegen die angeblichen (frischauf, Füßchen!) 'Berufsverbote'.«

Donnerjaulkläffiepzackpäng:

»Solche Unternehmungen nützen vor allem der sowjetkommunistischen Revolutionsstrategie und der sowjetimperialistischen Außenpolitik; der freie Teil Deutschlands soll in den Augen der Welt moralisch (Füßchen, jetzt wirds frivol!) 'fertiggemacht', innerlich verunsichert und gelähmt, außenpolitisch isoliert und schließlich für die friedliche oder nichtfriedliche sozialistische Revolution sturmreif geschossen werden.«

Bärenstarke Papier-Power, gelt! Aber ist er auch live der Koloß der denunziatorischen Kommunikation? Morgens eines Tags im September anno 81 (der Bonner CDU/CSU-Troß randaliert ala Turnus wieder mal im Reichstag zu Westberlin) - ist die Welt für den Linksausfeger Spranger in schönster Ordnung. Denn der »Jugendpolitische Informationsdienst«, die schelmische Kreation eines nicht genannt sein wollenden Kollegen des Endesgefertigten, nimmt sich submissest die Stirn, die literarischen Leidenschaften »jüngerer Spitzenpolitiker«, die »gemäßigter Richtung« und dem »dominierenden Ungeist zuwider« »nicht im linken Fahrwasser schiffen«, telefonisch abzufragen: Hallo MdB Spranger, sind Sie am Pranger, pardon, am Apparat?

Tja, öhm, äh, hin. Also ich bin sehr interessiert an Geschichtsliteratur, innerhalb und außerhalb der Bundesrepublik und über die Geschichte Deutschlands und Europas und anderer Länder hinaus. Bloß ein Beispiel. Ich hab also während der Ferien die drei Bände von dem (murmel, murmel, murmel. D. Verf.) studiert und auch die preußische Geschichte jetzt von Ranke, die der Schoeps zusammengestellt hat. Dann bin ich auch an den deutschen Klassikern sehr interessiert. Schiller ist einer meiner Lieblingsautoren.

Irgend ein Knüller vom Schiller, Herr A bgeordneter?

Ach, das ist schwierig zu sagen. Also der Wallenstein ist für mich eine sehr verbindliche literarische Komposition.

Lyrische Liebhabereien?

Neeeiiin, könnt ich nicht sagen.

Der Dichter Brecht wird von linksideologischen Lehrern gern als Konterbandit in den Deutschunterricht geschmuggelt. Issen dazu zu sagen...

Ich kann nur sagen, von der Sprache her, von der literarischen Komposition her, ist er sicherlich hervorragend zu empfinden. Von seiner Weltanschauung her, von der Vermittlung des Erfahrungsfundus her, wäre es schlimm, wenn Brecht das einzige wäre, was an modernen Literaten und überhaupt an Literaten von den Pädagogen den Schülern vermittelt werden würde. Das Weltbild von Brecht ist einfach falsch.

Ein Haufen bundesdeutscher Schriftsteller agitiert in Wählerinitiativen für die Sozialdemokraten. Warum finden sich keine für die Union?

Das erklär ich mir damit, daß die literarischen Fähigkeiten nicht unbedingt synchron laufen offensichtlich mit politischer Klugheit und historischem Wissen. Für mich ist es einfach Torheit, wenn in dieser (und da stimm ich Ihnen zu) doch nicht unerheblichen Einseitigkeit man sich für eine reaktionäre sozialistisch-marxistische Ideologie engagiert und das noch als progressiv ausgibt, während doch nun weißgott erwiesen ist, seit siebzig Jahren in der Praxis, daß Sozialismus gleich welcher Couleur, die Menschheit nicht weiterbringt. Nach meiner Auffassung ein Widerspruch. Und zwar ein intellektuell gravierender Widerspruch zu den zweifelsohne ja progressiven Engagements früherer, positiv progressiven Engagements früherer Schriftstellergenerationen.

Herr Abgeordneter, haben Sie da Autoren und Epochen zur Hand?

Ja, ich denk da schon an spezielle Autoren...

Sagen Sie mal, der Engelmann...

Der Engelmann ist ein Agitator, der im Gewande des Schriftstellers agitiert, das ist ein politisierender Schreiberling.

Volksfront, Herr Abgeordneter, kommt oft vor bei Ihnen, was issen das, erzählnse doch mal...

Es geht um die sogenannte rote Volksfront. Das ist eine Aktionseinheit aller linken und linksextremen Kräfte innerhalb der Bundesrepublik Deutschland. Wir haben es jetzt gerade wieder in Berlin erlebt, wo eine sogenannte friedliche Demonstration zusammenlief mit vorhersehbaren wüsten Ausschreitungen, die dann Gewalttaten im Rahmen dieser ausufernden sogenannten Demonstration begangen haben. Auch hier die Linksextreme innerhalb der SPD und FDP zusammen mit Kommunisten und mit Teilen der evangelischen Studentengemeinde, mit Linksextremen innerhalb des DGB, die hier im Grunde eingemeindet bei aller Unterschiedlichkeit der Motive, der Zielsetzungen und der Fähigkeiten ein Ziel haben: Nämlich diesen Staat und seine freiheitliche Gesellschaftsordnung zu zerstören im Hinblick eines utopischen Marxismus-Sozialismus, den zu verändern. Und zwar unter Einfluß von Gewaltanwendung.

Viele Literaten beteiligen sich an der Verharmlosung, Verniedlichung und Humanisierung des Kommunismus und seiner menschenverachtenden Ideologie. Könnten

da mal ein paar Namen sagen...

Das ist die Frage, ob man in diesem Spektrum noch von ernstzunehmender Literatur spricht. Das ist ein breites Spektrum von (ganz breit gesprochen, Anm. d. V.) Schreeeibärrn, die ich jetzt nicht namentlich auf Personen einschränken müßte, möchte, die eben ohne, ehüm, ehüm, moralische Feinfühligkeit und ohne intellektuelle Schärfe nun nichts tun, um die praktischen Auswirkungen des Sozialismus-Marxismus auf die Freiheit des Menschen, darzustellen, und nur in unserer Gesellschaft und in unserer Gesellschaftsform alles Übel hineininterpretieren, dagegen das, was sich in sozialistischen Gesellschaftsformen tut, realiter tut, schlichtweg unterschlagen.

Und die Jugend? Da ist doch von den Politikern öfters ein Dialog angedroht...

Also dieses Wort Dialog kann ich genausowenig - das ist eine genauso verschwommene und untaugliche Fabel wie die Formulierung 'die Jugend'. Die Jugend ist ja nicht identisch mit diesen Politkriminellen, die Rabatz machen oder mit diesen politischen Mitläufern, die hier in moralischer, ja, in äh, äh, ah Verirrung zwar beim Sozialismus-Kommunismus alles exculpieren und in den westlichen Staatsformen das Ende der Menschheit erblicken.

Ich bin der Auffassung, daß es Aufgabe der Führungsschicht in unserem Lande ist, eine geistige und moralische Wertordnung den Jugendlichen verbindlich zu vermitteln. Damit die einen Maßstab für ihr eigenes Leben haben und nicht

nun in allgemeinem Geschwafel alles mögliche im sogenannten Dialog bereit sind, der Jugend an Irrwegen zu gestatten. Hier mit der notwendigen geistigen und moralischen Führung gegenüber mit den Jugendlichen zu sprechen scheint mir im Grunde das Hauptproblem in der Auseinandersetzung und in der Vorbereitung der jüngeren Generation für eine menschenwürdige Zukunft zu sein.

Die Kommunisten werden ja heftig unterstützt von nützlichen Idioten und trojanischen Eseln. Welchen Personenkreis kann man da dingfest machen?

Ich würde nun nicht alle, die diese Volksfrontorganisation mitmachen, die beispielsweise den Krefelder Appell unterschrieben haben, als Kommunisten bezeichnen wollen. Nur: Diese Leute stellen sich in den Dienst kommunistischer politischer Zielsetzungen und ja, ja, äh, äh, das geringste, was man diesen Leuten unterstellen muß, sondern was man ihnen vorwerfen muß, daß sie unwissend durch ihre Beteiligung an Aktionen, die dem Interesse der Kommunisten dienen, mitmachen, diese Aktionen mittragen und die sich damit, ob sie wollen oder nicht, objektiv in den Dienst der Kommunisten stellen, subjektiv hier aber als nützliche Idioten im Sinne des Kreml auftreten, wobei die Grenze aber realiter absolut flüssig ist, das ist dann natürlich im subjektiven Bereich zu überprüfen, ob einer nun vorsätzlich oder fahrlässig handelt.

Nehmen wir das auf einen Mann bezogen, was ich für schlichtweg (ganz hart gesprochen, Anm. d. V.) schannnndbarr halte, was dieser General ade Bastian treibt, und ich halte es auch für untragbar, wenn der Herr Mechtersheimer, mit CDU-Siegen ausgestattet, auf kommunistischen oder kommunistischen Zielen dienenden Aktionen mitmacht, der Mensch sollte endlich die CSU verlassen!

Welche Periodika lesen Sie, Herr A bgeordneter?

Also ich, eh, äh, ehüm, ich lese spontan, äh, äh und nicht nicht regelmäßig festgelegt.

Welche lesen Sie denn regelmäßig?

Kann ich jetzt nicht sagen, also da müßte ich jetzt was erfinden Müssen.

Welche Periodika, Herr Abgeordneter, hetzen und zersetzen?

Also wenn wir das Thema Nachrüstung und gegen Nato-Beschluß und gegen Neutronenwaffen, wenn wir mal diese Periodika raussuchen, die sich da besonders stark engagieren, dann sind das zweifelsohne »Spiegel« und »Stern«, die an erster Stelle zu nennen sind. Dann die ganzen Gazetten, KONKRET und wie sie heißen, was halt im Bereich der Kommunisten, wie die »Uzett« und die »Tageszeitung« hats hier in Berlin. Das sind also die Schriften, die zielstrebig bestimmte Ziele verfolgen, wobei ich »Spiegel« und »Stern« jetzt nicht als Kommunistenblätter bezeichnen Möchte.

Aber KONKRET doch, oder?

KONKRET ist also noch einseitiger festgelegt auf prokommunistische Ziele, wobei das KONKRET natürlich auch im Hinblick auf eine Anarchisierung des Wertebewußtseins hinwirkt.

Sagen Sie mal, Herr Abgeordneter, lesen Sie KONKRET regelmäßig?

Neeee, dem würde das zuviel Ehre antun.

Ja, Herr Abgeordneter, wird sicher nochn harter Tag, wie?

Ja jetzt werden wir erstmal frühstücken gehn und dann in den Reichstag a ren.

Alles Gute, Herr Abgeordneter.

Dankeschön!

Grüßgott und aufwiederhören .

Was nachzuweisen nicht nur Muß, nein, auch Genuß war: Der Spranger ist eine Kreuzung von Berserker (Raserei und Kraft) und Odysseus (Tücke und List). Er ist der deutschen Linken, Moskaus Reis, ärgster Widersacher. Er ist eine Jahrhundertfigur, die ernst genommen werden will in diesem Jahrtausend: Ein rhetorischer Riese, dessen Griff zu höchster Macht mit Zwischenrufen von der Stange zum Beispiel: »Spranger, ab in den Sandkasten!«, »Oh, Baby, ballaballa?«, »Sie ham ja den Po offen, mein Junge! «, »Schafft das Ding aus der Bütt! «, »Gibts auf Sie Flaschenpfand?«, nicht zu unterbinden ist.

Literatur-Konkret 1981, S. 62

Günter Amendt, Uwe Heidorn

Bob's Hope Show

KONKRET veröffentlicht einen weiteren Auszug aus dem Briefwechsel zwischen dem Dylan-Experten Uwe H. und Günter A., zuständig für alle Fragen der Dylan Deutung:

I don't believe in Bible

I don't believe in Jesus

I don't believe in Kennedy

I don't believe in Elvis

I don't believe in Zimmermann

I don't believe in Beatles

John L.

» Shot of Love«: Die Platte verspricht erneut, was die Konzerte bereits gehalten haben. Es ist die Platte, von der man sagen wird, sie markierte Dylans Wendepunkt, die langsame Abkehr von allzu rascher Bekehrung. Die Widersprüche sind in den Texten, der Wahl der Themen, im Wechsel der Haltung und der Verschiebung der Perspektive. Sie liegen nicht einfach im Nebeneinander von Weltlichem und Religiösem, was Dylan von vielen Konzertkritikern als zweiter Kniefall, diesmal vor dem Management, vorgehalten wurde.

Dylan beginnt sich aus der Erstarrung seines religiösen Standpunkts zu lösen und seinen auf Null minus Zero zusammengeschrumpften Horizont wieder zu weiten. Aber machen Sie sich keine Illusionen. Vier der neun songs fügen sich noch in Text wie Musik nahtlos ins Konzept von »Saved«. Kleinkalibrig hingegospelte Salven, sinnlos in die Luft geballerte Platzpatronen. »Trouble« gehört dazu, »Dead Man, Dead Man«, auch »Watered-Down Love« und der Titelsong »Shot of Love«.

Ist man nach dem ersten Hören vielleicht noch vom sound beeindruckt und motiviert, die Texte zu entziffern, muß man bald feststellen, daß es der Mühe nicht wert war. Voll religiösen Feuers sind die meisten Nummern schnell ausgebrannt und zurück bleibt die graue Asche des Textes. Gab es nicht schon einmal einen *grandpa,* der ein Feuer auf der *mainstreet* entfachte *and shot it full of ho*les? Aber beruhigen Sie sich. Die Kritik an diesem Teil seiner neuen Platte hat Bob selbst schon erledigt. *Ive been shooting in the dark too long / when something's not right it's wrong.*

Doch das genau dürften die songs sein, auf die Kritiker der 'Stiftung Warentest' fliegen werden.

»Watered-Down Love« ist nach allem, was man bisher zu hören bekam, der Wurm in ihren Ohren, der neue sound, den sie suchen. Von Mal zu Mal, von Platte zu Platte machen sie sich auf die Suche nach Neuem, desinteressiert an Entwicklungen, unfähig Dylans Gesamtwerk zu begreifen - und zu kritisieren. Im übrigen hat Bob ja recht, wenn er uns in diesem Lied vorwirft you *don't want a love that`spure,* weil: that kind of love doesn't existe, for sure. Bobby ist unser Zeuge.

»Dead Man, Dead Man when will you arise (Was soll das eigentlich?) Ein song aus den Restbeständen der beiden vorangegangenen Produktionen. Frage: » Who *can stand it?«* Antwort: »I *can't stand it«. It's making me feel so sad,* sagt Bobby, wenn er wohl auch nicht sein eigenes Gejohle meint.

»Trouble«-. Für ein Ohrenzucken stellen sich Erstaunen ein und Erinnerungen: feeling good was easy, Lord, when Bobby sang the blues. Doch dann beginnt man zu verstehen, daß dieses Lied Bob's Antwort auf den Zustand der Welt sein soll, *trouble nothing but trouble.* Und, oh, Schreck, *the revolution willprovide no solutionfor trouble.* Da sind sie wieder, die falschen Zungenschläge aus »Slow Train«, da wird aus dem bekehrten Christen wieder der fanatische Sektenprediger.

Im übrigen ist hier wie auf anderen songs der Platte das Gereime oft ziemlich banal. Der Gegensatz von *water* ist *air,* aber ist *city* auch der Gegensatz von *farm,* oder braucht er die nur, weil er einen Reim auf *charm* benötigt? Und braucht er den *shot of turpentine* im Titelsong »Shot of Love« nur deshalb (nicht), weil er einen Reim zu seinem *shot of heroine* sucht? Oder ist das der Schuß Ironie, der die nächstliegende Droge cocaine vergessen machen soll? Doch das interessiert nur den Drogenfachmann.

Unser Vorschlag an CBS wäre, zukünftig solche himmelschreienden songs auf e i n e Seite zu pressen - w*ith God on the A - side.* Uns bliebe dann *another side of Bob Dylan,* uns bliebe auch erspart, jedesmal aufzuspringen und den Tonarm über die

religiösen Klippen zu heben. Imagine no religion... Ich denke oft daran. You may say I'm a dreamer, but I'm not the only one.

Sprechen wir also von den Liedern, die langsam einsinken, nicht abprallen beim ersten Hören, die sich eingraben und, wieder den Reichtum einer an Menschen interessierten Phantasie entfalten und die Armseligkeit religiöser Phantastereien hinter sich lassen. Das Ergebnis sind fünf musikalisch spannungsvolle Lieder - einige von ihnen elegisch und melancholisch -, die mehr enthalten als hastig hingehechelte Bekenntnisse.

Eins davon ist »Heart of Mine«. Ein merkwürdig brüchiges, chaotisches Lied, hergestellt »with a little help from his friends Ringo Starr und Ron Wood«, wie die Plattenfirma nicht zu erwähnen vergißt. Bobby mit Stimme und am Klavier, zweite Stimme Clydie King.

Dylans neue Theorie der Eigentumsverhältnisse »Property of Jesus« dokumentiert den Wandel seiner Haltung, wenn auch der Titel des Stücks zunächst schockieren mag. Er erzählt die Geschichte von einem, der sich zum Eigentum des Herrn erklärt hat, nun keine Witze mehr macht und keine Märchen mehr erzählt, dem *the things that you can't live without,* nichts mehr bedeuten. *Lach nur hinter seinem Rücken / wie* es *alle andern machen / you got something better / you got a heart of stone.*

Als Bobby noch »Saved« war, hätte er gesungen »I am a property of Jesus«; daraus wurde *he,* einer, der er selbst sein kann, aber nicht sein muß. Das ist nicht Distanzierung vom Religiösen, aber Distanz zur eigenen Person, die es uns wieder ermöglicht zuzuhören, denn Geschichten, die das Leben schrieb, hören wir immer gern; besonders wenn Dylan sie schrieb. Diese Entkrampfung gibt der Musik einen unerhörten drive, macht den song zu einem der schönsten auf der Platte.

»Lenny Bruce«, das Lied vom Tod eines Clowns, klingt wie die zweite Stimme eines unveröffentlichten songs: dark and slow / a special voice show. Er habe das Lied in fünf Minuten geschrieben, sagt Dylan in einem Interview. Mehr Sorgfalt wäre nötig gewesen, um das Lied und seinen Helden neben Hattie Carol, George Jackson oder Rubin Carter zu stellen, alle *more of an outlaw, than you ever were.*

Und dann erstmals die Mundharmonika in »The Summertime«. Auch dieser song eine Kehrtwendung, wenn auch nur auf dem Absatz. Dylan singt nicht mehr mit dem Rücken zum Publikum scheinbar desinteressiert an dem, was hinter seinem Rücken vorgeht. Er spricht zu einer Frau, I was *in your presence for an hour or so,* und erzählt uns, wie es damals gekommen ist, I *got the heart you got the blood,* als es ihm kam, als *er* kam. *Then came the warning that* was *before theflood / that set everybody free.*

Wenn aber eine der ältesten Thesen der neueren Dylanforschung stimmt, wonach das letzte Lied einer Platte auf die kommende hinweist, dann sei jeder Kleinmut beendet und jede Hoffnung berechtigt.

»Every Grain of Sand«, ein Gesang an uralte Dylansongs erinnernd: *chimes of freedom in every grain of sand.* Wie hieß es da copyrightaway 1964: Tolling for the rebel, *tollingfor the* rake. Hier heißt es, *tolling in the danger and in the* morals *of* despair. Ha, ha, said the clown, endlich wieder Worte - ein Schuß ins Herz - oder you got a heart *of stone.*

In the fury *of* the moment / I can see the Master's *hand / In* every leaf that trembles / In every grain *of* sand. Wenn eine religiöse Stimmung - und was kann Religion anderes sein als eine Stimmung - so ausgedrückt wird, dann bitte sehr, wer würde Widerworte wagen wollen? Bobby ist wieder auf der Reise - then onward in my journey - und auf dem Weg zu sich: I hear the *ancient footsteps / like the motion* ofthe sea Isometimes I turn there's someone there / othertimes it's only me.

Und er beginnt sich bereits zu fangen: Iam hanging in *the balance / ofthe* reality oftnan */ like every sparrowfalling / like every* grain of *sand. Doch* wie kann einer, frage ich Sie, der *saved* ist, *in the balance* ofreality herumhängen? Bitte erklären Sie mir das. Da ist der Bruch. Da ist Bob, wo er schon immer war.

INTERMISSION

Aber uns geht das nicht weit genug. Denn er läßt uns *in the balance of the* reality of *Bob Dylan h*ängen. There is no *sparrow falling,* Bob, it's a hard rain that's *gonna fall.*

END OF INTERMISSION

Und so kommt eine Wut hoch, nicht for what *he did* vielmehr for what he didn't do *and keeping it hid.* Mensch Alter, *people s p e* a k of situations / draw *conclusions on the w*all und fast alle sprechen nicht nur sondern zittern auch um die future. Was soll da das fade Gejohle von *trouble, trouble, t*rou*ble* mit dem gemeinen Hintergedanken, daß der Friede erst komme, *when he* returns?

Ich furchte *something is happening* und diesmal y o u *don't* know *what it is,* Mr. Dylan.

Trouble *in* the water / trouble *in* the air. Die trouble sind konkret Poseidon und Polaris *in* the water; Pershing und Cruise Missile *in* the air.

Wir glauben, daß Dylan glaubt, was er glaubt, das ist die Geschäftsgrundlage unserer Beschäftigung mit ihm. Deshalb geht es nicht darum, sich nach irgendeinem 'alten' Dylan zurückzusehnen und zu beklagen, daß er nicht mehr ist, wer er einmal war. (Was war er eigentlich? It ain't nie, das war er, Babe!) Wir wollen von Dylan auch keine Ratschläge, weil wir uns selber beraten, wir wollen keine Protestsongs, weil wir selber protestieren.

Wir wollen aber auch keine Musik, die zu Reagans integriertem Schlachtfeld den rock'n'roll-back inszeniert. Wir brauchen zu den Manövern der Nato - zu Wasser und in der Luft - nicht noch Bob's religiöse Ablenkungsmanöver.

Jeder halbwegs bewußte Mensch hat heute den *Talking* World War III Blues. Wer da saved ruft und nur den Ratschlag bereit hat putyourear to the train tracks l putyourear to the *ground, der* muß sich fragen lassen, *which side* are you on? Post-war-lyrics wird es keine mehr geben, alles was zu sagen ist, muß before *the flood gesagt* werden.

Was würde Bob heute wohl antworten, riefe ihn 'sein' Präsident an und fragte, my *friend, Bob, what* do we need to make the country grow? Würde er ihm antworten, daß genau das die falsche Frage ist? Würde er wieder auf Brigitte Bardot verweisen? Würde er einfach it may be the devil or it may be the Lord sagen? Würde er ihm wenigstens »Masters of War« am Telefon vorsingen und dabei hervorheben even Jesus would never forgive what you do? Würde er ihn auf den Boden der Tatsache Vietnam zurückholen und ihm sagen don't forget the *deadyou* left / they'll always follow you!? Denn weiß Gott, jedes Haar von damals is *numbered / like every g*rain of sand und nichts davon ist vergessen. Allerdings - you dont count the dead / with God on your side. Würde er wenigstens most mysteriously antworten, you can play *withfire / butyou* get the bill? Was weiß ich? Ich möchte es aber wissen.

Bob spielt mit dem Feuer und rückt in die Nähe jener neuen Moralisten, die in den USA bereits dazu übergegangen sind, Bücher zu verbrennen. Er meine es nicht so, sagt er, er sagt es aber so, meine ich. »Man sollte sehr vorsichtig mit diesen Leuten sein«, sagt Bob. Man sollte sehr vorsichtig mit Leuten sein, die von 'socialismhypnotism' reden, und Zeilen loslassen wie *»Karl Marx* has got you *by the throat«,* sage ich.

Einer, der von sich kokett sagt, I dont care about economy sollte sich zurückhalten und nicht in Verkennung der imperialistischen Realität von *sheiks, deciding A*merica's future sprechen. Es ist auch nicht foreign oit, das um des Reimes willen American soil kontrolliert. Und nun noch the revo*lution will provide no solution* for troubte.

Das wollen wir uns von Dylan nicht sagen lassen, weil wir die Ohren voll haben von dieser Sorte ordinärer Amis, die wie Joan Baez durch Lateinamerika touren, den Pazifismus predigen, die Linke denunzieren (»ni izquerda, ni derecho, ni Bob Dylan / weder links noch rechts noch Bob Dylan«) und die Revolution verdammen, um sich dann zum grande finale der Tourneé in Nicaragua von Ernesto Cardenale eingeführt auf einer Bühne Managuas feiern zu lassen. *Obscenitywho really cares / propaganda-all is phony.*

Dylan will weg von jener Folkloreseligkeit, die sich mit einem how many rumms must a rumms go rumms händeklatschend und füßestampfend bei Baez-Konzerten ausbreitet. Wer wollte das nicht verstehen? Denn: »Den Berühmten ist nicht wohl zumute. Sie machen sich zu Markenartikeln, sich selber fremd und unverständlich, als lebende Bilder ihrer selbst wie Tote«, schrieb einst ein bedeutender Dylanologe. Sein Fazit gilt Dylan und uns in unserer Beziehung zu ihm: »Die fast unlösbare Aufgabe besteht darin, weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen.«

Wir wünschen Bobby, daß er bald wieder etwas clara sieht.

Literatur-Konkret 1981, S. 66

Roman Ritter

Authentisch, ehrlich, unmittelbar

Zeilenbruch und Wortsalat - eine Polemik gegen die Laberlyrik

ES gab Zeiten, in denen man meinte, ein Gedicht sei das, was sich reimt. Es gab Zeiten, in denen man meinte, ein Gedicht sei das, was unverstanden bleiben muß. Heute weiß man: Ein Gedicht ist das, was die Zeilen bricht. Moment mal - warum eigentlich die perlenden Einfälle vor die Prosa werfen?

Es gab Zeiten,
in denen man meinte,
ein Gedicht sei das,
was sich reimt.

Es gab Zeiten,
in denen man meinte,
ein Gedicht sei das,
was unverstanden bleiben muß.

Heute
weiß man:
Ein Gedicht ist das,
was die Zeilen bricht.

Dieser Text spricht aus, warum er sich zum Gedicht erhebt: Weil die Zeilen brechen. Oder anders gesagt: Aus diesen Zeilen bricht heraus, warum sie mehr sind als eine bloße Ansammlung von Worten: Inhalt und Form sind identisch, das Gedicht entsteht, indem es sich definiert. Alles fällt hier sozusagen mit allem in sich zusammen.

Dem Versuch widerstehend, auch diese Wortspiele wieder zu einem Gedicht zu brechen, frage ich mich: Ist obiges Gedicht vielleicht schon zu streng in seinem Formbewußtsein, zu erhaben in seiner Form-Inhalt-Dialektik, um den Ansprüchen der neueren Laberlyrik genügen zu können? Denn es bietet der gewählte Stoff doch einen geradezu übersichtlichen Inhalt an, welcher sich sogar in penetranter Weise zur Aussage verdichtet.

Als Entschuldigung, weil sich hier eine mögliche Höherentwicklung zur Laberlyrik andeutet, könnte höchstens die geniale Simplizität der Aussage gelten, die in ihrer Verkürzung schon nahe an den Unsinn grenzt. Allerdings werden diese Chancen ästhetisch zunichte gemacht durch den beträchtlichen und schwer belastenden formalen Aufwand. Der Dreischritt der klassischen Rhetorik springt unangenehm ins Auge, eine chronologische und inhaltliche Steigerung will sich anbiedern, selbst eine strophische Form wagt sich in unsensibelster Weise hervor. Am schlimmsten aber ist doch, wie einfallslos die Zeilen gebrochen sind. An dieser zentralen poetischen Kategorie, wo sich Lyrik von Prosa, Kunst von Unkunst scheiden, versagt das Gedicht. Es kann, bei allem Bemühen um den Bruch, doch keine ästhetische Raffinesse sein, ganze semantische Einheiten harmlos hintereinander geschrieben in einer Zeile zu erhalten!

Denkbar wäre auch gewesen, um den Text in eine mehr experimentell-avantgardistische Richtung der Laberlyrik zu formen, einige Worte in Versalien zu fassen (um der Musen willen nicht Kleinschreibung, die ist ästhetisch so gut wie out!), auf die Zeichensetzung zu verzichten, die den drängenden Wortschwall halten und hemmen kann, und sich auch nicht ängstlich an die verordnete Orthographie zu klammern.

Auch hear kippt es noch manches, dasz ausgeschipft werden whyl. Dies alles hätte, von behutsamer Sensibilität gestaltet, der lyrischen Überzeugungskraft zum Durch-Bruch verholfen und bei entsprechendem Mehr-Bruch das Gedicht auch ausgiebiger gemacht. Stattdessen wollen in diesem Text die Sätze sich stur behaupten, ziehen die Zeilen sich in flüssiger Langeweile dahin - sie fallen zwar, aber doch nur wie von weit, denn es ist keiner, welcher dieses Fallen unendlich sanft in seinen Händen hält, und sie fallen noch nicht einmal mit verneinender Gebärde.

Wodurch zeichnet sich die Laberlyrik aus?

Zunächst einmal dadurch, daß Forminhalt - Fragen, die in - vom Standpunkt der Laberlyrik aus - abgelebten Zeiten zum zentralen Erkenntnisinteresse an alle Arten von Kunst gehörten, an sie nicht gestellt werden können. Denn es ist sinnlos, nach einem Zusammenhang zu fragen, der nicht besteht - weil die Form der Laberlyrik gegen Null tendiert. Zwar kennzeichnet es die Geschichte der Kunst, daß sich neue Entwicklungen auch immer durch das Negieren und Zerbrechen formal erstarrter ästhetischer Konventionen hervortun und dadurch produktiv werden. Das trifft aber für die Laberlyrik nicht zu. Denn es handelt sich bei ihr im Gegenteil um eine - ästhetisch gesprochen - epigonale Schwundstufe, quantitativ allerdings massenhaft grassierende Verflachung jener Parlandolyrik, Alltagslyrik, wie immer man sie nennen will, die in ihren besten Stücken bis heute eine bei aller Eingängigkeit äußerst diffizile, bei aller Leichtigkeit höchst sprachbewußte, bei aller Lässigkeit artistisch organisierte Form der Lyrik ist.

Aus der Alltagssprache Funken zu schlagen und ihr Wahrheiten zu entlocken, die Konzentration in Leichtigkeit aufzulösen die Organisation der Worte unmerkbar uni die Worte dadurch umso präsenter werden zu lassen, hintergründig und doch mitteilsam zu sein, das war ja gerade die Kunst dieser Poesie. Die Laberlyrik nahm sie zum Vorbild und zugleich zur Ausrede, denn sie verhunzte den ästhetischen Gehalt dieser Poesie zum äußerlichen Druckbild des Flattersatzes und ihre Ungebundenheit zur Formlosigkeit.

Die Laberlyrik ist nicht leicht, sondern nichtssagend, nicht lässig, sondern lasch, nicht eingängig, sondern simpel, nicht hintergründig, sondern oberflächlich, nicht mitteilsam, 'sondern geschwätzig. Sie geht nicht sorgsam mit der Alltagssprache um, sondern plappert nur in ihr herum, und oft nicht einmal das, sondern schwadroniert im Jargon. Sie hat keine Haltung, sondern nimmt immer nur eine Pose ein. Sie hält es sich noch zugute, die Lyrik ästhetisch zu entkernen, denn sie hält Begriffe wie Authentizität, Ehrlichkeit, Unmittelbarkeit hoch; was sie aber mit diesen Begriffen hochhält sind nur unbegriffene Rationalisierungen ihres Unvermögens.

Denn ihre Authentizität ist von der Art, wie eine Zigarettenkippe authentisch ist, die man in den Mülleimer schnippt, weil man tatsächlich eine Zigarettenkippe in den Mülleimer schnippt. Man hätte aber auch genauso gut die Blumen gießen können. Ihre Ehrlichkeit meint, daß alles, was gesagt wird, insofern ehrlich ist, als es eben gesagt wird. Ihre Unmittelbarkeit ist von der des Fettflecks, der vom Frühstücksbrötchen auf dem Tisch zurückbleibt und sich unmittelbar aufs Papier durchdrückt, auf dem er dann als Gedicht steht. Es hätte aber auch ein Rotweinfleck von gestern abend sein können.

Das Verhältnis des Laberlyrikers zu seinem Stoff und Thema ist wie das Verhältnis des Hobbyfotografen zu seinem Motiv, der Umgang des Laberlyrikers mit der Sprache wie der Umgang des Hobbyfotografen mit der Polaroid-Kamera: Er sieht etwas, was ihn reizt, hält drauf, knipst (schreibt) und hat nach kurzer Zeit das Gesehene »genauso wie es ist« auf Papier vor sich. Während der Hobbyfotograf sich aber freut, die Bilder seinen Lieben zeigt, die sich zumeist selber darauf wiedererkennen, und sie dann ins Album klebt, hält der Laberlyriker sich für Rembrandt, nein, Andy Warhol, liest das Geschriebene seiner Clique vor, die sich zumeist selbst darin wiedererkennt, und schickt es dann in die Redaktionen, denn es ist ein Gedicht.

Und so kommt es, daß viel zu viele »Gedichte« buchstabiert werden aus Gefühligkeit, Getue, Gefuchtel, Gehabe, Geschreibsel, Geseire und Gelaber, Gelaber, Gelaber. Kein Einfall, der zu dünn ist, um nicht zum vielzeiligen Gedicht aufgeblasen zu werden. Kein Gedanke, der zu abgedroschen ist, um nicht als Gedicht aufblühen zu sollen. Keine Pointe, die zu unerheblich wäre, um nicht zum Gedicht emporgewuchtet zu werden. Kein Gefühl, das zu abgegriffen ist, um nicht im Gedicht jungfräuliche Reize entfalten zu sollen. Keine Beobachtung, die zu nebensächlich oder beliebig ist, um nicht im Gedicht bedeutend werden zu wollen. Keine Empfindung, deren Abwesenheit nicht so schmerzlich vermißt würde, daß sie nicht als Stunde der wahren Empfindung im Gedicht Urständ feiern wollte. Keine Schreibmode, die vom Feuilleton so prostituiert würde, daß sich nicht dennoch Laberlyriker fänden, die sie abschrieben.

(...)

Die Laberlyrik gibt es in verschiedenen inhaltlichen und stilistischen Ausprägungen. So zum Beispiel jene, die sich an Bukowskischen Bierdosen vollgesoffen und sich mit seinen Fick- und Alptraumdelirien vollgesogen hat und kodderschnäuzig vor sich hin lallt, als ob ein Kopf voll Suff und Kino schon Gedichte voll Saft und Kraft und Wirklichkeitsgehalt ergäbe. Hier wird das Zeilenbrechen dann wahrhaft zum Zeilenkotzen gesteigert. Wie auch anders, wenn sich die Welt zum stinkenden Mülleimer verengt.

Oder jene Laberlyriker, die sich aus den Sprachcodes und -ritualen einer ausgestiegenen Subkultur ihren Jargon zusammenflippen, der so ungezwungen deutlich macht, daß man zur scene gehört, mit dem sich so empfindsam in den Beziehungskisten klappern läßt und der, wenn gar nichts mehr hilft, Guru und Gebetsmühle unerhörter mystischer vibrations werden kann.

Häufig erfahren wir, von welcher Frittenbude sich der Laberlyriker verköstigt und welche Jeansmarke er trägt, was er so tut, spülen, fernsehen, empfinden, Haare kämmen, leiden, bumsen, schreiben. Und dies alles ist meist recht schmerzlich,

begleitet von Gesten des Abwinkens und Wegdrehens, eben mit verneinender Gebärde geschrieben, »ihr wißt schon, was ich meine.« Gern verweigert sich der Laberlyriker der Welt, so wie sich seine Sprache dem Gedicht verweigert.

Es gibt natürlich auch eine höhere, mit Philosophie gewürzte und durch Lesebildung eingetrübte Form der Laberlyrik. Da wird Wittgenstein mit Adorno verquirlt, kommt ein Schuß Abstrusitäten eines bislang völlig unbekannten ausländischen Denkers aus dem 19. Jahrhundert dazu, wird die créme fraîche der neuesten Lesefrüchte des Verfassers untergemischt und als Krönung werden Widmungen an und Zitate von ebenso verschmockten Laberlyrikern darüber gegossen. Das ergibt dann eingekochte Essays von beredter Ungenießbarkeit.

Zu reden ist auch von einer Sonderform der Laberlyrik, die nicht resignativ und mild, sondern wild und wütend labert, aber ebenso flott und durchdringend naiv wie die verwandten blaßrosa bis violetten Schattierungen der Laberlyrik. Diese hier ist rot, blutrot, theaterblutrot, und obwohl auch sie formal mit ihren Sätzen verfährt wie mit Salzstangen, sie nämlich in kleinere Stücke bricht, könnte man sie Brechstangenlyrik nennen, weil sie die Welt mit der Brechstange ihrer gewaltig dröhnenden Worte aus den Angeln heben will. Sie verfährt ungefähr so: Ein tapfrer Lyriker forcht sich nicht/schlägt seine Zeilen Schritt für Schritt ... / Zur Rechten sieht man wie zur Linken/ einen halben Kapitalisten niedersinken.

Hier möchte ich zunächst aber einmal innehalten und darauf hinweisen, daß es in den letzten Jahren, wenn auch die Titanic unterging und Diderots Katze uns wieder zulief, einen breiten Strom politischer Lyrik gab. Er verlief allerdings eher unterirdisch und sickerte weder - von Ausnahmen wie P.P. Zahl abgesehen - durch die Kanaldecke des Feuilletons noch floß er in die Produktion der größeren belletristischen Verlage ein. Das hat, mehr als manche ahnen beziehungsweise zugeben, mit Marktzwängen und dem politischen Klima zu tun, und es kann gerade auch deswegen gar nicht genug hervorgehoben werden, wie bedeutsam die politische Lyrik ist.

Das kann andererseits nicht die Unzulänglichkeiten einer bestimmten Art politisch gemeinter Lyrik, und nur von der ist hier die Rede, vergessen machen. Sie zäumt den Pegasus zum Schlachtroß, das mit feurigem Schnauben und in kühnem Galopp die Trutzburgen der Konzerne und Kanaillen niederrennt - und doch nur eine klapprige Rosinante ist, der vor nutzloser Anstrengung Schaum aus dem Maul tropft. In diesen Gedichten ist der endliche Sieg der Weltrevolution nur noch eine Frage von Sekunden, nämlich vom Lesen der ersten Zeile, in der sich noch die Vampirzähne der kapitalistischen Blutsauger ins Fleisch des Proletariats schlagen, bis zur letzten Zeile, in der die Fäuste des Proletariats schon die Fresse des Imperialismus so poliert haben, daß der blanke Kommunismus sichtbar wird. Da werden Hammer und Sichel mit Instrumenten verwechselt, die zur Herstellung von Dichtkunst taugen, indem man mit ihnen die Realität abholzt und zusammenklopft, bis sie einem in den agitatorischen Kram passen. So bleibt auch das nur Gefuchtel, Gedröhn, Gelaber.

Aber kann man es den Kindern von Marx, nein, McDonald und Coca verdenken, daß sie zur Lyrik ein Verhältnis haben wie zu Big Macs und Softeis, die ebenso schnell hergestellt wie eingepfiffen sind? Daß sie lieber Verse hinschmieren als schmieden? Daß man sich stolz auf Frank O'Hara beruft, der »die kunstlose Lyrik des Alltäglichen wie Zahnpastatuben ausdrückt«? (»Anders als die Blumenkinder« , rororo, Hamburg 1980). Daß man Wert auf die Feststellung legt »Ich mach Gedichte wie Spaziergänge« und vom »typischen Fünfminutengedicht« (ebd.) spricht, als wäre die Schreibgeschwindigkeit eine ästhetische Kategorie?

Ein bekannter Autor, dessen Name auch unter Linken einen guten Klang hat, soll sich damit gebrüstet haben, einmal sieben Gedichte an einem Tag geschrieben zu haben. Da wird die Muse zum Karnickel, und es wundert weder, daß unter sieben Gedichten dieses Autors höchstens. ein belangvolles sich findet, noch, daß andere ihn an Schnelligkeit vice versa Genialität übertreffen und mit sieben Gedichten pro Stunde einschließlich Reinschrift ihre schöpferische Potenz unter Beweis stellen.

Einer der heutzutage meistgelesenen Lyriker, der unlängst » Letzte Gedichte« vor sein Publikum schleuderte übrigens Jahrgang 43, muß selbst darüber erschrocken sein, was die Nachlaberer mit seinen lyrischen Tönen und Thematiken angestellt haben. Das hatte er nicht gedacht, vermute ich, daß seine schick gestylte lyrische Boutique, in der von allem ein bißchen angeboten wird, pop und punk und pep, Kokain und Kritik, Staatsverdrossenheit und Sanftmut, Reim und Ruppigkeit, Schmock und Showbusiness, Zynismus und Zähren, Schmerz und Herz, Wollust und Wehmut und Weltuntergang, alles ein bißchen abgebrüht und zugleich aufgeweicht - daß diese seine lyrische Boutique so geplündert werden könnte.

In einem vor drei Jahren erschienenen Gedicht heißt es bei ihm (ich kann nur fragmentarisch zitieren): »Jetzt schreiben sie alle/einen ziemlich flotten Stil,/ knallhart, anbetungswürdig banal,/... Hauptsache,/ es klingt nicht besser als die Zeitung/ und du verstehst, was ich meine./Das ist augenblicklich modern:/ die Oberfläche,/ das Unterhemd,/ das Innenleben der Muskeln,/ ... / Sie bezichtigen sich aller Unarten,/ kopieren jede Kreuzigung, heben das Bein/ höher als Hunde, lassen sich vollaufen/ und schreiben dann die Ode/ übers Flaschenpfand./ ... / und die Schwäche für Kraftausdrücke/ ist das Stärkste, was sie/ zu bieten haben./ So jedenfalls passen sie,/ auch breitbeinig,/ durch jedes Nadelöhr«.

Gut gesagt. Aber sind wirklich nur die anderen Kamele?

Daß in Zeilen gestotterte Sätze noch keine Gedichte sind, liegt auf der Hand. Ebenso, daß niemand absichtlich labert. Was steckt also *hinter* der Laberlyrik?

Das Bedürfnis, sich mitzuteilen. Von sich zu sprechen, von der eigenen Welterfahrung, von allem, was ungelöst und fragwürdig ist. Es steckt dahinter das Bedürfnis, sich auszutauschen, sich zu verständigen mit sich und den anderen, Ängste zu vertreiben, indem sie erstmal benannt werden, sich seiner Hoffnungen zu vergewissern. Das Bedürfnis, unentfremdet zu leben. Das Bedürfnis, schöpferisch tätig zu sein. Also eine Vielzahl von authentischen, sagen wir doch einfach menschlichen Bedürfnissen, die »unter den gegebenen Umständen« im viel beschworenen Alltag offenkundig zu kurz kommen und sich, wo sie so ungenügend auszuleben sind, wenigstens im Gedicht aussprechen wollen. Dazu kommt das Bedürfnis, wirklich ernst genommen zu werden, seinen Worten Gültigkeit und Gehör zu verschaffen. Diese Bedeutung scheint eine Kunstform zu garantieren, das Gedicht, das vermeintlich so greifbar nahe liegt und so schnell herzustellen ist.

Spätestens hier beginnen die Mißverständnisse. Denn aus all den vorher genannten Anliegen zu sprechen, heißt ja nicht labern. Erst wenn»Gesprochenes« mit »Gedicht« verwechselt wird, entsteht Laberlyrik. Schlimm genug, daß Kommunikation und Selbstverständigung im 'wirklichen' Leben frustriert und beschädigt werden; es scheint die Einsamkeit manchmal so groß zu sein, daß selbst die Zwiesprache mit den eigenen Worten wichtig wird. Aber das Gedicht kann die alltägliche Kommunikation nicht ersetzen. Muß nicht das eher zartgliedrige Gebilde zerbrechen unter der Last dieser Ansprüche? Gerade die heimliche Hochachtung vor der Lyrik ist es, die das Gedicht aus den Fugen sprengt, wenn man sich seine »Autorität und Aura nur borgt« (H.Hartung), ohne ihm selbst sprachliche und ästhetische Sorgfalt zurückzugeben. Denken, Fühlen, Leiden, Hoffen machen kein Gedicht, wenn die Sprache nicht mitdenkt, -fühlt, -leidet, -hofft. Die äußere Form sagt für sich noch gar nichts. Der Inhalt macht noch keine Gedicht. Der Kunstvorbehalt schafft keine Zuwendung.

(...)

In Richtung Gedicht steht der Laberlyrik vor allem eins im Weg - sie selbst.

(Gekürzte Fassung/vollständiger Abdruck im Kürbiskern 1/82)

Literatur-Konkret 1981, S. 69

Günter Herburger

Eine Uhr in Japan

Sie geht richtig,
kommt aus dem Schwarzwald,
überwand den Zeitsprung,
bleibt im Gehäuse.

Massen betören sie,
das Gestöber der Zahlen,
in Ordnung gebracht von einer
nichteuklidischen Geometrie,
auch sie gehört dazu.

Sie braucht Lymphe, d
as miniatürliche Perlen
des Wassers in den Wäldern
der Kapillaren des Tangs,
eine Erinnerung, als stellte sie
ihre digitalen Löffel hoch.

So gerät sie in ein Fünfersystem
der Knöchel und des Geinengsels
morgens auf Bahnsteigen dort
bei Tau und Lehm
von Jesus nach Osaka.

Die Standhaftigkeit, das Klatschen,
die nicht benützten Ferien
der Bevölkerung holen sie ein,
diese Pausen ißt der Kaiser.

Ein Sandkorn im Binären
wird als Überfluß
zum Wärmetod führen.

Kleine Batterie, sagt sie, d
u auch?

Seufzende Symmetrie.

Literatur-Konkret 1981, S. 70

Peter Dahl

Neurose und Dichtung

Gemeinsam war den Zwangsschreibern Karl May und Hans Fallada das Schreiben als Lebensbewältigung und Droge zugleich

»REALISTISCH heißt: den gesellschaftlichen Kausalkomplex aufdeckend/die herrschenden Gesichtspunkte als Gesichtspunkte der Herrschenden entlarvend/vom Standpunkt der Klasse aus schreibend welche für die dringendsten Schwierigkeiten, in denen die menschliche Gesellschaft steckt, die breitesten Lösungsmöglichkeiten bereithält/das Moment der Entwicklung betonend/konkret und das Abstrahieren ermöglichend.« (Bertolt Brecht). Genau das ist realistisches Schreiben, und nichts anderes.

Und nichts anderes? Wenn zum Beispiel Hans Fallada, Autor von so unzweifelhaft realistischen Romanen wie »Bauern, Bonzen und Bomben« und»Wer einmal aus dem Blechnapf frißt«, aber auch von so eskapistischen Büchern wie »Wolf unter Wölfen« und »Der eiserne Gustav«, mit denen er sich den Nazis als Blubo-Epigone zu empfehlen versuchte - wenn also beispielsweise Hans Fallada, Alkoholiker und Morphinist, in seinem ersten Nachkriegsbuch »Der Alpdruck« einen Krankheitsverlauf beschreiben will, aber immer nur einen Fall von Morphiumabhängigkeit schildern kann, weil nur das ihm wirklich nahe ist: dann ist das durchaus realistisch, auch wenn man den Schlüssel der Lebensgeschichte des Autors braucht. (Fallada hält diesen Lapsus übrigens nur einige -zig Seiten durch, dann nennt er die Droge beim Namen, für die »Schreiben« sein Gegengift ist).

Oder, ein anderes Beispiel, zurück im tiefsten Wilhelminismus: »Ich habe meinem Geiste und meiner Seele ein irdisches Gewand gegeben, Roman genannt... Dieses Gewand ist der einzige Körper, in dem es meinem inneren Menschen möglich ist, mit meinen Lesern zu reden, sich ihnen sicht- und hörbar zu machen. « Dies ist die konträre Position zu der eingangs zitierten realistischen Brechts; es ist die Position des *wahren Dichters.* Gleichwohl lieferte Karl May, der das schrieb, auch im heutigen Sinne realistische Ansichten von der Psyche des wilhelminischen Kleinbürgers, auch wenn der wechselweise das Gewand Kara Ben Nemsis und Old Shatterhands trug. Und mehr noch, so Arno Schmidt: »Immerhin belegt der Fall MAY auf‘s stutzendste, daß es bestimmten primitiven Autoren-Typen, ohne ihr Wissen und Wollen, möglich wird, Vorgänge in Vorbewußtsein und Unterbewußtsein anschaulich darzustellen, und zwar derart detailliert, daß ein intuitives Verstehen dieses 'MAY-Code' in größt-deutschem Maßstab eingetreten ist. «

Was den Erfolgsschriftsteller Fallada und den Inhaber des deutschen Buchverkaufsrekords, May, miteinander verbindet, ist, daß sie beide um ihr nacktes Existieren schrieben, sich beide von einer kriminellen Karriere freischrieben, die schon vorgezeichnet erschien. Beider in zwanghafter Schreibmanie entstandenes Werk ist das Ergebnis einer Neurose; das Schreiben jeweils sowohl Lebensbewältigung als Droge. Im Schreibtrauma (bei Fallada außerdem: im Schreibkrampf) waren sie zur Lüge unfähig, weil sie dabei ausschließlich auf Erinnerungen zurückgreifen konnten - auch wenn sie sie aus ihren »bürgerlichen« Leben längst verdrängt hatten. Als Zwangsschreiber, die es mehr schrieb, als daß sie selbst geschrieben hätten, kommen sie dem Bild des Dichters am nächsten, wie es immer noch durch manche Germanistenköpfe geistert. Oder durch die Köpfe von Autoren, wenn zum Beispiel Walter Kempowski sagt, Schriftsteller möchte er nicht genannt werden, lieber Dichter.

Für ein paar Zeitschriftenseiten werden sie die Gegenüberstellung aushalten.

May, Karl Friedrich, geboren 1842 als fünftes von 14 Kindern im sächsischen Weberelend. Er erblindete kurz nach der Geburt (wegen Unterernährung?) und wurde erst nach vier Jahren geheilt. Karl, der »etwas Besseres« werden soll, wird auf ein Lehrerseminar geschickt. Seine Arbeit als Lehrer - zunächst an einer Armen-, dann an einer Fachoberschule - verliert May wegen kleinerer Diebereien und Betrügereien; wegen größerer Diebstähle und Amtsanmaßung wird er mehrfach zu Arbeitshaus und Zuchthaus verurteilt. Mal gibt er sich als »Dr. med. Heilig« aus, mal gar als »Hermes«, Gott der Diebe, mal erscheint er als geheimer Polizist bei einem Krämer und will die Kasse auf Falschgeld überprüfen. ~

Als 20jähriger kommt May für sechs Wochen ins Gefängnis, als 23jähriger für vier Jahre ins Arbeitshaus, als 28jähriger wird er zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Im Sträfling Nr. 402 des Zuchthauses Waldheim wächst der Entschluß: »Schriftsteller werden, Dichter werden! Lernen, lernen, lernen! Am Großen, Schönen, Edeln mich emporarbeiten aus der jetzigen tiefen Niedrigkeit!« Er entwirft sich eine Gegenwelt, in der sein Ich das Gute verkörpert, das in penetranter Regelmäßigkeit siegt.

In der Haft entwirft May eine Liste von 137 Romantiteln, die er in Freiheit zu schreiben gedenkt; eines der merkwürdigsten Debutwerke der Literaturgeschichte: »l. Um Mitternacht ... 2. Ein Traum... 7. Himmel und Hölle ... 8. Wahnsinn... 16. Das Geheimnis des Contrebandisto... 27. Christkindlein... 38. Entsagt 39. Vergraben... 75. Aus Volk und Leben 76. Auf dunklen Wegen... 80. Mensch und Teufel. Socialer Roman in sechs Bänden... 116. Himmel und Erde... 137. Ein armes Mädchen, die ihre Familie ernährt und glücklich wird.«

Aber Schriftsteller werden ist schwer. Immerhin gibt es die Möglichkeit, für einen der zahlreichen Kolportage-Verleger zu schreiben. Fünf monströse Hintertreppen-Romane mit insgesamt 12 390 Druckseiten. Schon der erste, »Das Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde. Großer Enthüllungsroman über die Geheimnisse der menschlichen Gesellschaft von Capitán Ramon Diaz de la Escosura« war für den Verleger ein Riesengeschäft - der Autor May verdiente 1,75 Prozent vom Ladenpreis.

Der wirkliche Erfolg aber kommt erst mit der Erfindung der Kunst- und Wunschpersonen seiner Seele, seiner *alter egos* Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi und deren Ergänzungen Winnetou und Hadschi Halef Omar.

Fallada, Hans, geboren 1893 als Rudolf Ditzen. Sein Vater war Richter, ein Pedant für den sein kränklicher Sohn immer ein Versager blieb. Als 18jähriger erschießt Fallada einen Schulfreund. Beide hatten vertraglich beschlossen, ein Theaterstück zu schreiben; die Texte sollten einem »prominenten Dichter« vorgelegt werden. Die schärfere Kritik sollte das Todesurteil bedeuten, das man in einem fingierten Duell vollstrecken wollte. Vielleicht aber hat Fallada zuvor die Waffe seines Freundes entladen. Er wird für zwei Jahre in eine geschlossene Anstalt gesteckt; danach gerät er ans Morphium. Die Karrieren, die sein Vater für ihn gewünscht hätte, sind nun verstellt, Fallada beschließt, Schriftsteller zu werden und setzt zunächst diese Berufsbezeichnung auf seinen Briefkopf und kündigt Verlagen diverse Manuskripte an, die er nicht fertigstellt.

Er wird als Eleve und »Landbeamter« auf Rittergüter geschickt; muß öfters wechseln; zu Morphium und Kokain kommt der Alkohol. Wegen Unterschlagungen wird er zu Gefängnis verurteilt, das erste Mal zu drei Monaten, dann zu zweieinhalb Jahren. Fallada hatte zwei erfolglose (und schlechte) Bücher veröffentlicht, nach der Entlassung aus der Haft beginnt er unter schwierigen Bedingungen wieder zu schreiben. »Bauern, Bonzen und Bomben« bringt ersten Erfolg, »Kleiner Mann, was nun ?« den Durchbruch.

Schreibzwang. Karl May: »Ich skizziere. Damit ist alles gesagt. Ich schreibe oft monatelang kein einziges Wort. Dann sind in einer einzigen Nacht wohl über hundert Seiten fertig geworden. Man hat das Lüge genannt; es ist aber wahr!... An diesen Seiten ändere ich nichts; sie werden auch nicht von dem Konzept ins Reine geschrieben... Ich verändere nie, und ich feile nie«.

Schreibsucht. Hans Fallada: »Und plötzlich fängt die Feder an zu eilen, plötzlich weiß ich, wie alles weiter zu führen ist, plötzlich überstürzen sich die Einfälle nur so, und mein Kopf wird immer heißer, so schnell kann ich gar nicht schreiben, ich bekomme es mit der Angst, daß ich wieder vergesse, was mir für die nächsten Kapitel eingefallen ist... Es war wie ein Rausch oft gewesen, aber ein Rausch über alle Räusche, die irdische Mittel spenden können. Noch die schlimmsten Stunden, die ich ganz und gar daran verzweifelt war, schienen mir besser als jetzt meine schönsten Freistunden. Nein, es war schon so, ich hatte von dem Gift getrunken, das ich nicht mehr loswerden konnte aus meinem Körper und Geist, und nun dürstete es mich danach, mehr von diesem Gift zu trinken, es immer zu trinken, jeden Tag, den Rest meines Lebens hindurch«. Klar, nicht unsere beiden Schriftsteller schrieben, es schrieb sie. Oder sie schrieben um ihr Leben. Um ihrem bisherigen Leben etwas entgegensetzen zu können und um es wegzuschreiben, in die Vergessenheit zu schreiben. Auch wenn sie über nichts anderes schreiben konnten.

»Eine Vorstellung, eine Aktion, eine Abwehroperation, sogar eine komplexe Folge von Verhaltensweisen werden als zwanghaft bezeichnet, wenn ihre Nichterfüllung so empfunden wird, daß sie ein Ansteigen der Angst nach sich zieht.« (Laplanche/Pontails, Das Vokabular der Psychoanalyse) Ei*ne komplexe Folge von Verhaltensweisen:* Fallada erstellt sich einen peniblen Arbeitsplan; niemals darf an einem Arbeitstag, an dem er, vom Schreibkrampf geplagt, bis zur Erschöpfung am Schreibtisch sitzt, die Seitenmenge des Vortags unterschritten werden; morgens teilt er sich die Papierration für den Tag zu. Wenn er schreibt, überzieht er die Mitglieder seines Haushalts (die alle regelmäßig gewogen und deren Gewichte in eine Tabelle eingetragen werden) mit einem Pünktlichkeits-Terror: »Sieben Uhr fünfzehn ist pünktlich, sieben Uhr sechzehn die Hölle!« Vor dem leeren Papier ist er ausgeliefert: »Von dem Augenblick an, da ich mich hinsetze und die erste Seite niederschreibe, bin ich verloren, nur der Zwang regiert! Ich habe zu schreiben, so viel und wie viel der Zwang es will, ob ich mag oder nicht, ob ich mich krank mache oder nicht.« Ist ein Manuskript fertig, folgt der Zusammenbruch. Gelingt es Fallada nicht, sich mit Schlafmitteln oder Alkohol ruhigzustellen, beginnt er womöglich einen weiteren Roman, nach dessen Fertigstellung folgt das Sanatorium, und dieser Zyklus wird immer schneller.

+

Wo das Schreiben an die Stelle des Lebens tritt, werden die erschriebenen Gestalten Wirklichkeit. Fallada, der die Ängste der Schwachen und Erniedrigten kennt wie kaum einer - und deren Schilderung macht die Qualität seiner besseren Romane aus - erfindet pro Buch eine starke, lebenstüchtige Gegengestalt: literarische Arbeitsteilung zwischen erfahrenem und erwünschtem Ich. Fallada *ist* (in »Bauern, Bonzen und Bomben«) der Annoncenvertreter Tredup und möchte doch der skrupellos / großzügige Redakteur Stuff sein; er *ist* (in »Kleiner Mann«) der verängstigte, gehetzte Pinneberg, aber er schafft sich die (bewunderten) Gegenspieler Heilbutt und Jachmann. Je stärker diese Übertragung wird, je mehr das Wunschbild im Roman dominiert (wie beispielsweise in »Der eiserne Gustav«), desto ungenießbarer wird das Ergebnis.

Als seine Reiseerzählungen zum ersten Mal in Buchform erscheinen, ist Karl May 50 Jahre alt. Er wird schnell und gründlich berühmt und schließlich auch wohlhabend. Er läßt sich Visitenkarten drucken mit dem Text: »Dr. Karl May, genannt Old Shatterhand, Radebeul / Dresden, Villa Shatterhand« und ist in der Tat ein anderer geworden. Er identifiziert sich derart mit seinen Geschöpfen, daß er Vorstellungen und Wirklichkeit nicht mehr zu trennen vermag. Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi haben die alte Person Karl May, den Webersohn, den Hilfslehrer, den Zuchthäusler, vollständig verdrängt. Dieser Ich-Austausch erlöst ihn von der Notwendigkeit, sich mit seiner Vergangenheit und seiner vielfältig neurotischen Persönlichkeit auseinanderzusetzen. Unter anderem mag May da auch seiner eigenen Überzeugungskraft erlegen sein; in der Tat ist er ein begnadeter Erzähler: wenn er vorn Tode Winnetous berichtet, bricht er regelmäßig in Tränen aus.

Für seine Fans laßt May sich in den abenteuerlichsten Verkleidungen fotografieren; einmal schickt er einem Verehrer eine Locke aus dem schwarzen Schopf von Winnetou - sie stammt von einem Pferdeschwanz, und es kommt heraus. Besuchern der »Villa Shatterhand« zeigt er bereitwillig die exotischen Mitbringsel von den Reisen, die er nie unternommen hat, und über seinem Schreibtisch hängt Winnetous legendäre Silberbüchse, von der Egon Erwin Kisch nach einem Besuch bei May behauptete, man könne mit diesem Gerät nicht auf Steinwurfweite treffen.

An der Geschichte der Silberbüchse wird übrigens deutlich, wie May die klaffenden Widersprüche literarisch zu überbrücken versucht: in »Winnetou III« hat er das Gewehr dem geliebten Freund mit ins Grab gegeben; nun hing die Flinte als Reliquie an der Wand. Karl May korrigierte den Fehler in »Winnetous Erben« und grub das Gewehr wieder aus.

Er tut alles, um sich und der Welt zu beweisen, daß er und seine Wunschfiguren ein und dieselbe Person sind; zur Not prozessiert er gegen Zweifler. May: »Jeder Fachmann muß und wird aus meinen Werken ersehen, daß ich solche Studien unmöglich in der Studierstube gemacht haben kann. Die .Gestalten, die ich bringe, haben gelebt, oder leben noch, und sie waren meine Freunde... Ich habe jene Länder wirklich besucht und spreche die Sprache der betreffenden Völker.

Ich spreche und schreibe: französisch, englisch, italienisch, spanisch, griechisch, lateinisch, hebräisch, rumänisch, arabisch 6 Dialekte, persisch, kurdisch 2 Dialekte, chinesisch 6 Dialekte, malaiisch, Namaqua, einige Sunda-Idionie, Suaheli, hindustanisch, türkisch und die Indiandersprache der Sioux, Apachen, Komantschen, Snakes, Utahs, Kiowas, nebst dem Ketschumany 3 südamerikanische Dialekte. Lappländisch will ich nicht mitzählen.«

+

Welche Phantasie! staunt das begeisterte Lesepublikum. Daß diese vermeintlichen Fabulierer nur Zeile um Zeile ihre kleinen grauen Zellen nach außen stülpen, und zwar eben auch die, von denen sie selbst nichts wissen, ist längst nachgewiesen. Arno Schmidt hat gezeigt, wie sich Karl May in seiner Exotik einen Raum für seine (verdrängte) Homosexualität eingerichtet hat - mit dieser Grund-Topographie: zwei Hügel bilden eine tiefe enge Schlucht, in deren Mitte sich ein überwucherter, enger Zugang zu einer Quelle befindet. Schmidt: »Eine Welt, aus Hintern erbaut!« Wolf-Dieter Bach hat unter Mays Fluchtlandschaften der Rocky Mountains sowohl die schlesische Heimat als auch die infantil erlebte Leiblandschaft der Mutter entdeckt. Daß diese Strukturen auch bei dem Leser, der keinen Schlüssel besitzt, auf Resonanz trifft, darauf deutet Mays phänomenaler Erfolg hin.

Aber Mays Welten taugten auch zur Flucht aus der sozialen und politischen Realität Deutschlands um die Jahrhundertwende. Ein paar Stichworte zur Erinnerung.

Gründerzeit: Entstehung der ersten großindustriellen Konzerne. Wilhelminismus: jene ungute Kombination von' Untertanengeist und Großmannssucht. Kolonialismus, der selbstzuerkannte Anspruch der europäischen Staaten, die übrige Welt zu beherrschen und auszubeuten. Militarismus: jene säbelrasselnde Welt, in der der Mensch erst vom Leutnant aufwärts etwas galt. Kapitalismus: in dem nun der neuen Masse der Industriearbeiter ein neuer Typ Fabrikherr gegenüberstand, der einerseits mit neuen Fabrikationsmethoden die Arbeitsvorgänge zersplitterte und so den Produktionsprozeß möglichst effektiv zu organisieren versuchte, und andererseits auf einem neuen weltweiten Geldmarkt spekulierte.

Dieser Typ des »Kapitalisten« taucht in Karl Mays Romanen auf in der Verkleidung der Yankee, der Verkörperung des gewissenlosen Geldmenschen. Gegen diese Yankees werden die Indianer mit der Unterstützung durch Karl Mays Superhelden ausgestattet - solange sie sich in Maßen wehren. Es gibt aber auch böse Indianer die Menge: zusammengerottet und bewaffnet lehnen sie jede Zusammenarbeit mit den Weißen ab. Diese *Roten* bedrohen den freien Wilden Westen und werden entsprechend zur Vernunft gebracht. So vermitteln Shatterhand and friends zwischen dem Interesse der Indianer am Überleben und dem der Weißen, Eisenbahnen zu bauen oder Bodenschätze auszubeuten.

Die *Westmänner* streifen als unabhängige, freie, nur sich selbst und den bürgerlichen Werten von Freiheit, Gleichheit und persönlicher Leistung verpflichtete, anachronistische Individuen durch die Prärien, die Karl May als eine Wunschprojektion des früh-industriellen Deutschland eingerichtet hat. Deshalb konnte eine dankbare Leserfamilie dem Meister schreiben: »Seit wir ihre Werke gelesen haben, sind wir keine Sozialdemokraten mehr.« - Freilich hat die Sozialdemokratie Karl May inzwischen eingeholt.

Fallada wird zum Schreiben getrieben von dem Zwang, seine Lebenstüchtigkeit zu beweisen und die immer verweigerte Anerkennung durch seinen Vater zu suchen - und durch die Flucht vor der Sucht. Beides durchzieht als selbständige Leseebenen sein Werk. Sein Erfolg beruht darauf, daß er, in seinen besten Büchern Schilderer gesellschaftlicher Wirklichkeit der Weimarer Republik, ein zutiefst unpolitischer Autor ist. »Ein Paradies seelischer Wiedergutmachungen«, schreibt Falladas Biograph Jürgen Manthey, »kein gesellschaftliches Utopia, so sieht die Sonnenseite der Welt aus, die uns dieser Autor in seinen Romanen erstellt.«

+

Vor den Gefährdungen für und durch das gespaltene Ich (»ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt«, May) bewahren die Standards und Riten der Großschriftsteller-Existenz, in der »Villa Shatterhand« in Radebeul und in dem kleinen Landgut im Mecklenburgischen. Und die Institution Schriftstellersgattin. Ob sie sich nun, wie Falladas Frau »Suse«, zugunsten eines ungestörten Schreibbetriebs aufgibt und unterordnet oder, wie Mays Frau Emma, den Gatten in ein System gesellschaftlicher Aktivitäten und Spökenkiekereien nebst Partnertausch einbettet.

(Beide Schriftsteller heiraten übrigens ein zweites Mal. Ursula Fallada ist Alkoholikerin und Morphinistin, sie zerstört das unter unvorstellbaren Anstrengungen errichtete Kunstgebäude der bürgerlichen Existenz Falladas. Klara May legt mit der Gründung des Karl-May-Verlags den Grund für ein heute noch florierendes mittleres Verlagsimperium.)

+

In der Krise gerät der Schriftsteller ans Märchenerzählen. Bei Fallada ist der Anlaß, daß nach der Machterschleichung durch die Nazis die offizielle Anerkennung ausbleibt, und das ist alles andere als ein politischer Anlaß. Den neuen Herren zuliebe macht er mal einen Knicks in einem Vorwort ' läßt er mal eine Figur in der zweiten Auflage NSDAP wählen, versucht er sich als Bewahrer preußischer Tugenden und als Beschwörer bäuerlicher Blut-und-Boden-Romantik. Es nützt nichts: Nazi-Kritik und Propagandaministerium bleiben mißtrauisch, und künftig läßt Fallada die Finger von dem, was er kann, nämlich Beschreiben, und gerät ans Fabulieren: »Geschichten aus der Murkelei«, »Damals bei uns daheim« - Lesefutter unterm Mittelmaß, das in der Adenauerzeit fleißig in Fortsetzungen weitergedruckt wurde.

Als er nachher beginnt, von Johannes R. Becher ermuntert, sich an seiner Geschichte (»Der Trinker«) und an der Geschichte seines Landes abzuarbeiten (»Jeder stirbt für sich allein«), da ist der Autor längst vom Gift und sein Handwerkszeug durch die Platitüden ruiniert.

Mays Krise kulminiert, als er im Alter von fast 60 Jahren auf einer Orientreise die Schauplätze seiner Romane das erste Mal anders als mit der Seele sucht. Ausgerechnet auf dieser Reise durch die gut klimatisierten Luxushotels des vorderen Orient erreichen ihn niederschmetternde Botschaften: Old Shatterhand ist demaskiert, seine früheren Straftaten sind aufgedeckt worden. Der angemaßte Doktortitel, die angeblichen Weltreisen, das Vertuschen seiner Vorstrafen werden inzwischen in Deutschland in der Presse breitgetreten. Der Zwang, sich mit der eigenen, so erfolgreich verdrängten Geschichte doch noch auseinandersetzen zu müssen, stürzt ihn in einen Zusammenbruch, aus dem er als ein anderer hervorgeht.

Er löst sich von Shatterhand und Ben Nemsi, erklärt seine bisherigen Bücher zu Fingerübungen. Hat er bisher in dem Wahn gelebt, Realität zu schildern, so begreift er sich von nun an als Dichter von Fabeln und Gleichnissen und macht sich an ein neues, mystisch-mythisches Werk, in vielen Bänden »Das Märchen von Sitara«. »Ich habe mir die schwere Aufgabe gestellt, der Monograph der Menschheitsseele zu werden.« Arno Schmidt zählt diese unbewußten Botschaften vom Grund der Psyche zur unbestreitbaren Kunst und urteilt: »Auch wenn man die absolut großen Spätwerke ausklammert, bleibt nicht ein bloßes 'armes Würstchen', sondern ein förmlicher Koloß an Würstchen!«

Als seine Botschaft definiert May nun Völkerfreundschaft und den »Nachweis des langsamen, aber sicheren Entstehens einer neuen germanisch-indianischen Rasse jenseits des Atlantic, deren Prototyp Winnetou ist.« Programm für jeden. Ein paar Tage vor seinem Tod hält er einen Vortrag in Wien - Thema: »Empor ins Reich der Edelmenschen!«, bei dem in der ersten Reihe die streitbare Pazifistin Bertha von Suttner sitzt und weiter hinten, einer Überlieferung zufolge und mit geliehenen Schuhen, der verkrachte Kunststudent Adolf Hitler.

Literatur-Konkret 1981, S. 74

Karl Pawek

Das geschm□ hte Werk

Was hindert am Lesen der dreib□ ndigen □ □ sthetik des Widerstands□ inklusive Noti□ b□ cher?

WÜTEND bin ich, traurig und enttäuscht. Seit 1975, seit dem Erscheinen des ersten Bandes von Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«, versuche ich meine Mitmenschen, soweit ich sie des Lesens für fähig halte, auf dieses Buch aufmerksam zu machen. Ich tue dies nicht als Rezensent, nicht als professioneller Literaturkritiker, der - meist wider Willen - Bücher wertet und gewichtet und sich müht, seine Leser vor dem noch Schlimmeren zu bewahren, indem er das weniger Schlimme manchmal über Gebühr lobt.

Meine Hinweise auf die »Ästhetik des Widerstands« sind Mitteilungen eigener Erfahrungen, wie man Freunden einen Wein, eine Küche, ein Land empfiehlt im Wunsch, erlebte Freude, wiedergewonnenen Mut, nützliches Wissen zu teilen. Einige konnte ich dazu verführen, sich den ersten, seltener schon den zweiten Band zu kaufen. Und so stehen nun ein paar mehr der wenigen gedruckten Exemplare dieses Romans in den Bücherregalen linker Intellektueller, Lehrer, Gewerkschafter - ungelesen zumeist, wie ich weiß.

Auch half es nichts, daß ein Gert Ueding in der »FAZ« feststellte: »Gibt es das sonst noch einmal in der deutschen Literaturgeschichte, daß ein bedeutender Schriftsteller fast zehn Jahre seines Lebens einem Werk gewidmet hat, dessen Ergebnis in keinem Verhältnis zum Aufwand steht - so daß zwar ein Berg kreißte, aber was dann herauskam, tief enttäuschend war. « Ist ein gezielterer Hinweis auf die Nützlichkeit, auf die ästhetische und politische Qualität dieses Romans denkbar als diese der Angst eines Feuilletonisten entsprungene Arroganz, mit der er ein epochales Werk vom Ladentisch zu verbannen sucht. (Ähnliches geschah - es ist nicht die erste Entsprechung - in der »taz«.)

Diese liberalen Schöngeister schätzen Peter Weiss, wenn er, wie sie glauben, unpolitisch schreibt. Mit Grauen aber erfüllt sie die Ahnung ihres Schicksals, wenn sie bei Weiss lesen müssen: »Herakles aber zog Linos, dem Lehrer, der seinen Schülern weismachen wollte, die einzige Freiheit, die es gäbe, sei die Freiheit der Kunst, den Hut so hart über die Augen, daß ihm das Nasenbein brach, und als der Magister weiterhin behauptete, die Kunst sei zu allen Zeiten unabhängig von den jeweiligen Wirrnissen zu genießen, steckte er ihn kopfüber in die Jauchegrube und ertränkte ihn, zum Beweis, daß waffenlose Schöngeistigkeit einfachster Gewalt nicht standhalten kann.« Wäre die linke politische Kultur in der BRD nicht zur bauchwehleidigen Nabelschau verkommen, wüßte die Linke die verächtlichen Urteile der gar nicht so klugen Köpfe von »FAZ« und »taz« zu würdigen: sie würde das geschmähte Werk lesen.

So bleibt nach dem Erscheinen des dritten Bandes und der ergänzenden Notizbücher nur mehr zu fragen, was das Lesen der »Ästhetik des Widerstands« verhindert. Die meisten Antworten sind vordergründig, allen voran die häufigste, das Fehlen von Absätzen betreffende. Die Ursachen müssen tiefer liegen, ich vermute sie in der zunehmenden Resignation und Lethargie. Der Roman berichtet vom antifaschistischen Widerstand 1937-45 in Spanien, Paris, Stockholm, Berlin. Bildanalysen (zum Beispiel Gericaults »Floß der Medusa«), Literaturbetrachtungen (zum Beispiel Kafkas Schloß), die Beschreibung archäologischer Funde (zum Beispiel des Pergamon Altars, Angkor Wat) erweitern das Buch zu einer globalen, mehr als zweitausend Jahre umspannenden Darstellung des Kampfes von Menschen gegen ihre Unterdrücker. Es ist eine Chronik der Niederlagen, des Elends. Uns Elendige aber, die wir mit unseren eigenen Niederlagen nach 1945 auch die Hoffnung verloren zu haben scheinen, kann dies kaum neugierig machen auf die Arbeit des Lebens.

Doch versucht gerade die »Ästhetik des Widerstands« uns Kultur verfügbar zu machen für den Kampf gegen die Unterdrücker. »Ästhetische Fragen sind immer politische Fragen«, und »Hier ist die Rede von einer Ästhetik, wie sie gesucht wird mitten im Widerstand gegen die brutalste Unterdrückung«, und »Kunst steht nicht über den Klassen. Hat keinen höheren Wert an sich. Wohnt ihr aber immer eine Kraft inne, die auf dem Weg ist, sich aus der Klassenherrschaft zu befreien. Sie stellt die Schwelle dar, von der aus das Bewußtsein das gesellschaftliche Sein verändert«, notiert Peter Weiss in den Notizbüchern.

Nicht um die Kunst der Bildbetrachtung geht es ihm, wenn er über -zig Seiten den Bergmann Altar oder das »Floß der Medusa« darstellt (mit einer plastischen Genauigkeit übrigens, die von den kleinformatigen, schlecht gedruckten Schwarz-Weiß-Abbildungen in den Notzibüchern nicht annähernd erreicht wird), sondern um das Aufzeigen dieser Kraft. Denn »gerade wir, die wir von den kulturellen Werten abgeschnitten sind, die wir produzieren, doch keinen Einfluß haben auf die Verwendung der Produkte, wir haben das Recht, das künstlerische Material in Besitz zu nehmen und es, ohne Einspruch, zu verwalten. Was wir mit unserer Arbeit hergestellt haben, geht uns in dem Apparat, in dem wir leben, gleich verloren - dagegen ist nichts zu tun, solange wir diesen Apparat nicht zerschlagen haben - die Werte der Kunst aber sind uns zugänglich, wir können sie erreichen (in den Bibliotheken, den Museen), und wir müssen darauf bestehen, daß niemand sie uns vorenthält. «

Die Arbeiter im Roman, dies ist ein irritierender utopischer Zug, wissen in kaum nachvollziehbaren Gesprächen am Küchentisch um den Wert dieses Erbes. Wir aber, die Linken von heute, die zum größten Teil aus der kulturverwaltenden Klasse stammen, leugnen mit unseren Vätern die von ihnen in Auftrag gegebene Kunst. Wir verzichten damit auf Kultur als Werkzeug zur Erkenntnis und als Instrument des Eingreifens.

Mit diesem Verlust konfrontiert zu werden ist schon lästig. Lästiger noch ist die Rigorosität, mit der Weiss mit unseren politischen Übervätern und Mutterorganisationen umgeht. Was er über die verrottete Sozialdemokratie schreibt, mag noch Zustimmung finden bei den meisten Linken, seine Charakterisierung Wehners, Münzenbergs, Brechts, seine Seitenhiebe auf den Literaturbetrieb gar auf Interesse stoßen. Daß er aber kaum eine Dummheit, Borniertheit, kaum ein Verbrechen kommunistischer Funktionäre verschweigt, verstört die eine Fraktion. Daß er dennoch Kommunist ist (was zum Beispiel in den Notizbüchern bei seiner Einschätzung der Vorgänge in Vietnam und Kampuchea deutlich wird), irritiert die zweite Fraktion.

Und nicht nur revolutionären Idealisten, bunten Weltverbesserern muß aufstoßen, was Weiss (seine Zustimmung kann vorausgesetzt werden) im ersten Band Ehrenburg sagen laßt: »Falsch sei das moralisch Richtige, wenn es den sozialen und politischen Umständen nach zum Untergang verurteilt war, und das, was anfangs dem Ideal zu widersprechen schien, könnte sich, konsequent durchdacht und unterbaut, schließlich als überlegene Qualität erweisen.«

Weiss bietet keine einfachen, praktikablen Lösungen an, macht nicht billig Mut, indem er eine imaginäre Stärke der Arbeiterbewegung vorgaukelt, sondern sucht hinter allen Verletzungen, Deformierungen geschundener Menschen ihre tatsächliche unbezwingbare Kraft. Diese Suche nachzuvollziehen, einer Wirklichkeit, die immer noch komplizierter ist als vorstellbar, auf die Spur zu kommen, macht die Lektüre, fürchte ich, für die meisten von uns zu mühsam. Wenn wir von Literatur auch nicht Erbauung oder Ablenkung erwarten, so wollen wir doch Ermutigung, wenigstens Mitleiden oder Wiedererkennen angeboten bekommen. Lesen als Arbeit der Aneignung aber (ohne daß uns die Nützlichkeit für den politischen Kampf oder zur Oberwindung persönlich empfundener Probleme von vornherein einsichtig wäre) haben wir verlernt.

Gewiß, die »Ästhetik des Widerstands« ist eine Zumutung - vom Umfang her (ihre 950 Seiten entsprechen ca. 2000 heute üblichen Romanseiten), durch die Pausenlosigkeit konzentrierter Darstellung und Analyse, in der Voraussetzung an historischem Wissen und an die Bereitschaft, sich belehren zu lassen über Dinge, die einen nichts anzugehen scheinen. (Die Notizbücher machen die Lektüre nicht leichter, hilfreicher ist es, die Bücher in einer Gruppe zu lesen.) Einfacher aber läßt sich das Wissen nicht aneignen, das wir eines Tages brauchen werden, die Welt zu verändern.

»Der Kampf um dieses Buch, um seine Verbreitung und um sein Verständnis ist Klassenkampf«, schrieb Mathias Altenburg in der »Neuen«. Wut, Trauer, Enttäuschung bleiben nicht aus im Klassenkampf, aber sie sind nicht die Gefühle, die übrig bleiben, wenn die Menschen »selber mächtig werden dieses einzigen Griffs, dieser weit ausholenden und schwingenden Bewegung, mit der sie den furchtbaren Druck, der auf ihnen lastet, endlich hinwegfegen könnten«.

Literatur-Konkret 1981, S. 76

Hannelore May

Wir lesen Peter Weiss

Eine Gewerkschaftsgruppe liest und lernt gemeinsam durch die »Ästhetik des Widerstands«

Rezension

IN einer Gruppe lesen wir seit einem Jahr Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«. Wir: das sind Elfi Krapfenbauer (Krankengymnastin), Hannelore May (Ökonomin), Erika Müller (Versicherungsangestellte, Hausfrau und Mutter), Martin Vetter (Zeitungsmetteur), Lissy Wenzel (Buchhändlerin), Andrea Zoller (Erzieherin), Kurt Zoller (Masseur und med. Bademeister). Nichtakademiker und abhängig Beschäftigte also in der Mehrheit. Menschen, von deren Geschichte die »Ästhetik des Widerstands« handelt, wenn auch auf eine uns bisher unvertraute Weise.

Lissy: »Während Bücher bisher für mich die Funktion hatten, mich zu unterhalten, an meine eigenen Erfahrungen anknüpfend mich zum Weiterdenken anzuregen oder aber als Sachbücher bestimmte Informationsbedürfnisse zu befriedigen, bin ich hier ganz anders betroffen.« In den Ruf gebracht, ein Buch über Arbeiter für bürgerliche Leser zu sein, verschreckt die »Ästhetik des Widerstands« Betroffene wie uns zunächst einmal. Drei Bände, fast tausend Seiten, eine Bleiwüste mit wenigen Absätzen, keine richtige Handlung. Einzeln hätten wir uns nicht darangemacht.

Uns treibt die Lust, gemeinsam etwas Neues zu probieren, das nicht Schulung ist und doch Lernen ermöglicht. Jetzt wissen wir genauer, was wir gesucht haben. Martin: »Das ist ein Werk, das mir die Augen öffnet über 'meine' Kulturgeschichte - eine Kulturgeschichte, die parallel zu allen Befreiungsbewegungen durch die Jahrhunderte mitgewachsen ist, und immer von denen, die das Sagen haben, unterdrückt, boykottiert, mies gemacht oder verboten worden ist.«

Kurt: »Vieles, was Peter Weiss durch dieses Buch mir mitteilt, sind Inhalte neuer Art. Genau diese Verbindung von Sprache, Ausdrucksvielfalt und Ästhetik mit der konkreten Geschichte der drei Arbeiter, die sich Bildung von unten aneignen und die Ästhetik zu ihrer Sprache machen, läßt es für mich zum eigenen Anspruch werden. Die ästhetischen Kategorien sollten uns alle angehen. Es ist die Ästhetik des Widerstands gegen Unterdrückung, Kapitalherrschaft, Kunst- und Kulturherrschaft von oben. Gegen alles, was sich an Autoritäten über uns erhebt, uns bevormundet und unsere schöpferische Kraft ausplündert und unterdrückt.«

Und Elfi: »Meine persönlichen Erfahrungen mit diesem Werk stehen im engsten Zusammenhang mit der Arbeit in der Gruppe. Nach meiner langjährigen Suche nach Zugängen zu Politik, Kunst, Literatur – ich glaubte, nur schulische Formen mit Leistungsquittierung anerkennen zu können - entdecke ich mich jetzt im vertrauten Rahmen einer Gruppe, wo ich Nichtwissen eingestehen und eigene Aktivitäten entwickeln kann.«

Gemeinsames Lesen, das ist eine Entdeckung: Beim Vorlesen die eigene Stimme hören, beim Zuhören den Text über verschiedene Stimmen aufnehmen; dabei auch die Veränderungen, die der Vorlesende an den oft langen Sätzen vornimmt, indem er zum Beispiel Punkte macht und wörtliche Reden betont. So verliert das Gedruckte seine Endgültigkeit, und wir kommen mit unseren Fragen dazwischen. Bei folgender Beschreibung der Mutter eines der drei Arbeiter zum Beispiel:

»Von ihrer halbtägigen Schicht in den Telefunkenwerken am Halleschen Ufer zurückgekehrt, hatte sie sich Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Füße in eine Schüssel mit dampfendem Wasser gestellt. Anfangs nur trüb wahrzunehmen, mit zerfließenden Konturen vor dem zu sechs Rechtecken zerteilten Fenster, zeigten sich die Einzelheiten ihrer Gestalt, als wir uns zu ihr an den blankgescheuerten Tisch setzten. Vom Ansatz des grauen, in einen Knoten zurückgebundenen Haars liefen dünne Falten fächerförmig über die Stirn zur Nasenwurzel, zwischen dichten Augenbrauen. Die Nase war vorgewölbt, tiefe Kerben zogen sich von den Flügeln her an den Mundwinkeln vorbei zum Kinn, die Lippen waren schmal ... «

Lissy notiert dazu: »Unsere Diskussion ist sehr kontrovers. Ein Einwand: Die Beschreibung sei überästhetisierend, nostalgisch - gliche einer schönen Zeichnung. Andere stellen fest, daß die Beschreibung sehr genau sei und fragen, warum Peter Weiss gerade hier offensichtlich so besonders sorgfältig war. Wir verglichen die Beschreibung der Arbeiter hier mit heutigen Darstellungen. Wie werden Arbeiter, wenn überhaupt, in den Büchern, die wir sonst noch lesen beschrieben? Plötzlich fangen wir an, unsere eigenen alltäglichen Erfahrungen am Arbeitsplatz, unsere Interessen und Standpunkte zu diskutieren.

Allmählich wird es selbstverständlich, daß wir uns bei unseren wöchentlichen Treffen berichten, was wir gerade lesen und wie und warum. Wir bringen einander dazu, Volker Braun, Christa Wolf, Rosa Luxemburg, Ilja Ehrenburg, Wolfgang Abendroth u.a. zu lesen. Der Appetit kommt beim Essen. Wir werden immer hungriger. Als wir bei Peter Weiss auf die Vorgeschichte von Pergamon stießen, schlagen wir im Brockhaus nach, um eine Vorstellung von den Eroberungsfeldzügen Alexander des Großen zu bekommen. Als wir von den politischen Kämpfen in der Weimarer Republik lesen, werden arbeitsteilig Standpunkte und Daten geprüft. Der spanische Widerstandskampf bringt uns auf Romane von Enzensberger, Orwell und Ehrenburg.

Peter Weiss beschreibt Bilder der Realisten des 19. Jahrhunderts - und wir suchen Reproduktionen und prüfen die Beschreibungen. Lissy: »Ich bleibe zum ersten Mal vor einem Bilderladen stehen und denke über Motivationen von Künstlern und Käufern nach.« Kurt wünscht sich von seinem Vater zu Weihnachten Hausers Sozialgeschichte der Kunst. Wir gehen in Ausstellungen und fragen uns zum ersten Mal: Wie kommen Arbeiter vor? Sind sie klein und wichtig oder groß und einseitig - ganz Kraftprotz, Maschinenmensch oder Elende? Wollen wir so gesehen werden? Wer sah die Arbeiter so? In welchem Auftrag malte der Maler, was fügte er selbst dazu, wie lebte er?

Das Museum wird plötzlich ein Ort, an dem wir was lernen können. Kurt: »Angeregt durch die Peter-Weiss-Kulturgruppe besuchen wir zu dritt regelmäßig einmal die Woche die Gemäldegalerie in Dahlem. Wir schauen uns vier oder fünf Bilder an, statt uns von der Flut der ausgestellten Bilder erdrücken zu lassen. Wir bereiten uns auf die verschiedenen Epochen der Malerei vor, befassen uns mit den jeweiligen Künstlern, ihren Abhängigkeiten, Beziehungen ihrer Geschichte und entdecken ihre ästhetischen Widerstände gegen Herrschaft, Ideologie, Pathos und Idealisierung.«

Elfie: »Ich erinnere mich an meine Begeisterung und das Bedürfnis, aus meiner Unwissenheit herauszukommen, und mehr über die Malerei jener Zeit zu erfahren. So saß ich ein paar Tage nach meinem Dahlem-Besuch - zu meinem Erstaunen - im Schloßpark, blätterte in der Bibel und suchte nach den Geschichten, die ich auf den Bildern abgebildet gesehen hatte.« (Literaturtip dazu: Michael Baxandall: Die Wirklichkeit der Bilder. Syndikat-Verlag.)

Wir gehen zu Horst Jäckel, Betriebsrat bei AEG, und er zeigt uns alle seine Bilder. Erzählt, wann er sie malte und wofür und wo sie ausgestellt waren. Unsere eigenen Maßstäbe an Kunst sind unser schwierigstes Thema. Wir wollen sie politisch - aber nicht beschränkt auf Agitationskunst. Wir verlangen einen Standpunkt des Künstlers - aber die Themen darf keiner verordnen. Wir wollen »progressive« Kunst - wenden uns aber gegen Verbote von Kunstrichtungen.

Was bewirkt Kunst? Ein Beispiel ist die Ausstellung von Picassos Guernica-Bild bei der Weltausstellung 1937. Das internationale Ansehen des Künstlers und seine provozierende Malweise machten die Bombardierung der kleinen spanischen Stadt »berühmt«. Während der Ausstellung soll ein deutscher Soldat gefragt haben: »Haben Sie das gemacht?« Picasso: »Nein, Siel«

Wieso interessiert ihr euch so sehr für Kunst? - werden wir auf der Volksuni gefragt, wo wir Pfingsten 81 unser Projekt vorstellten. Schließlich wird euch bei Peter Weiss die höhere Kunst geboten und nicht das, was von Arbeitern gemacht ist. Was nützt euch das? Es ist schwer, die Fragen zu beantworten. Es ist richtig, wir haben unverhältnismäßig viel über unsere Kunsteroberungen erzählt und weniger von unseren Forschungen über die Arbeitergeschichtsschreibung. Wir antworten verteidigend: Anderen mag das alles selbstverständlich und bekannt sein, aber für uns eröffnete sich viel Neues in dieser Kunst- und Kulturgeschichte. Wir empfanden auch Argwohn und Wut gegen diese Fragen. Warum sollen wir uns nicht für Kunst interessieren? Soll die hohe Kunst oben bleiben? - In diesen Fragen liegt der gleiche Standpunkt, gegen den die drei Arbeiter ihre Widerstandsästhetik entwickeln: Der Von-oben-herab-Standpunkt oder: »Schuster bleib bei deinen Leisten«,

Von Peter Weiss lernen wir, daß Bindung von Kunst und Herrschaft eine mehrtausendjährige Unterdrückungsgeschichte war, die zu erforschen für uns ein Stück Befreiung wird. Herrschende ordnen die Kunst in Denkmälern und Museen so an, daß wir uns darein finden (oder draußen bleiben müssen). Auflösen aber können wir diese unheilige Allianz nicht durch Abwenden oder Abschaffen, sondern, indem wir diese ganze Geschichte in ihre Teile zerlegen und Kunst, Kultur und Politik nach unseren Interessen und Bedürfnissen verbinden. Ein Beispiel dafür ist wie in der »Ästhetik des Widerstands« Kafkas »Das Schloß« und Neukrantz': »Barrikaden am Wedding« auf Gemeinsamkeiten untersucht werden.

»In der Realismusdebatte war Kafka als dekadent abgefertigt worden. Doch damit hatte man sich verschlossen vor seinem gesteigerten Wirklichkeitsbild, in dem der Mangel an Aufruhr, das emsige Kreisen um Nichtigkeiten, das schauerliche Fehlen von Einsichten uns vor die Frage stellten, warum wir denn selber immer noch nicht eingegriffen hatten, um die Mißstände ein für alle Mal zu beseitigen. Was in Kafkas Buch zu lesen war, versetzte mich nicht in Hoffnungslosigkeit, sondern beschämte mich.«

Wir lesen nach bei Kafka. »Das Schloß«, als ein »Proletarierroman« (Weiss) ist für uns lesbar. Kurt: »Der Schlüssel zu dem sinnbildlichen Schloß ist in dem Kampfbuch von Neukrantz: »Die Barrikaden am Wedding«, Auflehnung und Widerstand. Das Herumkreisen, Stillhalten, Leiderdulden unterhalb des Schlosses bei den Menschen im Dorf wird im Wedding zur Kampfhandlung gegen die Schloßbesitzer.«

Die Auseinandersetzung mit Kunst und Politik bringt uns zu völlig neuen Aktionen: Auf der »Volksuni« verteidigen wir unsere Lesart. Wir mischen uns ein in eine Diskussion in »Zitty«, wo es heißt, dies sei kein Buch für Arbeiter. Entweder man sei kein richtiger oder man verstehe es nicht richtig oder aber man Sehe Peter Weiss auf den Leim, den Leim vom Traum einer selbstbewußten Arbeiterkultur.

Wir prüfen den Standpunkt der Fragenden und finden vor allem Soziologen und Politologen, die sich ihr Bild von »dem Arbeiter« gemacht haben. Buchhändlerin - naja, Masseur schon eher, Metteur - sehr gut. Wir geraten ins Grübeln und bezweifeln den Nutzen unserer Antworten. Auf welche Theorien lassen wir uns da ein.? Sollen die uns sagen, was ein

richtiger Arbeiter ist? Andererseits wollen wir aber auch nicht so tun, als wäre es selbstverständlich, daß Arbeiterinnen und Arbeiter diesen Roman lesen.

Ein Germanistikprofessor begeistert sich auf der »Volksuni« für uns, weil wir - wenngleich seltene Ausnahmen - Wunschleser des Autors seien. Was bedeutet dies nun wieder? Eben noch will man nicht glauben, daß wir sowas lesen - jetzt sind wir als seltene Pflanzen besondere Anerkennung wert. Erika sagt gleich nach der Veranstaltung: »Wir müssen jetzt verdammt aufpassen, daß andere uns nicht unsere Sache aus der Hand nehmen.«

Und immer wieder werden wir gefragt: Was nützt euch das? Könnt ihr das im Betrieb brauchen? - Was heißt das, »im Betrieb brauchen«? Wir können natürlich keine Lohnforderungen ableiten, falls das gemeint ist. Aber: Wir haben etwas gefunden, was uns nützt und die Grenzen, in denen andere uns definieren und halten und die Grenzen, in denen wir selbst uns genügen, zu überschreiten. »Und das alles macht noch einen ungeheuren Spaß!« (Kurt).

Vielleicht ist das der Grund dafür, daß wir uns die Frage, wo denn die Emotionalität bei Peter Weiss ist, nie gestellt haben. Wir hatten sie. Sonst hätten wir uns nicht auf den Weg gemacht.

Selber lesen macht schlau, wobei wir nichts Besonderes sein wollen. Wir begreifen uns als Volksuni-Projekt und sind an Verbreitung interessiert. Und an Anregungen und Tips. Wir wollen eine Dia-Serie erstellen, wir wollen Kulturreisen machen, wir könnten ein Widerstandskultur-Info machen...

(Hannelore May/bei Herrgott, Fredericiastr. 8, 1000 B 19, Erika Müller, Eisenachstr. 48a, 1000 B 62, Lissy Wenzel, Akazienstr. 21, 1000 B 62)

Literatur-Konkret 1981, S. 78

Lothar Baier

Die Wurzeln unserer Depression

Michael Schneider: »Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke. Aspekte des Kulturzerfalls in den siebziger Jahren«, Sammlung Luchterhand, 16,80 Mark

Rezension

»Wir sind konservativ geworden - aber revolutionär geblieben!«, verkündete neulich der Trikont Verlag, als er seine Metamorphose in den »Janus«-Verlag bekanntgab: Nicht einmal der Name sollte an die verruchten alten Zeiten erinnern, da die berühmten drei Kontinente noch nicht im Feuer mystischer Erleuchtung verglüht waren. Erst recht soll sich niemand mehr an die Epoche erinnern, in der die »konservative Revolution« von faschistischen Denkern aus der Taufe gehoben wurde. Die Geschichte, falls es sie jemals gegeben hat, beginnt irgendwo um 1968 herum und hat die Bestimmung, von ihren Zeitgenossen liquidiert zu werden, damit endlich die ersehnte posthistoire anbrechen kann.

Michael Schneiders Essays fallen aus diesem Rahmen linker Selbstkritik vor allem deshalb heraus, weil sie sowohl die Selbstkritik als auch ihren Anlaß in eine Geschichte hineinstellen, die nicht erst am 2. Juni 1967 einsetzt, ja weiter zurückreicht als 1945. Die grassierende, von Schneider an literarischen Beispielen reichlich belegte Endzeitstimmung, die sich als angemessene Reaktion auf die geschichtliche Lage versteht, erscheint auf einmal als Produkt einer ganz anderen, unbegriffenen und daher umso zählebigeren Geschichte.

»Es ist als ob schon früh ein Geschoß den Lebensnerv dieser Generation getroffen habe, eine Art Wandergeschoß, das im Laufe der Zeit alle ihre gesellschaftlichen Organe - ihre Tatkraft, ihren Willen, ihre Courage, ihr Hoffnungsvermögen, ihre utopische Phantasie und damit auch ihre Fähigkeit zur kreativen Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse - gelähmt hat; ein Geschoß, das offenbar noch aus der Waffenkammer der Kriegsgeneration stammt.«

War es also doch nicht so sehr die »heruntergekommene marxistische Theorie«, die uns sterilisiert hat, wie es in einem der ersten Abrechnungsbücher, Karin Strucks »Klassenliebe« heißt? Bei der Analyse der Väter-Literatur, die in den letzten Jahren den Buchmarkt überschwemmte, ist Michael Schneider auf Symptome einer merkwürdigen Gefühlsverfassung bei den Töchtern und Söhnen der Nazi- und Kriegsteilnehmerväter gestoßen. Während sie nach außen hin die Lebensweise verwarfen, die ihre in die verfluchte Vergangenheit verstrickten Eltern repräsentierten, und in sich selbst alles bekämpften, was sie an die Herkunft aus dieser negierten Welt erinnerte, wurde der verwaiste Platz der Gefühle zur Besetzung durch neue Ideale freigegeben: Die plötzliche Vorliebe für die »tapferen Mädel und starken Genossen« der proletarisch-revolutionären Literatur etwa erklärt sich sicher nicht aus deren unwiderstehlicher Oberzeugungskraft; wir wollten sie gern überzeugend finden. Als dann der Wille allein nicht mehr half, kehrte sich die enttäuschte Liebe in Verachtung um mit den bekannten Folgen.

Warum aber endete die Zuwendung zu der eigenen Herkunft, wie sie sich in der Väter-Literatur dokumentiert, ebenso in einem emotionalen Fiasko? Weshalb kam bei der Auseinandersetzung mit dem Erbe statt der erhofften Befreiung nur neue Melancholie heraus? Weil das, was von dem Erbe übrigblieb, lautet Schneiders Antwort grob vereinfacht, nur noch zum Heulen war.

»Es hat jedenfalls den Anschein«, formuliert er mit spekulativer Vorsicht, »als ob das durch Faschismus und Krieg angeschlagene, latent depressive Lebensgefühl der Vätergeneration auf die nachfolgende gleichsam verschoben und in ihr erst manifest geworden ist.«

Daß das nicht ein bloßer Einfall ist, sondern eine zwingend plausible Hypothese, macht das Kapitel deutlich, in dem sich Schneider mit jener Geschichte auseinandersetzt, die die gegenwärtigen Katastrophensprachen überraschend lesbar macht; lesbar werden sie aber erst dadurch, daß Hitler-Faschismus, Krieg und Auschwitz in einen zusammenhängenden Text gebracht werden.

Der Aufsatz »Holocaust und Hitler. Versuch über den noch immer unbegriffenen Alptraum der Nation« ist für mich nicht nur das Hauptstück dieses Bandes, sondern die gescheiteste und überzeugendste mir bekannte kurzgefaßte Analyse der Hitlerschen Politik überhaupt. Da wird nicht, wie es zur Zeit Mode ist, über einen Faschismus vom Hörensagen geredet, dessen Faszinationskraft an Riefenstahl-Filmen abzulesen sei; wenn Schneider vom »Faszinosum Hitler« spricht, dann anhand von Geschichtskenntnis und vor allem von Hitlers Texten selbst, aus denen er rekonstruiert, was die spezifische, durch seine Person repräsentierte, begrifflich kaum aufzulösende und eben dadurch subjektiv wirksame Eigenart von Hitlers Politikverständnis ausmacht.

Der psychologisch beschlagene Schneider verfällt dabei aber nicht dem Tick der Hitler-Psychologie, die Welt auf den Projektionsraum von Hitlers Phantasmen zu reduzieren; die Interessen von Krupp und I.G. Farben bleiben als treibende Kräfte immer präsent. Allerdings verlieren sie ihren Charakter als letzten Endes allein ausschlaggebende Faktoren. An

Auschwitz scheitert jede politökonomische Faschismustheorie - es sei denn, sie läßt Auschwitz an der Theorie scheitern, wie es die marxistische Sekte der Bordigisten vorexerziert, die Auschwitz in trauter Eintracht mit den Neonazis zur Legende erklärt.

Was Michael Schneider freilegt, ist eine Art Ökonomie von Hitlers antisemitischem Trauma, die mit ihren von Erfolg und Kriegsverlauf beeinflußten Schwankungen die Vernichtung der Juden genauer datierbar macht. Zwischen dem steckengebliebenen Rußlandfeldzug und dem Befehl zur »Endlösung« sieht Schneider einen Zusammenhang, aber nicht nach der Manier Sebastian Haffners, der Hitler aus Verzweiflung über den militärischen Mißerfolg schlicht durchdrehen läßt; er beschreibt den Entschluß zum Genozid vielmehr als ein Produkt aus Paranoia *und* Kalkül:

Da Hitler vom Anfang seiner politischen Karriere an von dem Gedanken besessen war, daß die Niederlage von 1918 auf das Konto des »jüdischen Dolchstoßes« ging, erschien ihm die präventive Ausrottung aller europäischen Juden als letzte Möglichkeit, Deutschland ein zweites 1918 zu ersparen. Wäre die unsere Väter traumatisierende Komplizenschaft nicht vielleicht darin zu suchen, daß sie alle, Nazis oder nicht, Hitlers Überzeugung teilten, es gäbe keine schlimmere Schande als die »Schande von Versailles«, und es sei jedes Mittel recht, um ihre Wiederholung zu verhindern? Daß er zum weiteren Fragenstellen auffordert, scheint mir das Beispielhafte dieses Hitler-Essays zu sein.

Bei der Lektüre anderer Beiträge des Bandes habe ich mich manchmal ein wenig bang gefragt, wo man heute die Entschiedenheit kaufen kann, mit der Michael Schneider zerlegt und urteilt.

Literatur-Konkret 1981, S. 80

Annette Garbrecht

Astrologische Hellsichtigkeit

Doris Lessing: »Anweisung für einen Abstieg in die Hölle«, aus dem Englischen von Iris Wagner, S. Fischer Verlag, 28 Mark

Rezension

Es gibt Bücher, bei denen man, gefragt, as man denn gerade lese, nicht den Titel nennt, sondern sagt: Ich lese Heine, ich lese Brecht oder: Ich lese Simone de Beauvoir.

Ich lese Doris Lessing. Ich lese Doris Lessing seit dem »Goldenen Notizbuch« -

dem Frauenbuch ohne -ismus. Danach sofort:»Hunger«, die Geschichte eines schwarzen Jungen aus dem Kraal, der in den falschen Verlockungen der weißen Zivilisation umkommt. Dann die Erzählungen:»Der Mann, der auf und davon ging«, die »Memoiren einer Überlebenden« und »Afrikanische Tragödie«.

Doris Lessing, geboren 1919 in Persien, aufgewachsen in Rhodesien, lebt seitdem in England, zeitweilig Mitglied und sehr aktiv in der englischen KP, Schriftstellerin seit 1950, immer mal wieder nobelpreisverdächtig. Und nun dieses: »Anweisung für einen Abstieg zur Hölle«. 1971 geschrieben, jetzt von Iris Wagner neu übersetzt.

Ein unsägliches Buch: Ein Professor für Altphilologie wird mit offensichtlichen Verwirrtheitszuständen in die Psychiatrie eingeliefert. Während man sich dort mit den bekannten Methoden - Gespräche, Psychopharmaka, Schwestern-Wir-Ton - bemüht, seinem Alltagsgedächtnis auf die Sprünge zu helfen, kreist er in seinem inneren Bewußtseinsstrom auf einem Floß durch die Weltmeere. Außen Schlaf- und Gesprächstherapie, innen Leben auf einer Nirgendwo-Insel, Warten auf einen »Kristall«, der bei seinem Erscheinen das Erlebnis einer neuen »Seinsstufe« bringt, neue sinnliche Wahrnehmungen, neue Erkenntnisse vom Rande des Weltalls aus. Briefe von Frau und Freunden setzen Stück für Stück die Vor-Identität dieses seltsamen Menschen zusammen:

Professor Watkins führte bisher ein statistik-gemäßes bürgerliches Leben. Gelegentliche Einbrüche in Form plötzlich auftretenden Stotterns und eine fremd anmutende Gefühlskälte in Extremsituationen bekommen ihren Sinn nachträglich durch den Total-Einbruch: den Gedächtnisverlust. Doch so abrupt, wie er weggetreten ist, kommt er auch wieder: Die Elektroschockbehandlung, die - ihm zunächst aufgedrängt - er am Ende explizit wünscht, macht aus ihm wieder den »alten«: Er verbringt »Familienwochenenden in Cambridge«, nimmt »liebenswürdige Einladungen an«, hatte eben nur »diese Kran heit«.

Wie gesagt, als einzelnes gelesen, ist das Buch unerträglich: Eine Mischung aus Krieg-der-Sterne-Weltraum-Schwebebilder, klischeehafter Psychiatrie-Kritik, langatmigen Landschaftsbildern, ungenauen und unsensiblen Personen- und Gefühlsbeschreibungen. Ein Beispiel: Professor Watkins erinnert sich an seine Zeit in Jugoslawien bei den Partisanen: »Innerhalb jener allgemeinen Liebe liebten das Partisanenmädchen und ich einander.« Abgesehen davon, daß die Formulierung »Das Partisanenmädchen« eher an die Austauschbarkeit von Spind-Girls erinnert, geht es auch im gesamten Kontext gar nicht um die Individualität dieser Person, sondern um sie im Rahmen irgendwelcher Bedeutungsmuster.

Und wenn der Herr Professor Watkins im Weltall »liegt« und mit astrologischer Hellsichtigkeit wahrnimmt: »das Flackern einer Oszillation in einem grandiosen Spinngewebe geordneter Oszillationen und Zitterbewegungen« und: »Die Menschheit und das Leben der Säugetiere und das Vogelleben und das Reptilienleben und das Insektenleben - sie alle waren Variationen desselben bißchen Kruste auf diesem Erdballe-Stäubchen, Mikroben« - dann halte ich nur durch, weil ich Doris Lessing lese, und frage mich, wieso sie einen solchen Fremdling schreiben konnte, in dem mythische Welterklärungsmuster angeboten werden und von Wellenlängen, Seinsstufen, galaktischem Erkennen gesprochen wird.

Ist es das angehäufte Wissen, das Schon-soviel-erlebt-und-gelebt-Haben, eine Art Kapitulation vor so viel Unerklärbarem, die wahnsinnige Logik der Rationalität? Eine Logik, die für Tagträume, déjà-vus, ein Verwundern, das unauflösbar bleibt, Bewußtseinsmomente, die sich jeder Nachfrage verweigern, nur ein Achselzucken hat?

Ich spüre in dem, was in den Zwischentönen dieser Geschichte anklingt, etwas Bekanntes:

Eine gewisse Langeweile, Betretenheit, Müdigkeit, zu schnelles Sattsein bei Sätzen wie:»Depressionen sind nach innen gerichtete Aggressionen. - Der militärisch-industrielle Komplex ist der Motor der kapitalistischen Politikbewegung. - Der Tod wird in unserer Gesellschaft verdrängt.« Mit solchen Sätzen lebt man - auch.

Daneben: Röntgenartig sehe ich bei einer Zufallsbegegnung die Lebensgeschichte und den Gefühlsirrgarten eines Menschen vor mir. Oder: Ich weiß, Bilderfolgen auf ein Sekundenmaß reduzierend, welchen Verlauf eine bestimmte »Beziehungskiste« nehmen wird, sehe zum Beispiel auf einem Fest Menschen plötzlich zu einem Holzschnitt in einem Geschichtsbuch erstarren.

Wie sind solche Erfahrungen formulierbar? Der Verstand hat sehr schnell die Begriffe »Projektion« »Irrationalismus « »Parapsychologie« bereit. Das Kästchen ist gefunden, das Ferment der Erfahrung schwelt weiter.

Das einzige Medium, in dem diese aus der Alltags- und Wissenschaftsrationalität ausgeschlossenen Erfahrungen, Gefühle und Einsichten Sprache werden können, ist die Literatur. Hier kommt man ohne begriffliche Erklärungsmuster aus. Aber: wenn eine Theorie das Konstruktionsraster für Romanfiguren ist, egal ob wissenschaftlicher Sozialismus oder - wie bei Doris Lessing - die Astrologie, bleiben diese literarischen Kopfgeburten Totgeburten und sind schnarchlangweilig. Dann gewinnen die Personen ihre Konturen nicht durch genaue Beschreibungen, sondern nur dadurch, daß sie Beispiel für etwas sein sollen. Dann werden sie so unlebendig wie Professor Watkins, das Partisanenmädchen und alle anderen »in der Hölle.«

Glücklicherweise hat die unermüdliche Doris Lessing-Übersetzerin Iris Wagner nach diesem Buch nicht resigniert: Im Herbst erscheint das erste Buch der Pentalogie: »Kinder der Gewalt« - laut Börsenblatt ein Buch, in dem »die Fähigkeit Doris Lessings voll zum Tragen kommt, ihre Leser zur Selbstreflexion und zur Selbsterkenntnis zu bringen. « Abwarten.

Literatur-Konkret 1981, S. 81

Dagmar Ploetz

Kleinbürgerliches Trauerspiel

Gabriel Garcia Márquez: »Chronik eines angekündigten Todes«, Deutsch von Kurt Meyer Clason, Kiepenheuer & Witsch, 19,80 Mark

Rezension

Fast gleichzeitig in Lateinamerika und bei A uns erscheint, Vorschußlorbeer umrankt, der neue Roman von Gabriel Garcia Márquez, ein schmaler Band, die »Chronik eines angekündigten Todes«.

Seit seinem Welterfolg »Hundert Jahre Einsamkeit« (25 Sprachen und Millionenauflagen) gehört der Kolumbianer Garcia Márquez, Jahrgang 28, zu den Anwärtern auf den Nobelpreis für Literatur. Wichtiger ist, daß er mit »Hundert Jahre Einsamkeit« so etwas wie ein Nationalepos für einen halben Kontinent, für ganz Lateinamerika geschaffen hat. Dieser von Geschichte und Geschichten, von Mythen und kruder Realität erfüllte Roman hat zu der kulturellen und damit auch historischen Selbstfindung des Lateinamerikaners beigetragen, in ihm erkannte er sich wieder, in ihm konnte er sich seiner Herkunft und seiner möglichen Zukunft bewußt werden.

Die »Chronik eines angekündigten Todes« wirkt dagegen auf den ersten Blick wie ein (klein-)bürgerliches Trauerspiel: Bayardo San Román, ein reicher Junggeselle, der eines Tages im engsitzenden Lederhabit dem Flußdampfer entstiegen war, wirbt um Angela Vicario, eine etwas beschränkte Kleinstadtschönheit. Die Hochzeit wird in Saus und Rausch gefeiert. Doch bevor noch die letzten Gäste heimgefunden haben, wird die frisch Getraute ins Elternhaus zurückexpediert. Bayardo San Román ist in seinem Mannesstolz, also im Mark getroffen: Die Braut war keine virgo intacta.

Den Namen des angeblichen Jungfrauenschänders prügelt Angelas Mutter aus ihr heraus. Der junge Santiago Nassar, sensibel und wohlbetucht, soll es gewesen sein. Die Schuld muß gesühnt, die Ehre wieder hergestellt werden, wie das Ritual es befiehlt. Und Angelas Brüder, die Zwillinge Pedro und Pablo, machen sich mit ihren Schlachtermessern auf den Weg.

Der Erzähler rekonstruiert nach 27 Jahren aus Zeugenaussagen die Folgen dieser unglückseligen Hochzeit (es soll sich um eine wahre Begebenheit aus dem Bekanntenkreis der Familie Márquez handeln. Und Mutter Márquez hatte ihrem Sohn das Versprechen abgenommen, nicht eher darüber zu schreiben, als bis die Hauptbeteiligten verstorben wären).

Garcia Márquez interessieren weniger die Vorgeschichte und die Nachgeschichte dieses Todes als die kurze Spanne vom Aufbruch der Rächer bis zum Zusammentreffen mit ihrem Opfer, nur ein paar Stunden zwischen Morgengrauen und hellem Tag. Die Zwillinge erzählen jedem der es hören will, daß sie angetreten sind, Santiago Nassar zu töten. Fast scheinen sie darauf zu warten, daß jemand sie an ihrem Vorhaben hindert. Doch es bleibt bei einigen halbherzigen Versuchen, und alles nimmt seinen vorgezeichneten Lauf.

Garcia Márquez schreibt ein Drama der Passivität. Die ethischen Kategorien des bürgerlichen Trauerspiels - der freie Wille und das moralische Gewissen - können hier gerade nicht wirksam werden. Denn über allem steht wie ein Fatum das erstarrte Normensystem dieser machistisch geprägten Gemeinschaft. Die Menschen handeln nicht, sondern werden getrieben von einem Ehrenkodex, in dem sich kleinbürgerliche Moralvorstellungen mit archaischen Ritualhandlungen vermengen.

Dem entspricht literarisch die Mischung aus Trivialroman und Tragödie, die Garcia Márquez, durch Distanz verfremdend, präsentiert. Der Leser wird einem Wechselbad der Zeiten ausgesetzt, das genau dosiert und temperiert ist. Der Autor stellt Gegenwärtigkeit und sinnliche Nähe her, um dann den Leser abrupt in die Ferne zu rücken, ihn aus der Identifikation in die abwägende Haltung derer zu stoßen, die anhand von Zeugenaussagen Varianten einer schon geschichtlich denen Wahrheit prüfen.

»Die Pflicht jedes revolutionären Schriftstellers ist, gut zu schreiben.« Recht so. Derselbe Autor aber hatte immerhin auch geschworen, so lange keine Literatur mehr zu produzieren, bis Pinochet gestürzt wäre. Tatsächlich widmete er sich auch einige Jahre ausschließlich dem politischen Journalismus. Er hat über die Revolution in Angola und über die in Nicaragua geschrieben. Aber die Pinochets haben sich in Lateinamerika ausgebreitet, und angesichts dieser Situation ist Garcia Márquez vermutlich zu der Überzeugung gelangt, daß man ihnen nicht auf Dauer die Literatur, in der auch die Utopie eines menschenwürdigen Lebens aufbewahrt ist, opfern darf.

Die »Chronik eines angekündigten Todes« kann man auch lesen als Gegenstück zu Garcia Márquez' Diktatoren-Epos »Der Herbst des Patriarchen«. Hier geht es nicht um den legendenumwobenen Tyrannen, hier geht es um das Volk, um Unmündigkeit und Passivität, die der Selbstbestimmung im Weg stehen. Es geht um die Schuld einer Gemeinschaft, die letztlich nicht glauben will, daß das mehrfach angekündigte Verbrechen tatsächlich stattfinden wird, und sich dann doch voller Spannung - wie auch der Leser - am Schauplatz einfindet, um schaudernd mitzuerleben, wie die Tat vollbracht wird.

Literatur-Konkret 1981, S. 83

Till Bruttel, Chup Freimert

Tote dr□ ngen ins Buch

Nico Rost: □ Goethe in Dachau□ , Konkret Literatur Verlag, circa 30 Mark

Rezension

Nico Rost, Journalist, Kritiker, Essayist und Übersetzer deutscher Literatur ins Holländische wird 45jährig von den Nazis ins KZ Dachau eingesperrt. Dort schreibt er vom 10.6.1944 bis 29.4.1945 eine Art Tagebuch. Der Terror in den Konzentrationslagern und die Todesangst werden kaum beschrieben, sondern wie man sie überlebt. Überleben mit deutscher Literatur: Goethe - eben - in Dachau.

Rosts Arbeit über Literatur ist kein Versuch zu beweisen, daß das Überleben besonders gut mit Literatur bewältigt werden könnte. Er übt seinen Beruf aus, seine Besonderheit. Andere tun in ihrer Besonderheit dasselbe: Lagerelektriker, indem sie mit ihren Mitteln dem illegalen Lagerkomitee helfen, Ärzte, die Kranke pflegen etc.

»... warum ich dieses Tagebuch so schreibe, daß es nämlich ein Mittel ist, um meine Gedanken und meine Energie auf die Literatur zu konzentrieren - immer wieder, möglichst jeden Tag aufs neue -, um gerade dadurch nicht immer an Edith, an Tyl oder an mich selbst zu denken, nicht an Essen, Ungeziefer, Appell und so weiter... Ich müßte ja dann immer wieder über meine Hoffnungen und meine Wünsche, über meine Sorgen und mein Elend sprechen, aber ich will mich doch gerade disziplinieren, Herr bleiben über die gesamte hiesige Materie, das heißt die Materie der SS, einer Brotkruste und der Wassersuppe, der Läuse und der Flöhe... Eine Flucht in die Literatur? Ich kann das nicht so genau analysieren, aber eines weiß ich: daß ich dadurch niemals die Wirklichkeit vergesse. Dafür sorgt sie übrigens auch selbst ... «

Die jeweiligen Besonderheiten, das Lagerleben zu überstehen, sind einer allgemeinen Kontrolle und somit Unterstützung ausgesetzt. Ohne die Hilfe von Mithäftlingen, die Papier »erjagten«, ohne den Schutz der Krankenstubenaufseher, die vor der ankommenden SS warnen, ohne die heimliche Weitergabe von Büchern wäre ein solches Arbeiten undenkbar. Mithäftlinge sind in Diskussionen einbezogen: In kleineren, sogar wechselnden Gruppen werden Aufgaben übernommen, Vorträge gehalten.

Jeder bringt seine besonderen Kenntnisse ein. Pfarrer die progressive Sicht der Kirchengeschichte, Literaturspezialisten stellen Werke zur Debatte, Literaturlisten zu einzelnen Themen werden aus dem Kopf aufgeschrieben. Somit ist das Tagebuch keine private Notiz. Es zeichnet verschiedene Arten, in denen KZ-Häftlinge das Leben bewältigen. Von Mithäftlingen wird gelernt, sie halten sich gegenseitig fest. Die verschiedenen Bewältigungsversuche sind funktionell gleich, sind gleiche Lebensform.

Rost zeigt diese Verhältnisse der Häftlinge als produktive. Jeder umgebrachte Gefangene treibt von neuem zu Überlegungen: was ist sein je besonderes Vermächtnis, das Überlebende und Nachlebende unbedingt bewahren und praktizieren müssen. Diese Lehren sind, mit wenigen Worten gesagt, oft spröde.

Das Unbekannte, also Neue bei Nico Rost ist: Er zeigt eine Antwort auf meine Frage: Hätte ich im Konzentrationslager mit Anstand leben (- ein seltsamer Ausdruck!) - und überleben können. Bisher war die Antwort immer unklar, die Vorstellung, wahrscheinlich nicht überleben zu können, war selbstverständlich. Rost gibt eine andere Antwort. Er schreibt über Alltag und die Art, ihn zu bewältigen. Alle müssen eine Form der Lebensbewältigung neu erfinden, erarbeiten.

Seine Härte bezieht der Vorgang aus dem Terror der Konzentrationslager, aus der notwendigen Selbstüberwindung, aus der fehlenden Vorbereitung durch die Erziehung (muß sie darauf vorbereiten?) und aus dem Selbst-einrichten-Müssen. Dabei geht es nicht ab mit individuellen Entschlüssen. Entschlüsse müssen eingepaßt werden in gemeinschaftliche Regelungen.

Konnte ein Mit-Häftling die Lebensbewältigung eines anderen nicht ertragen, ist sie impraktikabel, also unzulässig. Alle tragenden Bewältigungen sind Solidarbeziehungen, Grundlage ist gemeinschaftliche Duldung und gemeinschaftlicher Konsens. Die Gemeinschaftlichkeit selbst ist ein Widerstandsakt, kommt als Einigung zustande, ist Resultat von Auseinandersetzung.

Deswegen versucht die SS allen Kontakt zu kontrollieren und zu unterbinden. Sie schürt im Gegenzug Differenzierung und Vorurteil. Ihre Helfer unter den Häftlingen versuchen, die Einigung zu unterbinden, zu verraten. Sie verschaffen sich dadurch Vorurteile, ihre Überlebenschancen steigen scheinbar, weil die SS sie braucht. Privatisierung des Überlebensversuchs ist der Inhalt des Vorgangs, »Jeder für sich und nur Gott ist für alle« sein Wahlspruch.

Rosts Arbeit am Tagebuch und an der Literatur erfordert seine ganze Anstrengung und Konzentration. Die Toten drängen ins Buch, werden mit Mühe »nur« konstatiert. Das fast gewaltsame »Nicht-ins-Bewußtsein-kommen-Lassen« der Toten ist grundsätzlich unterschieden vom Nominalismus der Nazis. Ihre systematische Ordnung gilt den Toten, der Irrsinn peinlich genau geführter Totenlisten mit Todesursache suggeriert unterschiedliche Ursachen und impliziert eine absurde Schuldabweisung. Beabsichtigt ist der Satz-. Was kann ich für den Typhus, der im Lager ausgebrochen ist?

Die Arbeit an der deutschen Literatur und Geschichte ist Rosts Anstrengung, keinem Nationalismus anzuhängen, sondern seinen Internationalismus zu erhalten und zu praktizieren. Das erfordert Widerstand gegen manche seiner Landsleute und Unterstützung auch durch deutsche Häftlinge. Das Tagebuch entsteht: Eine Weltsicht, die aus vielen Bereichen Teile des Widerstandskampfes gegen die Unterdrückung zusammenfügt und selbst ein solches Teil ist.

Literatur-Konkret 1981, S. 84

Stephan Reinhardt

Eine deutsche Familie

Josef Ippers: »Killians Zeiten«, Hoffmann & Campe, 36 Mark

Rezension

Es ist das Verdienst der »Werkkreise Literatur der Arbeitswelt«, seit einem Jahrzehnt in einer Reihe von Städten Angestellte und Arbeiter zusammenzuführen, die aus Betroffenheit über ihre Erfahrungen am Arbeitsplatz zur Feder gegriffen haben und greifen. Daß die Qualität dieser Reportagen, Erzählungen und Romane dabei mit ästhetischen Maßstäben kollidiert, kann kaum verwundern, kommt es dieser Gebrauchs- und Identifikationsliteratur doch zuerst auf Inhalte an, auf Öffentlichkeit durch Erfahrungsberichte, die Licht in jene gesellschaftlichen Bereiche tragen, in denen Hierarchie statt Demokratie herrscht: hinter den Fabriktoren. Darüberhinaus spricht für die Werkkreise, daß sie im Vor- und Grenzfeld der Literatur eine Plattform bilden, auf der die Möglichkeiten von Literatur durch literarisches Probehandeln erfahrbar werden.

Und daß dabei Literatur herauskommen kann, zeigt wieder einmal ein Roman wie »Killians Zeiten« von Josef Ippers. Josef Ippers, Jahrgang 1932, hat ein bewegtes Leben hinter sich: Er erlernte den Beruf des Schriftsetzers, war danach in verschiedenen Branchen als Hilfsarbeiter beschäftigt, zwischendurch Seemann, dann kaufmännischer Angestellter in Schiffahrt, Spedition und Lagerung und lebt heute als Versicherungsinspektor in Neuss bei Düsseldorf. Und vieles von dem, was er bei seinen Jobs an Erfahrungen gesammelt hat, ist seinem Roman zugute gekommen, in ihn eingegangen als erfahrungsgesättigte, sinnliche Beschreibung, als farbiges Detail.

Gegliedert in drei Teile von insgesamt 18 Kapiteln erzählt Josef Ippers die Geschichte einer deutschen Familie in der Zeit von 1930, vom Vorabend des Dritten Reiches, bis in die unmittelbare Gegenwart von Gorleben und Brokdorf. Und er verknüpft dabei die Lebensgeschichte der Killians und ihrer Nachbarn mit den politischen und sozialen Zeitabläufen - eine Methode, die sich so oder so in jedem zeitgeschichtlichen oder historischen Roman findet. Er behält seine Handvoll Figuren fest in der Hand, indem er sie alle bezieht auf die - »Endstation«, das ist eine kurze Straße auf der Düsseldorf gegenüberliegenden Rheinseite, in der die Killians und ihre Nachbarn wohnen.

Die Menschen dieser Straße mit ihrem Neusser Platt sind zumeist unpolitische Leute: Arbeiter, Kleinbürger und Mittelstand. Da ist der stotternde Hilfsarbeiter in einer Seifensiederei, Fritz Killian, das Oberhaupt der Killians, verheiratet mit Herta ' durch deren Sorglosigkeit er ein Auge verliert, worauf sie sich ins Bett legt, um es bis zu ihrem Tod nicht mehr zu verlassen. Und da sind ihre beiden Söhne: Siggi, der jüngere und wortgewandtere, aber auch gefährdetere, und Schorsch, der ältere, der im Box- und Judoverein seine überschüssigen Kräfte abarbeitet und der eines Tages von seiner Jungschar Hordenkeile bezieht, weil er einen HJ-Führer verprügelt und damit die Uniform des Führers beleidigt hat.

Sein Vater dagegen, weit entfernt davon, sich mit den Nazis anzulegen, nutzt die Gunst der Stunde und macht Karriere: Bei der Gestapo denunziert er einen Mitarbeiter, der später an den Haftfolgen sterben wird; in der Seifensiederei bringt er es bis zum Werkmeister und in seiner Straße bis zum Blockwart, und es macht dem gewesenen Hilfsarbeiter dabei sichtlich Spaß, Macht über Schwächere auszuüben. Es verdient Bewunderung, mit welcher Sicherheit Ippers um diese Hauptfiguren herum andere Personen gruppiert und so eine kontrastreiche, lebendige Fülle herstellt.

Da ist ein strammer Kaplan, der es in Hitlers Armee bis zum Jagdflieger bringt und der mit einem Holzbein auf die Kanzel zurückkehrt. Da ist der noch strammere Schuldirektor, der in Majorsuniform, aber ohne Gesicht von der Front zurückkehrt und dahinsiecht. Oder da ist ein rauhbeiniger Säufer, der bei der SS Karriere macht und der, abgestellt zur KZ-Bewachung in Dachau, erstemal in seinem militärischen Leben um Urlaub nachsucht und sich, um dem Grauen zu entgehen, erschießt. Oder da ist auch ein Polizist, der Killians Ältesten in eine Zelle sperrt, um ihn zur Vernunft zu bringen; Schorsch, der Älteste, hatte einen geistig Behinderten, der von einem Mädchen geliebt wurde, das er selbst verehrte, bei eben jenem Polizisten angezeigt, der nun aber, statt die Anzeige weiterzureichen, hatte ihn die Folgen seiner Denunziation am eigenen Leibe - im Gefängnis - spüren lassen.

Aus den Einzelporträts entwickelt Ippers das facettenreiche Bild einer Gesellschaft, aus der Fritz Killian als Sinnbild deutscher Geschichte vor und nach dem 2. Weltkrieg herausragt: als Opportunist. Als es schließlich fünf vor zwölf ist, behandelt er die ihm unterstellten Fremdarbeiter korrekt, und nach dem Krieg, da ist er auch wieder oben. Der Roman weist gelegentlich kleine Kunstfehler auf, die aber kaum ins Gewicht fallen angesichts vieler Szenen, die mit so gut wie allen Wassern der Erzählkunst gewaschen sind. Und wie Josef Ippers das Geschehen der Kriegs-, Nachkriegs- und Wirtschaftswunderjahre zum Leben erweckt, indem er politische und soziale Geschichte wie beiläufig aus spannungs- und humorvoll erzählten Lebensschicksalen entwickelt, das liest man nicht alle Tage. Ein Roman, der politische Aufklärungsarbeit leistet kraft des Vergnügens, das er bereitet.

Literatur-Konkret 1981, S. 85

Paul Kersten

Traurig, leer und explodierend

Urs Jaeggi: »Grundrisse«, Luchterhand, 32 Mark

Rezension

Die Romanschlüsse ähneln einander: Judith, die kleine Tochter von Urs Jaeggis Protagonist Brandeis (der gleichnamige Roman erschien 1978) schleudert fluchend die Schultasche in die Ecke: »Die Schule stinkt mir 1 « - »Wart ab«, rät ihr der Vater, »erst später wirst du begreifen. Wir fangen an«.

Ruth, 13jährige Tochter des Architekten Albert Knie (Hauptfigur von Jaeggis neuem Roman »Grundrisse<o, verflucht die Schule als »Foltermaschine« und beschimpft die Lehrer als »Klassenfeinde«. Als kleine »Radikale«, wie der Vater sie zärtlich nennt, entfaltet sie gegen die »durchorganisierte Leistungs- und Vernichtungswelt« eine hektische Aktivität: Mitglied in einer antifaschistischen Schülergruppe, engagiert mit dabei auf Versammlungen der Alternativen, beteiligt an Protestaktionen gegen das Regime in Nicaragua, auf der Straße mitmarschierend bei Demos gegen Strauß, Gorleben und Rüstungsbeschlüsse. Ruth, die aufmüpfige, altkluge Intellektuellentochter, halb Kind noch und halb junges Mädchen, hat politisch begriffen, was die jüngere Judith noch nicht verstand.

Doch auch Ruth fragt, verunsichert und verängstigt, ihren Vater: »Wir geben nicht auf, nicht wahr, wir halten durch?« - »Nein«, antwortet der, »wir geben nicht auf. Wir versuchen«. Und er verspricht seiner Tochter Hilfe.

Ein zögerndes, wenig hoffnungsvolles Versprechen. Denn Albert Knie, Architekt und Stadtplaner, durchlebt gerade eine existentielle Krise. Wie der Soziologieprofessor Brandeis, der sich als engagierter Radikaldemokrat der Apo-Generation am Widerspruch von revolutionärer Theorie und täglicher Praxis zerrieb und dabei zwischen die Fronten von professoralem Establishment, Reformern und Systemveränderern geriet, kollidiert Albert mit der explosiven Atmosphäre einer Stadt, die einer »irren Maschinerie der Selbstzerstörung« gleicht:

Berlin, »ein Friedhof für Phantasie und Wünsche, ein Ort der ruhelosen Sinnsucher, marodes Eldorado für Träumer und Steuerflüchtige, Refugium für dogmatische Politkommissare und Rote, die längst mit dieser Farbe nichts mehr zu tun haben, ein Bürokraten-, Studenten- und Professorenghetto, eingebettet in Antwort- und Hoffnungslosigkeit, endlos im Überleben dahinvegetierend. Traurig, heruntergekommen, leer und explodierend ... «

Traurig und leer - Attribute, die auch auf Albert Knie zutreffen. Depressiv, melancholisch und von quälenden Explosionsvisionen heimgesucht, ist er ausgestiegen aus seinem Beruf und einer hölleähnlichen Ehe. Er streift durch die Stadt, sucht Zuflucht bei Pennern, Kaputten und Ausgeflippten. Albert Knie: ein Aussteiger auf der Suche nach sich selbst, hilflos den neugierigen und vorwurfsvollen Fragen seiner Tochter ausgesetzt.

Ruth kann nicht verstehen, daß die Einsicht in politische Zusammenhänge, die der Vater ihr vermittelt hat, nicht in Aktionen umzusetzen ist. »Im Moment bin ich funktionslos«, kann der Vater ihr nur gestehen. Und dabei weiß er zugleich, Leitmotiv des Romans, »Etwas hat sich verändert«. Beim Versuch, »sich selber auszugraben«,verfolgen ihn irrationale Ängste. Wie einst Brandeis muß er lernen, daß die Träume vom kollektiven Glück und Widerstand untrennbar verknüpft sind mit der Bewältigung von privaten Existenz-Problemen. Zögernd und mißtrauisch versucht er einen Neuanfang, nimmt einen Sanierungsauftrag für baufällige Häuser an.

Und immer wieder retten ihn die Glücksmomente im Zusammensein mit der Tochter, Augenblicke geteilter Angst. Auch ein »Liebespaar«: die kleine Radikale, die ihre stille Wut mit Sprühdosenfarben an Häusermauern verewigt und der seelisch lädierte Aussteiger-Vater, einstiger Apo-Sympathisant, der selbst der revolutionären Kraft der Phantasie gegenüber skeptisch bleibt. »Phantasie allein genügt nicht. Vielleicht ist es wieder ein Anfang vom Ende.«

»Grundrisse«, - die realistisch erzählte Krisengeschichte eines Intellektuellen, die Beschreibung einer Stadt zwischen Untergang und Übergang und, nicht zuletzt, eine »Kindergeschichte« (von ganz anderem Format allerdings als Handkes weltentrückendes mystifizierendes Geraune). Die stille Wut des Kindes Ruth und die skeptische Hoffnung des Vaters auf einen Neubeginn deuten, über die individuelle Vater-Tochter-Beziehung hinaus, auf eine gemeinsame Zukunftsbewältigung hin, auf die »Solidarität im kleinen«.

»Gift, Abgase, Atom, Überbevölkerung, Hunger«, fragt Ruth ihren Vater vorm Einschlafen, »wird die Zukunft so gräßlich, so kaputt, zerstört und grauenvoll?« »Du kannst nichts dafür«, antwortet der Vater, »mach weiter, mach weiter«.

Literatur-Konkret 1981, S. 86

Regine Walter-Lehmann

Keine Chance der Liebe

Ludwig Fels: „Ein Unding der Liebe“, Luchterhand, 32 Mark

Rezension

»Ein Unding der Liebe« heißt der zweite Roman von Ludwig Fels und ist das beste Beruhigungsmittel für Frauen, die sich soeben entschlossen haben, keine weltschmerzzerfurchten Männerstirnen wieder glattzustreicheln, keinen Alltagsgram mehr wegzuküssen und erst recht nicht mehr in ihrem Bett die Wunden zu heilen, die das Leben draußen den Männern schlägt.

Und die sich dabei schon fast wieder unmenschlich vorkommen: Liebe ist doch schließlich noch das einzige ... ?

Ist sie nicht.

»Sein Körper strebte in die Breite. Seine ganze Figur bestand aus Wölbungen... Sein Rumpf glich einem aufgeblasenen Ballon. Irgendwie war er hochaufgeschossen und auseinandergesprengt zugleich. Glatt wie Glas war sein Brustkasten mit den rosigen Warzenknöpfen; an seinem Bauch schleppte er wie an einem überquellenden Sack, der bei der geringsten Bewegung sulzige Falten warf. Sein striemiges Genick trug er unter den Nackenhaaren versteckt, sein Adamsapfel ähnelte einem Kropf und stieß ihm beim Schlucken ans Doppelkinn ... «

Das ist Georg Bleistein, 27 Jahre alt, Küchenhilfe in einem Supermarkt-Restaurant, von der Großmutter, die einer »lustigen Mißgeburt« gleicht, und der Tante, die »es mehr mit Gott hat« großgezogen und kleingehalten.

Außer durch seine ungeheuren Massen unterscheidet sich Georg Bleistein kaum von den meisten seiner Artgenossen. Er hat dieselben Gefühle, Vorstellungen und Wünsche wie andere in seinem Alter: Glück, Freiheit, Unabhängigkeit, Gerechtigkeit und Frieden, kurz ein schönes Leben, durch die Liebe zu einer Frau: »Aber seine Grobschlächtigkeit verhindert, daß er sich ausleben kann.«

Glücklicherweise nimmt Georg Bleistein das ganze Buch hindurch kaum ein Gramm ab. Sonst hätte er am Ende doch noch eine abgekriegt, und wir würden bei Kroetz nachlesen können, wie die Geschichte weitergeht.

Hier ist der Held zunächst verliebt in Erika, das heißt er meint, sie müsse ihn lieben.

Die junge, hübsche Kassiererin soll die »Zufälligkeit seines Lebens« aufheben und das »absichtslose Überleben« sinnvoll machen, mit anderen Worten, ihn aus den Klauen der beiden Alten reißen, die engen Mauern des Hauses einstürzen lassen, ihn stark und schön und seine Arbeit erträglich machen und endlich auch mit ihm schlafen. Denn er ist mit dem »grausamen Wissen belastet, noch mit keiner Frau geschlafen zu haben, aber mitreden zu müssen wie jemand, der durch Erfahrung abgehärtet ist«.

Aber Erika liebt ihn nicht, will ihn nicht, macht sich lustig über ihn. Gottseidank. Sie wäre längst erdrückt durch die Last seines Körpers und erschlagen durch seine Ansprüche. Und so flirtet sie fröhlich in der Disco und denkt später vielleicht sogar mal weiter.

Durch Erika zum Leben erweckt zu werden, ist mißlungen. Fast läßt die Niederlage Georg Bleistein selbständig werden. Er trotzt Tante und Oma, versäuft seinen Lohn, sabotiert die Arbeit. Er fängt an, ein bißchen auf sich zu sehen und sieht, »er steckt fest«. Sein »Gib-dir-die-Hand-und-reiß-dich-raus-Vorsatz« mißlingt jedoch. Im Suff ertränkt und in Omnipotenz-Fantasien verpufft ist die hoffnungsvolle Wut dahin, und schnell hat ihn seine Sozialisation wieder ein: »Totfressen, dummsaufen, verzagen, versagen.«

Von den Frauen dieser Welt ungeliebt, verhöhnt, fertiggemacht, sucht er sich jetzt eine, die ihm von nun an sein Leben sinnvoll werden lassen muß: »Er mußte endlich seiner Mutter nach, sich von hier davon machen ... «

Von seiner Mutter hat er seit seiner frühesten Kindheit nichts mehr gesehen und gehört. Angeblich ist sie Gelegenheitsprostituierte und Trinkerin; das behaupten Großmutter und Tante. Diese sperrt er in die Speisekammer ein, klaut das Ersparte, macht sich auf die Mutter-Suche und erliegt der großen Mutter-Sucht: Mutter finden, geliebt werden, Rettung.

Jämmerlich zerfließend vor Mitleid mit seinem Los, maunzt und wehklagt er sich durch den Rest des Buches, träumt er sich seine Retterin abwechselnd als freche, stolze Hure, als reiche Edelnutte, bedrohliche Hexe, süßes Mädchen, verunstaltete Riesin, gedemütigtes Flittchen, wünscht sie sich in seinen Bauch oder zwängt sich in ihren. »Komm geh mit. Ich breche auf, ich breche aus! Du mußt mir folgen! Wir fangen morgen eine ganz neue Geschichte an.«

Doch das mit dem Mutterschoß klappt nicht. Sie entläßt den Sohn wieder in die Welt: »Meinen Rest Leben mach ich so oder so fertig, will sagen, wegen dir fang ich nicht mehr neu an. Wenn du nicht aushältst, was hier üblich ist, dann mußt du eben abspringen, aber so, daß du nicht im Rollstuhl landest. Deine Sonderwünsche gehen mich nichts an ... «.

Er träumt sich reich und geliebt, stark und respektiert. Er träumt sich ein richtiges, ein schönes Männerleben. Und er hat ein schlechtes. Ein miserables Proletenlos, das nicht einmal durch »die süße Sehnsucht nach einer Frau« erträglicher gemacht wird. Seine Liebe will keine. Auch nicht die Frau, mit der er zum ersten Mal schläft, eine alternde Prostituierte und Freundin seiner Mutter: »... ich brauch kein Geld von dir, ich brauch auch deinen Schwanz nicht! Was du an einem Tag verdienst, verdien ich in fünf Minuten, manchmal noch schneller. Ich binde mich nicht mehr! Wenn du mein Gast bleiben willst, mußt du mir mein Leben lassen.«

Die Wirklichkeit hat Georg Bleistein festgenagelt, »er war untauglich für das ganze Elend«, Georg Bleistein ist fertig. »Leben war ein Wort, was nichts mehr zu heißen hatte.« Dem Autor ist dieses Ende der Geschichte zu danken. Keine Chance der Liebe! Sie endet sonst in Frauen-Ficken und alles bleibt beim alten.

Literatur-Konkret 1981, S. 87

Ulrich Krempel

Maßstäbe für das Medium Buch

Rezension

HAP Grieshaber beispielsweise hat dem Verschwinden der Buchdruckerkunst den ganzen Zorn seiner letzten Jahre gewidmet; standhaft wehrte er sich gegen die neuen Techniken in der Druckindustrie. Eine rigide, verständliche Haltung, und doch muß sie vom heutigen Standpunkt wie ein nicht mehr erreichbares Vorrecht erscheinen. Fotosatzgeräte und Offsetdruckmaschinen haben fast überall die Produktionsmittel und Verfahren des Buchdrucks verdrängt, weniger Arbeitskräfte denn je sind an der Herstellung der Ware Buch beteiligt, anonymisiert und abhängig von den Tücken und Eigenheiten der neuen Technologie.

Grieshabers Abgesang auf den Buchdruck im Ohr, bleibt auch heute das Bedürfnis nach Büchern, die ihre Produzenten nicht verleugnen. Bleibt Lust am Befühlen von Papier, das noch eine andere Oberflächenstruktur hat als das flachgewalzte 80-Gramm-Papier fürs Kleinoffset, das mit seinem Meister-Propper-Blendweiß das Auge erschlägt und auf die DIN-Einheitsformate zusammengeschnitten ist. Es bleibt die Lust an Gedrucktem, bei dem Text und Bild, Gestaltung und Erscheinung in Einklang stehen.

SCHRIFTBILD heißt die Initiative dreier junger Künstler und Büchermacher, die versuchen, »nach der Trauer über das Verschwinden der Buchdruckerkunst« eigene Maßstäbe für die Zukunft des Mediums Buch zu suchen. Mit dem jetzt erschienenen dritten Titel hat sich die Reihe, wie es scheint, konsolidiert. Jeweils drei Produzenten - Schriftsteller, Künstler und Gestalter - konzipieren, diskutieren und realisieren die Erscheinungsform der Produkte.

Das erste Heft - »Sex als Ansichtssache« - stellt einem Text von Günter Amendt Zeichnungen und Bilder von Christoph Krämer zum Thema Peep-Show gegenüber. Das zweite Heft mit der Erzählung »Elises Heimfahrt« von Gerd Fuchs und Zeichnungen von Florian Köhler, versucht ein Beispiel von großformatiger, an der traditionellen Illustration orientierter Bebilderung eines literarischen Textes. Auch das dritte Heft führt literarischen Text und Zeichnung zusammen: Petra Böhler hat zu und gegen Günter Herburgers Essay »Ländliche Not« gezeichnet. Zu allen Heften - bei den ersten beiden liegen die Druckbögen lose und aufgeschnitten im offenen Umschlagkarton., »Ländliche Not« ist fadengeheftet - hat: Max Bartholl die Typographie gestaltet.

Daß Text und Bild, Abbildung und Typographie nicht immer im gleichen, auch nicht im gleichen intensiven Verhältnis stehen, fällt auf, spricht aber für die Reihe. Amendts Text und Krämers Bilder sind ein wirklich doppelter Glücksfall; beide sind so unabhängig voneinander, daß sie - unterstützt durch die Typographie - spannungsvoll aufeinanderstoßen. Für die zwei letzten Hefte scheint eher die Tradition der literarischen Illustration den Rahmen gegeben zu haben. Köhler reduziert seine wenigen großformatigen Zeichnungen fast nur auf die Einzelfigur, vermeidet außer im Schlußbild jede Dynamik. Der klassisch abgesetzte, in eine einheitliche Schriftgröße gebrachte Text gibt, zusammen mit den Zeichnungen, einen fast zu starren Rahmen für den lebendigen Witz der Erzählung.

Petra Böhler hat dagegen ihre Zeichnungen Herburgers Text zur kindlichen Sexualität listig verwehrend gegenübergestellt. Hahn und Ziegenbock, Landschaft und Figur bringen eine ganz eigene, gegenläufige Gliederung in den erzählten Text; die Zeichnung läuft den Sätzen nicht nach, sie stellt sich gegen ihn. Gut so: verhüte dieser und jener, daß SCHRIFTBILD ins Fahrwasser der allzu klassischen bibliophilen Illustration gerät! Sehr zu empfehlen wäre die Unterstützung dieses Unternehmens, das offen ist für wichtige Texte und Bilder und auf Alternativen zum xerokopierten Einheitsbuch hinarbeitet. Am besten vielleicht durch den Erwerb der Hefte, deren Preis -20 DM- mir noch ganz erschwinglich scheint.

Zu beziehen gegen Vorkasse von 20 Mark pro Heft und Portokosten bei: Peter Mathews, Hohe Weide 58, 2000 Hamburg 20

Literatur-Konkret 1981, S. 88

Friedemann Pfäfflin

Ein Nashorn erweist sich als wendig

Heinar Kipphardt: »Traumprotokolle«, AutorenEdition, ca. 24 Mark

Rezension

ZITIEREN möchte ich sie, die Traumprotokolle von Kipphardt, lesen, vorlesen, verfilmen, malen, bedenken, Studieren, wieder lesen und nochmal lesen. Darüber zu schreiben, kann nur verwässern, was Kipphardt klar, knapp, präzise ins Wort faßt: einhundertachtundfünfzig Protokolle aus Tausendundeiner-Nacht und Deutschland im Herbst als Szenerie.

Beim ersten Überfliegen des Manuskripts fragte ich mich, wie kann ein Autor seine Träume veröffentlichen? Zumal wenn er, wie Kipphardt, mit Psychoanalyse vertraut ist? Wo bleibt seine Scham? Oder will er den Leser gar irreleiten und in Versuchung führen, aus den Splittern seiner nächtlichen Impressionen ein Bild seines Innenlebens zu konstruieren?

Solche Fragen führen in die Irre. Die Protokolle geben zu ihrer Beantwortung nichts her. Bis auf ganz spärliche Anmerkungen, die den Bezug zu Tagesereignissen herstellen, bleiben die biographischen Daten chiffriert, die Assoziationen des Träumers unbenannt. Statt autobiographischer Nabelschau und Tagebuch sind die Traumprotokolle ein Nachtbuch der Leidenschaft und Angst, Alpträume und Sehnsüchte eines deutschen Schicksals. Was der Autobiographie verwehrt ist und dem Tagebuch mißlingt, rücken die Träume ins Bild. Leidenschaft und Angst werden nirgends benannt, kein Wort des Gefühls. Aber die Schroffheit der Szenenwechsel und -kombinationen läßt den Leser erschauern. Und der Widerspruch wird im Nebeneinander der Traumbilder ausgehalten.

»Die Welt von Atomkriegen heimgesucht. Unberechenbar brechen Gebirgszüge weg oder Meeressenken. Wir haben uns in einem sehr schönen Friedhofsgelände eingerichtet, gebirgig und kilometerweit. Es hat geregnet, die Autos müssen nach einer Grenzkontrolle eine glitschige Rampe hochfahren, danach unbefestigte Wege. Ich schneide einen Wagen und fahre links in unseren Unterstand. Der Wagen muß stoppen, kommt dadurch die glitischige Rampe nicht hoch. Das ist jetzt aber unser Wagen. Ich springe raus und schiebe den Wagen, einen alten sportlichen Bugatti an, während Pia lenkt. Ich schiebe so kräftig, daß der Bugatti über die Rampe hinaus auf einem Bergrand landet, vom provisorischen Fahrweg weit entfernt. Ich lege den Rückwärtsgang ein, da höre ich über Bayern 3, die Friedhofsverwaltung ziehe bei allen Campern die Überlebensgebühren ein. Ich laufe mit Pia zu unserem Unterstand, weil ich weiß, daß da noch kein Kassierer ist.«

Der Träumer wird zum Komplizen bei einer staatlich geforderten Kindstötung und dem geschauspielerten Attentat auf den Papst in einer Freilichtbühne. Er soll mithelfen, die Verbrechen der SS zu sühnen. Dann werden Formen der Gewalttätigkeit in seinem Blut analysiert und es kommt zu einem versöhnlichen gemeinsamen Auftritt mit Franz Josef Strauß. Gegen seinen Willen eignet er sich eine Waage zum Messen der Schizophrenie an, aber die Krankheit der Patienten, die er in einer Großklinik vorstellt, sind Nachahmungen, der Psychiatrie zuliebe.

In einem Fahrstuhl versucht er zu bellen, will aber die schlafenden Hunde nicht wecken. Werner Schroeter erhält den Bremer Literaturpreis für eine Art Striptease. Der Chef des BKA erklärt, er sei bei bester Gesundheit, drei Universitätskliniken hätten ihm bestätigt, es gebe keine Ursache für einen natürlichen Tod. Er warnt den Träumer, er spiele mit dem Terror, er selber aber erleide ihn. Der Träumer sagt kein Wort, fürchtet die Gewalt des Wortes, da er unbewaffnet ist.

Träume sind Störer und Wächter des Schlafs, Zensoren der Wunschproduktion und deren Zeugen und Verräter zugleich. In nachtwandlerischer Sicherheit geht der Träumer auf dem Grat. Zwar weiß er nicht, wohin er will, aber jedenfalls nicht ins Bekannte. In einem der Träume will er das Funktionieren des Traums im Traum ergründen. Da sieht er:

»Der Traum ist ein Räderwerk unkoordinierter Räderwerke, die in schnell ablaufenden Mechaniken zu Schreckenskonstellationen kommen nach den Regeln der Unwahrscheinlichkeit und inhaltslos.« Er gestattet sich nicht zu erschrecken. Gnadenfrei, so der Name seines Heimatorts, protokolliert er seine Gesichte, gnadenfrei - nicht gnadenlos, sondern jenseits von Schuld und Vergebung.

Es geht um die Gewalt, Macht und Ohnmacht des Wortes, dem einzigen Korrektiv für die Gewalt der realen Verhältnisse. »Einmal veröffentlicht, kann die Wirklichkeit nicht mehr in der vorgeplanten Weise ablaufen, denn das Benannte ist ein Anderes.«

Literatur-Konkret 1981, S. 89

Lottemi Doormann

Das ist unsere Sexualität

Karin -Egidi / Gislind Bürger: »Das Gefühl der Befriedigung - Was Sexualforscher nicht erfassen können, sagen die Frauen selbst«, rororo Frauen aktuell, 5,80 Mark
Anja Meulenbelt: »Für uns selbst - Körper und Sexualität aus der Sicht von Frauen«, Verlag Frauenoffensive, 19,80 Mark

Rezension

Was Frauen sexuell nicht mehr wollen, wogegen sie sich wehren und was sie ablehnen (zum Beispiel die von Alice Schwarzer empfohlene Verweigerung der »Penetration«) ist heute bekannter als das, was Frauen sich unter befreiter Sexualität vorstellen, wünschen und zu leben versuchen. Es gibt nur wenige Bücher, die nicht über sexuelle Unterdrückung und Frustration klagen, sondern sexuelle Erfahrungen, Erwartungen und Perspektiven von Frauen selbstbewußt darstellen.

Einen Versuch in dieser Richtung unternimmt das in der Rowohlt-Reihe »frauen aktuell« erschienene Taschenbuch von Karin Egidi und Gislind Bürger mit dem anspruchsvollen Titel »Das Gefühl der Befriedigung - Was Sexual forscher nicht erfassen können, sagen die Frauen selbst«. Die Autorinnen gehen davon aus, daß jede Frau »Expertin ihrer Sexualität« sei. Sie haben 18 Frauen im Alter von 21 bis 50 Jahren in unterschiedlichen Lebenssituationen gefragt, was für sie an der Sexualität wichtig ist, wie sie Befriedigung erleben, was an ihnen selbst liegt, was am Partner, was am sexuellen Verhalten und am äußeren Rahmen.

Den Gesprächen stellen Egidi und Bürger eine zusammenfassende Darstellung sexualwissenschaftlicher Theorien und Therapien voran. An der neueren Sexualforschung kritisieren sie vor allem deren an den Naturwissenschaften ausgerichtetes Wissenschaftsverständnis, das primär an »meßbaren« Ergebnissen sexuellen *Verhaltens* ausgerichtet sei und dabei sowohl sexuelles *Erleben* als auch psychosoziale Faktoren wie zum Beispiel den Einfluß der Qualität von Partnerbeziehungen ausblende. Interessant ist ihr Hinweis auf den Widerspruch zwischen Forschungsergebnissen und deren Umsetzung in die therapeutische Praxis: Selbst Forscher wie Masters und Johnson, die die zentrale Bedeutung der Klitoris für den weiblichen Orgasmus betonen, stellen weiterhin den Koitus in den Mittelpunkt der Befriedigung der Frau.

Was über Männer und Frauen gedacht wird, hat einen großen Einfluß auf unsere Vorstellungen von »normaler« Sexualität. Die Gespräche belegen, wie schwer es Frauen noch immer fällt, den eigenen Gefühlen zu trauen und die Angst zu überwinden, mit ihren Bedürfnissen nicht akzeptiert zu werden. Das Buch unterstreicht die Wichtigkeit, daß Frauen miteinander über ihre Sexualität reden, um nicht in fremdbestimmten Sexualnormen unterzugehen.

Dennoch halte ich es für falsch, Frauen zu Expertinnen ihrer Sexualität zu erklären, egal in welchen Verhältnissen sie leben, ob Hausfrau oder berufstätig, ob jung und att aktiv oder 40, Mutter von drei Kindern und ökonomisch abhängig.

Viel besser gefällt mir das freche Buch »für uns selbst« von Anja Meulenbelt: »Eingewickelt in Geschenkpapier, geschrieben und gesprochen in fröhlicher Unverscham, für und von Lesben, Heteras, A-, Bi- und nicht etikettierbar Sexuelle, Frauen jeglichen Alters und jeglicher Körper-facon«. Anja Meulenbelts Schreibe ist locker und treffsicher. Sie versteht es zu vermitteln, warum Frauen bislang so wenig Freude an sexuellen Beziehungen zu Männern haben und daß wir deshalb gut daran tun, uns von ihnen als »Lustspendern« so unabhängig wie möglich zu machen.

Das heißt zu lernen, »dir selbst die beste Freundin« zu sein, dir Zeit für dich selbst zu nehmen, deine sexuellen Bedürfnisse kennenzulernen und »lieb zu dir selbst zu sein«. Ein offenes, parteiliches aber nicht männerfeindliches Buch. Eine der schönsten Passagen war für mich das Interview mit einer Frau, die beschreibt, wie schön ihre Beziehung zu ihrem Freund ist, mit dem sie ihre Sexualität, die Arbeit im Haus und die Kindererziehung teilt, wie sie versuchen, sich gegenseitig zu unterstützen, Wünsche offen auszutauschen und so gleichwertig wie möglich zu sein.

Doch das ist wohl (noch) selten, und so fehlt in Anjas Buch der zwanghafte Unterton heterosexueller Partnerschaftsideologie. Von der ersten Seite an - und das gefällt mir an diesem Buch am besten - macht Anja Meulenbelt deutlich, daß Sexualität nicht unabhängig von einer auf Ungleichheit aufbauenden Gesellschaft zu betrachten oder für alle Frauen ein-förmig zu lösen ist. »Die Illusion, wir können zwischen den Bettlaken ein kleines Paradies von Freiheit schaffen, während wir in unserem sonstigen Leben unterbezahlt, mißhandelt, verachtet und ausgebeutet werden, haben wir schon lange aufgegeben.«

Im Gegensatz zu Alice Schwarzer etwa verfällt Anja Meulenbelt nicht in den Fehler, die Sexualität zum Dreh- und Angelpunkt der Veränderung zu machen: »Wir wollen andere Verhältnisse, nicht andere Haltungen«. Ich denke, solche Bücher brauchen wir mehr. Für uns selbst - aber auch für die Männer, mit denen wir unser Leben teilen und die so schwer begreifen, daß sie nicht überflüssig werden, wenn wir weniger Penis von ihnen wollen, dafür aber umso mehr Zärtlichkeit und Nähe. »Freien« heißt das neue Wort dafür, ein Ausdruck aus den Niederlanden für alle Formen liebevoller körperlicher Zuneigung.

Literatur-Konkret 1981, S. 90

Gabriele Kreis

Träumende Elise. Liebende Elise. Törichte Elise

Sibylle Knauss: »Ach Elise oder Lieben ist ein einsames Geschäft«, Hoffmann & Campe, 24 Mark

Rezension

ES war des Dichters P . Vorschlag, uns an »Hagedorns Stein« zu treffen. Dort, nur dort, wolle er mir das Buch geben, das zu besorgen ich ihn beauftragt hatte. Als einen der schönsten Plätze der Stadt pries er mir den Treffpunkt und eines solchen Rendezvous' nur allzu würdig: Denn auch H. sei ein Dichter gewesen, ob ich's nun glaube oder nicht. - Bis nachher dann, sagte der P. - ich werde ihn im folgenden Z. nennen - und legte auf, womöglich mit einem Lächeln, denn zur Selbstironie ist er zuweilen fähig.

14 Uhr: Ich bin pünktlich, Z. nicht. Ich besehe den Hagedornschen Steinhaufen, lese die Inschrift unter dem faden Männerprofil und lache in mich hinein: »Hier dichtete der Dichter Hagedorn«. - Wie wohl einer dichten muß, um solche Denkmäler gesetzt zu bekommen? Oder mußte er gar nicht dichten? Gönner? - Der inzwischen eingetroffene Z., nun neben mir im klammen Gras lagernd, der Steinhaufen wirft einen unangenehmen Schatten, weiß auch keine Antwort.

Ihn beschäftigt ein ganz anderes Problem: Er würde gern die Ameise sein, die gerade über meinen Arm krabbelt. Dann ginge es dir so, sage ich, und schnipse das Insekt unwirsch weg. Ach ihr Frauen, seufzt da der Z. und zieht endlich das bestellte Buch aus der Tasche: »Ach Elise oder Lieben ist ein einsames Geschäft« von Sibylle Knauss, den biographischen Roman über Elise Lensing aus Hamburg, die ungeliebte Geliebte eines jungen aufstrebenden Dichters, dem sie ihre Gunst, ihr Geld, ihren Ruf und schließlich ihr ganzes Leben schenkte - für nichts außer ein paar Versen, ein paar Briefen, ein paar Erinnerungen und eine Grabinschrift, von dem verfaßt, an dem sie sich zu Tode geliebt hatte: Friedrich Hebbel.

Und der Hebbel, sagt Z., was der Hebbel mit dieser Frau durchgemacht hat, daran denkt doch keine von euch! Für den Hebbel war sie noch ein Glück, als er schön längst ihr Unglück war. An den Hebbel sollen andere denken. An den Hebbel haben genug gedacht. Jetzt ist Elise an der Reihe. Da seufzt der Z. noch einmal tief: Ach ihr Frauen, bevor sich unsere Wege trennen, und ich frage mich, wen er wohl meint. Elise etwa, die nie an sich selbst, sondern immer nur an Hebbel dachte? Ach Elise, dafür hast du einen hohen Preis gezahlt!

Elise: maßlos und mutig, demütig und furchtsam. Elise ohne Kompromisse. Elise und die Anpassung. Elise, du warst klug und gebildet, doch wenn du eine Dummheit begehen konntest, begingst du sie. Eine Gemeinheit nie. Elise: haltlos. Elise: töricht. Elise: verwirrt. Arme Elise, du warst zu verschwenderisch mit deinen Gefühlen. Träumende Elise. Liebende Elise. Elise liebt Friedrich Hebbel. Sie ist dreißig, als sie ihn kennenlernt, bald wird sie verblüht sein. Sie ist keine Partie für die, für die sie eine sein könnte. Sie ist Erzieherin, Gesellschafterin, eine bessere Dienstbotin. Sie hat Vergangenheit.

Aber ihre Zukunft träumt sie sich immer noch glitzernd. Hebbel ist 8 Jahre jünger, ein unbeschriebenes Blatt. Ein Talent, ehrgeizig, berufen, aber noch nicht auserwählt. Erst einmal erwählt ihn Elise. Ihre Träume dringen auf Erfüllung. Er soll sie erfüllen. Sie läßt ihn reisen, lernen und leben. Er reist, lernt und lebt von ihr weg. Die Liebe wird für Elise schnell ein einsames Geschäft und ein lebensgefährliches dazu. Ihr Schicksal ist die Katastrophe: Die beiden Söhne, die sie von Hebbel hat, sterben, kaum drei Jahre alt. Hebbel, der ihr die Ehe versprach mit einer Geste, als wolle er sich für kleine Gefälligkeiten erkenntlich zeigen, heiratet, zu Erfolg gekommen, die Wiener Schauspielerin Christine Enghaus.

Die überläßt Elise, wie zum Trost, das eigene uneheliche Kind zur Erziehung. Ach Elise, nun bist du wieder, was du immer warst und nie sein wolltest: Erzieherin. Arme Elise: verachtet, verlassen und verblichen. Ein vergeudetes Leben. Elise Lensing wurde nur 50 Jahre alt. Auf ihrem Grabstein stehen Verse von Friedrich Hebbel. »Aber die werden jetzt nicht zitiert. Nein Elise, irgendwo fängt die Verweigerung an. «

Und Elise, du hast mehr verdient als nur so eine Grabinschrift, du hast einen Roman verdient wie diesen von Sibylle Knauss. Einen, der dich nicht zu einem Denkmal versteinern läßt, sondern dich zum Leben wiedererweckt mit all deinen Widersprüchen, deiner Wut, deinem Witz und deinem Wahnsinn. Einem, der dir nicht sentimental-feministisch nach dem Munde redet, sondern dir kritisch auf den zarten schwindsüchtigen Leib rückt. Einen, der sich auflehnt gegen dein Leben, so wie du dich hättest auflehnen müssen. Einen, der nicht unser Mitleid weckt, sondern unsere Wachsamkeit. Und die nicht nur »Dichtern«, sondern vor allem uns selber gegenüber!

Ach Elise, ein poetischeres, witzigeres, aktuelleres Buch als dieses über dich habe ich lange nicht mehr gelesen. Das wäre auch was für meinen Freund Z. - Übergabeort: Dein Grab auf dem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf. Mein Vorschlag.

Literatur-Konkret 1981, S. 91

Volker Lilienthal

Das Privileg der Rothaarigen

Noras Töchter. Neun Erzählungen. Eine internationale Anthologie. 256 Seiten, Kiepenheuer & Witsch, Köln, ca. 25 Mark

Rezension

VON Intellektuellen, weiblichen wie V männlichen, wimmelt es nur so unter »Noras Töchtern«, einer Anthologie mit Erzählungen von Autorinnen aus neun Ländern. Was als Buch über die Emanzipation der Frauen angepriesen wird, scheint doch eher eins über Freud und Leid der Denkenden zu sein. Da ist bei der bundesrepublikanischen Autorin Sigrid Brunk von der erfolgsgewohnten Journalistin Linda zu lesen, der es nicht versagt geblieben ist, auch den »Diktator« Fidel Castro zu interviewen. Als Vorlage mag hier das Beispiel der Italienerin Oriana Fallaci gedient haben. Lindas Ehemann ist, so erfahren wir, ein Filmemacher, ein äußerst fleißiger dazu: »... und legte den Ring aus gelbem Haar auf den Rauchtisch neben seine Notizen über den Amenophis-Film, den er gleich nach Abschluß des Mozartfilms in einem Zug herunterdrehen will«.

Als Dramatikerin und Lyrikerin stellt uns die Französin Muriel Cerf ihre Hauptfigur in »Blitzfortüne« vor. In dem Beitrag der Italienerin Flaminia Morandi sind zwei Frauen auf der Suche nach dem verschollenen Luca, den beide lieben; er ist - es sei nicht nur der Vollständigkeit halber erwähnt - ein erfolgreicher Schriftsteller. Ein bißchen Intellektuellenkritik wagt die Spanierin Montsertat Roig. Da werden der »Theoretiker« Ferran und die ihm verbundene Dozentin (»die vernünftige Frau, die feministische Vorträge hielt«) von der unbekümmerten und gefühlsbetonten Mar verunsichert: »Und mir warfst du vor, uns Intellektuellen und Künstlern ginge es im Leben nur ums Leid, um eine Idealisierung dessen, was uns jeweils fehlte, wir verstünden es nicht zu leben«, heißt es in diesem imaginären Brief der Dozentin an die inzwischen bei einem Unfall ums Leben gekommene Mar.

Gleich drei hochgeistige Köpfe treffen in den »Notizen zu einer Geschichte« der Amerikanerin Gail Godwin aufeinander. Catherine, Dozentin an einem College, besucht ihre Kindheits- und Jugendfreundin Nora, die inzwischen eine, wie es hier mit sonst seltener Ironie heißt, »nicht unbekannte Romanautorin« geworden ist. Dazu kommt Rudy, Noras Ehemann, seines Zeichens ein »geschätzter Dramatiker«, der nach einem weinseligen Abend Gefallen an der Freundin seiner Frau findet: Das Wiedersehen endet in einer Film-Katastrophe mit Eifersucht, Gewalt und zerworfenem Geschirr.

Von neun Autorinnen kommen nur vier, namentlich Britt Arenander (Schweden), Angela Carter (England), Shulamith Hareven (Israel) und Hannes Meikema (Holland) ohne Intelligenzler in ihren Geschichten aus. Es scheint, als sei der (die) Schriftsteller(in) zu einem neuen Traumbild wenn nicht des sozialen Aufstiegs, so doch einer Lebensform geworden, in der die schöpferischen Fähigkeiten aller anerkannt sind. Doch kann dies nicht darüber hinweg täuschen, daß eine derartige Häufung von Angehörigen der gebildeten Stände in einem Buch kitschig wirkt: Da leidet eine Autorin unter der Nachbarschaft der anderen.

Auffällig ist auch, daß in nur einer Erzählung ganz »normale« Arbeit thematisiert wird. Die Situation von Frauen im Betrieb scheint tabu oder doch uninteressant zu sein. In der Geschichte »Der Brieffreund« von Britt Arenander ist die handelnde Frau auch eine arbeitende. Jedoch gelten ihr ihre wechselnden Tätigkeiten, die jeweils von einer Agentur für Zeitarbeit vermittelt werden, eher als lästiges Nebenbei: »Aber etwas muß man ja tun, damit man über die Runden kommt«.

»Vielleicht habe ich angefangen, mein Haar rot zu färben, um das Privileg der Rothaarigen auf Unvernunft auszunutzen. Manche Männer behaupten, Rothaarige anzubeten. « Wenn, so wie hier bei Angela Carter in ihrer »Biographischen Randnotiz«, die alltägliche Anpassung an herrschende Vorstellungen von dem, was das Weibliche zu sein habe, in so unscheinbaren Lebensäußerungen wie dem Haarefärben entdeckt wird, so ist damit auch die mögliche Erkenntnis-Leistung emanzipatorischer Literatur angegeben: Negativ benannt wird, was als Produkt der alten Abhängigkeit aufgehoben werden muß. Die Schilderung eines ganzheitlichen neuen Frauenlebens muß in der Literatur zwangsläufig mißlingen, wo auch in der Wirklichkeit alle noch suchen und experimentieren.

Literatur-Konkret 1981, S. 92

Friedrich Christian Delius

Gramscis erste Überfahrt (1911)

Gib acht, das Meer legt strenge Farben an
Gib acht, dir zittern schon die Kniegelenke
Und halt den Koffer fest
Der Koffer ist aus Pappe
Und zu essen nur ein Käse
ein Käse von Cagliari bis Turin

Dem reicht die Reling grade bis zum Hals
Der hat gar keinen Hals der Buckelzwerg
Dem Hungerleider zittern ja die Knie
Ein Wrack ein Schlafwandler Student

Gib acht, woher sie die Verachtung haben
Gib acht, so wichtig bist du nicht
Wer hat dein Land so zugerichtet
Das wirst du klären
Lernen lernen lernen
Anders ist die Welt ein Graus

Er schwankt, er träumt im Hungerfieber
Ein Teil bist du von dem was sich bewegt
Ein Tropfen in der Flut die steigt
Viel zu langsam, langsam dampft das Schiff

---

aus: F.C. Delius: □ Die unsichtbaren Blitze□ , Gedichte, Rotbuch Verlag

Literatur-Konkret 1981, S. 92

Hilke Holinka

Karriere oder Resignation

Cheryl Benard / Edit Schlaffer: »Liebesgeschichten aus dem Patriarchat. Von der übermäßigen Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren«, Rowohlt, 19,80 Mark

Rezension

Oft war in den letzten Jahren die Rede »von der übermäßigen Bereitschaft der Frauen, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren.« Unterordnung und Anpassung sind traditionelle Standardbegriffe für den weiblichen Sozialcharakter. Und so bieten die »Liebesgeschichten aus dem Patriarchat« trotz des klangvollen Untertitels - kein neues Thema zum Frauenproblem. Das läßt sich ja auch kaum noch finden. Die Feminismus-Literatur hat ihr begrenztes Terrain. Aber es gibt aktuelle Perspektiven. Nach der Revolte gegen die Männer Anfang der 70ger Jahre und dem Marsch gegen und in die männlichen Institutionen geriet der Emanzipationszug ins Stocken. Es kam die Zeit der Selbstreflexionen.

Das Werk über die verschiedenen Muster des weiblichen Arrangements ist das vierte Buch des österreichischen Soziologinnenduos in vier Jahren und zeugt von guter Teamarbeit. Doch der kritisch-ironische Blick, dessen sich die Autorinnen in ihren Studien über die »Gewalt in der Ehe« und über »das merkwürdige Verhalten der Männer auf der Straße« noch sachlich-kompetent befleißigten, trübt sich beim Thema Selbstkritik. Wir können da zwar viele mehr oder weniger aktuelle Berichte, Interviews, Reportagen über das Leben von kompromißbereiten Frauen und erfolgreichen Rebellinnen lesen. Deutlich wird auch, daß Emanzipation eine schwierige Sache ist. Kaum eine der Frauen, die sich nicht mehr auf männliche Begleiter stützen, ist glücklich und zufrieden.

Aber warum Befreiungsversuche in Karrierismus, zweifelhaftem Einzelkämpfertum oder totaler Resignation enden, darüber schweigen sich die Autorinnen aus. Ihre Kommentare zu den einzelnen Fallgeschichten bieten keine tiefergehenden Analysen. Sozialpsychologische und sozialgeschichtliche Zusammenhänge sind verschleiert. Das ist frustrierend. Von Wissenschaftlerinnen habe ich mehr als journalistisches Geplauder erwartet. »In Konfliktfällen muß man mit Selbstkritik vorsichtig verfahren«, rechtfertigt sich das Team. Augenwischerei. Hier wurde in Windeseile ein marktgerechtes Buch zum Thema Frauenbewegung zusammengestückelt. Das ist schon länger ein Trend auf dem Frauenbuchmarkt. Mit Frauenbewegung hat das wenig zu tun. Aber es mischen Frauen im Namen der Bewegung mit.

Ärgerlich an dem Buch ist nicht nur der mangelhafte Kommentar, sondern auch sein Gestus: Die Welt bietet den Feministinnen eigentlich gar nichts. Überall lauern die Feinde, draußen und auch in uns. Noch nicht einmal die engagiertesten Frauen können Emanzipationsansprüche einlösen. Trotzalledem sind wir aufgerufen, an den Idealen und dem Traum von der feministischen Revolution festzuhalten. Dafür bekommen wir dann Rezepte für den richtigen Umgang mit Männern: »Der Mann will mehr. Die Frau will alles.«

Ich hab genug von diesem weiblichen Utopismus, der dem Negativbild der Welt entspricht. Unsere Chancen sind nicht rosig. Aber ich würde gern einmal hören: Das hat die Entwicklung der letzten Jahre gebracht. Es war nicht die ersehnte Befreiung. Es waren vielleicht nur mehr Privilegien für die Mittelschichtfrauen der Industrieländer. Trotzdem. Eine nüchterne Bilanz. Sie könnte Selbsttäuschungen der Frauenbewegung aufdecken, Utopismus und negatives Weltbild als zwei Seiten einer Medaille verstehen und die Selbstherrlichkeit in Sätzen wie »Feministinnen sind Menschen, die einseitig Abrüstung betreiben« entlarven.

Auch die Gralshüterinnen der Frauenideale machen Geschäfte: mit Büchern, Artikeln und anderen Waren. Warum müssen sie ihr schlechtes Gewissen kaschieren und bürgerlich-feministische Moral predigen? Es gibt nur eine Antwort: Auch sie sind übermäßig bereit, sich mit dem Vorhandenen zu arrangieren.

Literatur-Konkret 1981, S. 93

Henner Voss

Das Beste im Menschen wird verfolgt

Marianne Herzog: »Nicht den Hunger verlieren«, Rotbuch, 1980, 12 Mark

Rezension

□ Im Hof liegt gelbes La□ b. H□ ndert Meter □ on mir entfernt sehe ich einen gelben Bagger. Hohmi□ s hier, sage ich □ □ dem Mann in der Kabine. □

DIE dies schreibt, Marianne Herzog, wurde 1971 beschuldigt, Mitglied einer kriminellen Vereinigung zu sein und sich an einem Bankraub beteiligt zu haben. Sie war zwei Jahre in Untersuchungshaft, davon vierzehn Monate isoliert.

Swift berichtet, daß der König von Liliput imstande gewesen sei, die Bewegung des Minutenzeigers wahrzunehmen. Marianne Herzog registrierte zwei Jahre lang die Fortschritte ihrer Deprivation, ihres Leidens, ihrer Verelendung, der Folter.

Beim Notieren dieser Erinnerungen war ihr unklar, »ob das, was ich schrieb, schlecht war, nicht ausreichte... Ich bin, wie alle, deren Gesichter auf Steckbriefe gesetzt wurden, jahrelang entstellt worden. Nach solch einer Darstellung ist es schwer, nicht zu verstummen. «

Marianne Herzog erinnert ihre Kindheit und Jugend in der DDR und ihren Weg in die BRD. Nach zwei Jahren im Westen will sie für immer in die DDR zurück: »Aus Heimweh nach dem Leben dort. Ich wollte nach Hause. « Sie wird in ein Lager gebracht, das sie nicht verlassen darf. Der Staatssicherheitsdienst glaubt ihr die Wahrheit nicht. »So wenig liebten sie ihr Land. « Sie wechselt wieder in die BRD. Am 2. Dezember 1971 wird sie in Köln verhaftet.

Nach tagelangen Verhören kommt sie nach Anrath. In ihrer Zelle ist immer Kalte. Sie erhält ihr erstes Wäschepaket mit unbrauchbarer Kleidung. »Wenn ihr hört, daß jemand verhaftet ist, gebt Wäsche und Kleidung an der Pforte ab. Sucht nicht raus, was euch zu groß oder zu klein ist oder was ihr nicht leiden könnt. Gebt eure Lieblingssachen ab.« Sie bekommt Briefe, eine Tageszeitung und Bücher: »Jeder Gegenstand drinnen macht dich unabhängiger.« Sie liest »Marschroute eines Lebens« von Jewgenija Semjonowna Ginsburg. Briefe an eine Freundin werden nicht befördert, weil sie »unleserlich« sind und »konspirative Nachrichten« enthalten könnten. « Sie wird krank und wehrt sich, um zu überleben: Anträge an den Untersuchungsrichter, Turnen und Gymnastik in der Zelle, Schreiben. Manchmal weint sie: »Das Heulen geht nicht mehr so tief wie früher. Wie draußen. Es geht nur bis zur Hälfte der Brust. Bis zum Beton, sage ich später.«

In den Freistunden kann sie den Himmel sehen, und manchmal auch Möwen und Raben. Schließer vom gebenüberliegenden Männergefängnis bewachen sie im Hof. Die Bedrohung, die sie fühlt, ist keine Hysterie: Einmal zielt ein Wärter mit seinem Karabiner auf eine Stelle, die sie gerade verlassen hat, ein anderer lädt seine Pistole durch, als die in den Hof kommt. »Ich beschwere mich. Ich verlange eine Freistunde ohne Waffe. Meinen Antrag muß ich an die stellen, die die bewaffnete Bewachung angeordnet haben. « - Der Antrag wird mit der Begründung abgelehnt, die Bewaffnung diene ihrem Schutz vor Befreiung. Abgelehnt wird ebenfalls der Antrag, Analphabeten das Lesen und Schreiben beizubringen. Der Direktor: »In diesem Gefängnis gibt es keine Analphabeten.«

Weitere Stationen: Verlegung nach Mainz, Transport von Mainz nach Bochum, zurück nach Mainz, schließlich nach Hamburg. Nach zehn Monaten die Notiz: »Ich traf hier noch keinen Kriegsverbrecher. Keinen Wiederaufrüster. Keinen Massenmörder. Keinen Ausbeuter.«

Aus den Akten erfährt sie, daß ihr Vater den Beamten, die ihn verhört haben, versprochen hat, ihr Auftauchen sofort der Sicherungsgruppe Bonn zu melden. Sie schreibt ihm: »Lieber Vater, ich kenne dich ja kaum. Was hat dich dazu gebracht?«

Marianne Herzog erinnert diese zwei Jahre ohne überschlagende Stimme sachlich und nie plakativ. Nirgendwo spricht sie von »Isolationsfolter«. Nicht ihre Formulierungen, sondern die Sache prägen sich für immer ein.

Marianne Herzog: »Wir leben in einem Land, in dem Widerstand - das Beste im Menschen - verfolgt wird, kaum daß es ihn da, wo wir leben und arbeiten, gibt. «

Literatur-Konkret 1981, S. 94

Udo Marquardt

Die Autonomie des Militärs

Per Wahlöö: »Die Generale«, rororo 2569, 6,80 Mark

Rezension

Vielleicht ist es Oswald gleichgültig, so mutmaßt Dana, »ob er sich die Macht über eine trostlose Wüste oder über ein ideales Gemeinwesen verschafft. Die Hauptsache ist die Macht an und für sich, als Erscheinung.« Sollte Per Wahlöö tatsächlich die knallharten ökonomischen Interessen seiner Militärdiktatur übersehen und das Gegensatzpaar »Macht kontra Utopie« (wie es hinten auf dem Buchumschlag steht) in bürgerlicher Manier abgehandelt haben?

Das Zitat stammt aus dem soeben erschienenen 4. Band der Frühwerke, die Per Wahlöö (vor der bekannten Krimi-Serie) in den 60er Jahren veröffentlichte: »Die Generale«. Im Verlauf des Romans werden Danas Worte zwar entkräftet, aber so ganz unrecht hat sie nicht. Wahlöö beschreibt eine Art Eigendynamik - oder sagen wir besser Autonomie - der Militärs, unabhängig vom sozialen System

Sechzehn Tage lang verhört das Sonder-Kriegsgericht der Militärdiktatur den Angeklagten Erwin Velder. Die Anklageschrift umfaßt 127 Vergehen, darunter »Fahnenflucht« und »Hochverrat«. Mit Rechtsprechung hat das Gremium nicht viel zu tun. Der Verteidiger wird von seinen Vorgesetzten ermahnt, nicht aufzutreten wie ein Filmheld und beschränkt sich darauf, den Angeklagten physisch herzurichten. Die Herren Beisitzer würden mit Velder am liebsten kurzen Prozeß machen, müssen sich jedoch dem Befehl des Diktators (General Oswald) beugen, der die Urteilsbegründungen als Vorentscheidung für eine zivilmilitärische Legislative nutzen will.

Notgedrungen also muß sich das Gericht die »Geständnisse« des zuvor ausgiebig gefolterten Velder anhören, die mit seiner Teilnahme an der fast unblutigen Befreiung von Wahlöös fiktiver Insel beginnen. Diese Befreiung hat von Anfang an utopisch-humanistische Ziele im Auge. Man verzichtet auf einen Staatsapparat (Beamten, Verwaltung, Verordnungen). Man will nicht Spielball von Ideologien werden, sondern Pazifismus und (statt »Arbeit«) sinnvolle Tätigkeit praktisch ausleben. Ein gleichsam natürliches, richtiges Bewußtsein kann, so glaubt man, scheindemokratische Legitimation (Wahlen, Regierung ...) überflüssig machen.

Zunächst funktioniert das Gemeinwesen. Bordelle, Luxushotels und Spielhöllen für die Touristenschickeria aus dem Ausland werfen genügend Geld ab, um auf Steuern verzichten und einen umfangreichen Kulturbetrieb aufrechterhalten zu können. Eins jedoch haben die Ratsmitglieder (es gibt doch noch ein ausführendes Organ) übersehen: Sie haben die noch so kleine und völlig unwirksame Miliz nicht abgeschafft, und sie überwachen deren Chef Oswald (per Losentscheid ins Amt gelangt) nicht. Der aber entwickelt sich bald zum totalen Militär. Er putscht, macht sich zum General und Diktator und spaltet das Land in drei Regierungsbezirke.

Es kostet die Pazifisten Ludolf und Edner Überwindung, dennoch greifen sie zu den Waffen und versuchen das letzte demokratische Inseldrittel zu verteidigen. Sie sind sich klar darüber, daß sie ihre Vorstellungen nicht mehr praktizieren können - sie können sie nur noch als »Idee« verteidigen.

Edners Regierungsbezirk wird von Oswalds Truppen relativ leicht eingenommen. Die Pazifisten sind dennoch stolz darauf, unfähig zu sein, ihre Feinde »mit deren Waffen« zu besiegen, nämlich mit Gewalt und Einfältigkeit«. Mehr will Ludolf: Er versammelt um sich Menschen mit »endgültigem Verteidigungswillen«. Angesichts der faschistischen Aggression aber pervertiert die ursprüngliche Idee zur mühlsteinharten Ideologie, die nur noch Schrecken verbreitet.

Keine Sympathie mit den Vertretern der Volksfront? Wahlöö setzt die Ursachen für »ideologische Verhärtungen ins Bild«, und er kann sich Mitte der 60er Jahre vorstellen, daß ein jahrelanger Volkskrieg (Vietnam zum Beispiel) den Demokratisierungsprozeß verlangsamt, wenn nicht gar verhindert. Die kleinlichen Streitereien und Eifersüchteleien zwischen den Offizieren der konkurrierenden Waffengattungen (Heer, Marine, Luftwaffe) schildert er in gespenstischen Szenen. In ihren Phrasen, ihrer unfreiwilligen makabren Komik entlarven sich die Militärs selbst.

Das große Thema dieses Buchs ist Pazifismus und Antimilitarismus. Kunstvoll verknüpft Wahlöö die Verselbständigung des Militärapparates auf der politischen Ebene mit der psychischen Deformation durch den »Geist« der Truppe. Sinn und Selbstzweck jenes Handwerks ist Krieg führen und Menschen vernichten. Der von Wahlöö radikal geforderte Pazifismus beginnt mit der Abschaffung der Miliz. Ist das erst in Utopia machbar?

Literatur-Konkret 1981, S. 95

Gisela Elsner

»Ich zielte auf die Herzen der Menschen und traf ihr Mägen«

Upton Sinclair: »Der Dschungel«, März-Verlag, 1980, 20 Mark

Rezension

BEI Upton Sinclairs Roman: »Der Dschungel«, der vom März-Verlag neu verlegt worden ist, handelt es sich keineswegs um das Schauermärchen eines phantasiebegabten Autors. Vielmehr recherchierte Upton Sinclair gründlichst vor Ort, das heißt in den Schlachthöfen von Chicago, dem Hauptschauplatz der Handlung. Selbst die beiden litauischen Familien, deren Schicksal im Mittelpunkt des Romans steht, die Familie von Jurgis Rudkus und die Familie seiner geliebten Braut und späteren Ehefrau Ona, sind nicht frei erfunden. Sie wurden realen Vorbildern nachgezeichnet.

Zudem sind die haarsträubenden Erfahrungen, die diese beiden bäuerlichen Familien machen müssen, nachdem sie im Glauben, es dort zu Wohlstand und Ansehen bringen zu können, nach Amerika ausgewandert sind, typisch für die Auswirkungen der Kapitalentwicklung um 1900 auf die Mehrheit der Bevölkerung der USA. Die Macht lag in den Händen weniger, deren Handlungsweise so ausschließlich von Profitgier bestimmt war, daß dies unmenschliche Arbeits- und Produktionsbedingungen zur Folge hatte.

Diese Situation finden die beiden litauischen Familien bei ihrem Eintreffen in Chicago vor. Die einzelnen Familienmitglieder reihen sich in die Reservearmee der Arbeitslosen ein, die sich allmorgendlich vor den Fabriktoren versammeln. Und weil sie noch wesentlich weniger verbraucht sind als ihre Konkurrenten, bekommen sie allesamt einen Arbeitsplatz. Wegen ihrer extremen Bedürfnislosigkeit reicht der niedrige Lohn nicht nur für Ernährung und Unterkunft aus. Sie können sich zunächst noch etwas zurücklegen. Doch dies bleibt nicht lange so. Eines Tages fällt ihnen ein Reklamezettel mit der Abbildung eines kleinen Holzhauses in die Hände, das man mit einer Anzahlung kaufen und im Lauf der Jahre abbezahlen kann.

Der Erwerb solch eines Häuschens stellt für alle Familienmitglieder die Verwirklichung eines Traumes dar. Sie suchen den Makler auf und leisten mit ihren gesamten Ersparnissen eine Anzahlung auf das Haus. Damit sie die monatlichen Raten bezahlen kann, schuftet die litauische Familie aus Leibeskräften. Die Arbeit der einzelnen Familienmitglieder ist nichts anderes als eine reine Lohnsklaverei. Das 'Tempo wird von Schrittmachern vorgelegt. Bei der Akkordarbeit drücken die Vorarbeiter die Zeit. Sie verlangen die gleiche Arbeit in weniger Stunden, aber zum gleichen Lohn. Und wenn sich die Arbeiter an dieses neue Tempo gewöhnt haben, wird der Lohn gesenkt, damit er wieder zu der gekürzten Zeit paßt.

Zäh und verbissen arbeitet Jurgis bis zu dem Tag, da er erfährt, daß seine Frau einem Vorarbeiter, der das Abhängigkeitsverhältnis ausnutzte und ihr mit Entlassung drohte, sexuell willens war. Er schlägt den Vorarbeiter bewußtlos, wird festgenommen und zu dreißig Tagen Haft verurteilt. Dies hat zur Folge, daß die Familie die Raten für das Haus nicht mehr bezahlen kann. Als Jurgis aus dem Gefängnis kommt, muß er feststellen, daß das Haus einen neuen Anstrich hat und daß andere Leute darin wohnen. Er ist völlig verzweifelt.

Doch nicht genug, daß die Familie das Haus und sämtliche Ersparnisse verloren hat. Bei der Geburt ihres zweiten Kindes stirbt auch noch seine geliebte Frau, weil kein Geld für einen Arzt vorhanden war. Obwohl er völlig demoralisiert ist, geht Jurgis zur Fabrik. Er erfährt dort nicht nur, daß sein Arbeitsplatz längst vergeben ist. Er erfährt obendrein, daß er auf der schwarzen Liste der Fleischfabriken steht, weil er einen Vorarbeiter niedergeschlagen hat. Von nun an bewegt sich Jurgis fortwährend am Rande eines Abgrunds.

Zwar findet er einen Arbeitsplatz. Doch kaum daß er ihn gefunden hat, wird die Abteilung, in der er tätig war, wegen Überproduktion stillgelegt. Wieder begibt er sich auf Arbeitssuche. Wieder findet er einen Arbeitsplatz. Doch auch diesmal geht die Sache nicht gut aus. Er erleidet einen Arbeitsunfall. Er bricht sich den Arm und ist nicht nur arbeitsunfähig, sondern auch ohne Bleibe. Er muß betteln. Mit seinem Unglück wächst die Einsicht in die herrschenden Verhältnisse. Aber diese Einsicht hilft ihm zunächst nicht weiter. Vielmehr verliert er den moralischen Halt mehr und mehr.

Eines Abends geht er, um der Kälte zu entkommen und sich aufzuwärmen, zu einer Wahlveranstaltung der sozialistischen Partei. Zunächst ist er dicht daran einzuschlafen. Doch plötzlich fesseln ihn die Worte des Redners, der über Unterdrückung, Ausbeutung, über eine Veränderung der Verhältnisse, ja sogar über die Revolution spricht. Jurgis erkennt die Zustände wieder, die der Redner schildert. Er hat sie schließlich am eigenen Leib miterleben müssen. Die Rede wirkt auf ihn wie eine Erleuchtung.

Er wird Sozialist. Die Sozialisten helfen ihm in jeder Hinsicht. Er findet einen Arbeitsplatz als Hausdiener in einem Hotel, dessen Besitzer ebenfalls Sozialist ist. Und wenn er nicht arbeitet, sucht er andere vom Sozialismus zu überzeugen. »Nach außen hin verlief sein Dasein einförmig und alltäglich, er war nur ein Hausdiener und hatte keine Erwartung, jemals etwas anderes zu werden, doch im Reich der Gedanken war sein Leben ein unaufhörliches Abenteuer.«

So endet der Roman von Upton Sinclair, obwohl die darin geschilderten haarsträubenden Zustande weiterbestehen, mit einer Zuversichtlichkeit, der etwas von einer Pflichtübung anhaftet, ein Eindruck, der noch durch die Tatsache verstärkt wird, daß der Autor der Erleuchtung seines Helden einen gefühlsbetonten Exkurs Ober den Sozialismus folgen läßt. Sieht man aber davon ab, so kann man seinen Roman nur jedermann zur Lektüre empfehlen. Weil darin wahrheitsgetreu und detailliert geschildert wird, welches Unrecht, welche Willkürakte, welche Unmenschlichkeit im Kapitalismus gedeihen konnten, ist er von historischer Bedeutung.

Als er im Jahr 1906 erstmalig erschien, erregte er verdientermaßen viel Aufsehen. In der nationalen Presse wurden die geschilderten Zustände in den Schlachthöfen erörtert. Präsident Theodore Roosevelt, dem Upton Sinclair ein Exemplar des Romans schickte, lud den Autor zum Lunch ins Weiße Haus ein. Das Gespräch, das zwischen beiden stattfand, hatte zur Folge, daß zwei Referenten nach Chicago geschickt wurden, um im Auftrag des Weißen Hauses zu recherchieren.

Sie kamen mit einem Bericht zurück, der Upton Sinclairs Schilderungen bestätigte. Eine erste Gesetzgebung zur Reinerhaltung von Büchsenfleisch wurde innerhalb weniger Monate im Kongreß verabschiedet. Eine Veränderung der unmenschlichen Arbeits- und Produktionsverhältnisse wurde offensichtlich nicht für notwendig gehalten, obwohl der Roman in erster Linie hierauf Bezug nimmt.

»Ich zielte auf die Herzen der Menschen,« soll Upton Sinclair dazu gesagt haben,« und zufällig traf ich auf ihre Mägen. «

Literatur-Konkret 1981, S. 96

Gerd Fuchs

Von □ Tunix□ war nie die Rede

Peter Dahl / Rüdiger Kremer (Hg.): □ Lebensgeschichten□ , Lamuv Verlag, 19,80 Mark

Rezension

Denen, die da so gnadenlos auf der suche nach ihrer Subjektivität sind, wäre ein Buch zu empfehlen, das Peter Dahl und Rüdiger Kremer aus ihren Gesprächen mit Schreibenden zusammengestellt haben: Arbeitern wie Georg K. Glaser, Georg W. Pijet oder Adolf Schulze und Berufsschriftstellern wie Alfred Andersch, Bernt Engelmann, Karlheinz Deschner oder Henryk M. Broder.

Eine Biografie zu haben, an jedem Zeitpunkt identisch mit sich selbst zu sein, ist gewiß kein unverständlicher Wunsch. Die Frage ist, ob das zwanzigste Jahrhundert die Zeit für solche Wünsche ist. Was bleibt im Zeitalter der Weltkriege, Revolutionen, Zusammenbrüche und Katastrophen übrig von der im Begriff der Subjektivität unterstellten Kontinuität? Was von der Selbstherrlichkeit der bürgerlichen Monade als dem anderen Wort für die Unternehmerpersönlichkeit?

Nicht wenige dieser Reiseberichte in die Welt der eigenen Subjektivität erregen den Verdacht, daß jenes Ich, das da gesucht wurde, längst vorhanden war, als man aufbrach, nämlich als ideologisches Fertigteil aus bürgerlichen Zeiten, auf das das eigene Leben dann so lange zugeschnitten wurde, bis es darauf paßte, bis man eine Subjektivität zu haben glaubte, eine ganz eigene, unverwechselbare, unwiederholbare. Das Ich als Unikat. Da ist der Markt dafür gleich mitgedacht, sein Warencharakter unterstellt.

Zu lernen wäre dagegen aus den Lebensberichten, die Peter Dahl und Rüdiger Kremer zusammenstellten, nicht nur in was für Brüchen, Widersprüchen und Dissonanzen Leben in diesem Jahrhundert verlaufen sondern auch, was wirkliche Ehrlichkeit sich selbst gegenüber heißt: Diese Brüche eben nicht wegzuschwindeln im Konstrukt einer autonomen Individualität, sondern festzuhalten, offenzuhalten. Die hier auf diese Weise von sich sprechen, haben vielleicht nicht Subjektivität von der Sorte, wie sie heute so gefragt ist, die haben möglicherweise auch keine Biographie, aber sie haben ein Leben gehabt.

Dazu müssen sie allerdings etwas gewollt haben. Ob sie wie Georg K. Glaser sich mit der Trennung von Hand- und Kopfarbeit nicht abfinden wollten, sich wie Karlheinz Deschner oder Henryk M. Broder mit der schreienden Amoralität dieser Gesellschaft nicht arrangieren konnten oder wie Bernt Engelmann oder Alfred Andersch nicht nachließen in ihrem Kampf gegen den Faschismus und seine Nutznießer - indem sie kämpften, erkämpften sie sich auch eine Geschichte.

Tu nix hat keiner von ihnen gesagt.

Literatur-Konkret 1981, S. 97

Werner Heine

Petra Annababi

Clarie Sterling: Das internationale Terror-Netz, Scherz-Verlag, 29,80 Mark

Rezension

Die Zeit rechnet jetzt nach Jahren des Schreckens, und wir leben gerade im zweiten Jahrzehnt. Denn was sind etwa Guernica oder Majdanek gegen die Untaten der Petra Krause? Der richtige Schrecken begann erst so ab 1968: »Der Terrorismus wurde im ersten Jahrzehnt des Schreckens zur Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln: billiger, sicherer und nicht weniger verhängnisvoll.« Das schreibt Claire Sterling in ihrem Buch »Das internationale Terror-Netz«.

Petra Krause oder - unter uns Terroristen-»Annababi« - nimmt in diesem Schreckensbuch ein ganzes Kapitel in Anspruch. Sie war ja nicht nur vorübergehend Waffenlieferantin für die RAF, sondern sie hatte auch mal für den italienischen Verleger Feltrinelli gearbeitet. Feltrinelli, dem ein weiteres Kapitel gewidmet ist, fuhr aber oft nach Cuba und traf dort Fidel Castro. Und von wem erhält Castro seine Befehle, na?

General Bastian erhält nach einem Schaubild des Bundesverteidigungsministeriums seine Anweisungen fast unmittelbar aus dem Kreml. Nicht anders scheint es mit Petra Krause gewesen zu sein, von der Claire Sterling berichtet, sie habe die ersten drei Jahre ihres Lebens in Auschwitz verbracht, wo ihre Eltern in die Gaskammer gingen. Sie habe zufällig überlebt. Schlußfolgerung: »Die Schrecken ihrer Kindheit hatten ihr naheliegenderweise eine Neigung für linke Ansichten hinterlassen, die sich verstärkte, als sie älter wurde.«

Wer nach sowas noch weiterlesen will, erfährt eine Reihe von Details über »Carlos«, die PLO, die IRA und die RAF. Claire Sterling ist nämlich Rom-Korrespondentin von »Newsweek«, »New York Times«, »Harper's« und der »International Herald Tribune«, also Zeitungen mit guten Archiven. Wer erinnerte sich zum Beispiel, daß der französische Geheimdienst 1980 entschlüsselt haben will, daß »das Terroristen-Netz ein großes Depot mit Pistolen, Maschinenpistolen und Handgranaten in Ostdeutschland besitzt oder besaß«.

Claire Sterling zitiert es uns aus der »Welt«. Denn aller Terrorismus geht von Moskau aus. Das sagt, zitiert nach Claire Sterling, auch Dr. Horchem vom westdeutschen Verfassungsschutz: »Der KGB steuert den internationalen Terrorismus.« Was das ist, sagt Claire Sterling gleich im Vorwort: »Immer wieder sind echte linke Befreiungsbewegungen abgeglitten über die Grenzlinie zwischen organisiertem Widerstand und terroristischer Gewalt. «

Petra Krause war schließlich auch mal bei den Terroristen in Ex-Angola. Die Terroristen von Nicaragua kamen an die Macht, weil »die Umstände« den Sandinisten »die Revolution praktisch aufzwangen«. In Europa ist es nicht besser: »Jeder zornige junge Italiener kann dieser Tage Terrorist werden« und sich dann »geschäftig der Demontage der westlichen Gesellschaft« widmen. Denn allein darum gehts.

Ich bin ein Terrorist, Madame.

Literatur-Konkret 1981, S. 97

KONKRET Literaturtips

DEUTSCHUNTERRICHT

Rosemarie M. Rigol u.a. (Hg.): Praxis des Deutschunterrichts in der Grundschule. Von Zielvorstellungen zum Üben. Herderbücherei, DM 12,90

Zielvorstellung der Herausgeber: Förderung der Kommunikationsfähigkeit in der Primarstufe. Der Band enthält eine Fülle von Anregungen für die Planung und Gestaltung des Deutschunterrichts. Geeignet für Studenten und Praktiker.

Ernst Nündel: Kompendium Didaktik Deutsch. Ehrenwirth, DM 14,--

Unter Verzicht auf den Fachjargon didaktischer Veröffentlichungen gibt Nündel eine stenographische Darstellung über die Geschichte des Deutschunterrichts, Methoden der Didaktik, Leistungsmessung, Planung und Nachbereitung des Unterrichts. Für Studenten geschrieben, denen das Buch »Orientierungshilfe sein soll in einem unübersichtlichen Arbeitsfeld«.

Albrecht Schau u.a.: Kritisches Deutschlehrerstudium. Grundkurs und Arbeitsbuch für Studienanfänger. Beltz, DM 18,--

Gut lesbare Hilfe für den Studienanfänger. Enthält ein nützliches und ausführliches Beispiel für die Behandlung eines Gedichts im Deutschunterricht - die Analyse von Alfred Anderschs »Artikel 3 (3)«. Konkrete Studienhilfen »stellen nicht die Sache Deutschlehrer-Studium, sondern den Studienanfänger selbst in den Vordergrund.«

Peter Stein (Hg.): Wieviel Literatur brauchen Schüler? Kritische Bilanz und neue Perspektiven des Literaturunterrichts. Metzler, DM 19,80

Zum Streit der Fachdidaktik der 70er Jahre, wer nun literarisch kompetent sei: der Literaturwissenschaftler, der Fachdidaktiker, der literaturwissenschaftlich gebildete Didaktiker oder der Philosoph. Gleichzeitig Versuch, Perspektiven einer fortschrittlichen Literaturdidaktik aufzuzeigen. Mit Beiträgen von Christa Bürger Über »Literaturunterricht und Subjektivität«, Karl-Heinz Fingerhut über das »Lernen an der Biographie von Texten« sowie Klaus Hildebrandt über das Bremer Kollektiv. Pflichtlektüre für den Deutschlehrer, der sinnvolle Begründungen für den Umgang mit Literatur zu entwickeln bemüht ist.

Gundel Mattenklott: Literarische Geselligkeit. Schreiben in der Schule. Mit Texten von Jugendlieben und Vorschlägen für den Unterricht. Metzler, DM 32,-

Umfassende Darstellung über das Schreiben »als Strategie, unsere Wünsche nicht als der Wirklichkeit unangemessen zu sublimieren, sondern sie zu formulieren«. Im Zentrum des Bandes steht eine Dokumentation des »Workshops Schreiben«, den die Verfasserin an Berliner Schulen durchgeführt hat. Die Autorin empfiehlt Schreiben - auch in Anlehnung an reformpädagogische Versuche mit kreativem Schreiben - »zur Entwicklung von Genuß- und Wahrnehmungsfähigkeit«.

Juliane Eckhardt: Der Lehrplan des Deutschunterrichts. Lernbereichskonstruktion und Lernzielbestimmung unter gesellschaftlich-historischem Aspekt. Beltz, DM 44,80

Eine übersichtliche Geschichte des Deutschunterrichts von der Lateinschule des 18. Jahrhunderts, von der Lernzielbestimmung nach der gescheiterten Revolution 1848, über nationale Strömungen, über den Deutschunterricht im Zeichen verschärfter Klassengegensätze bis 1933, Deutschunterricht im Faschismus bis heute. Aufgezeigt wird, daß Lehrpläne und Lernziele des Deutschunterrichts stets maßgeblich von gesellschaftspolitischen Interessen der Herrschenden geprägt wurden.

Kaspar H. Spinner (Hg): Identität und Deutschunterricht. Vandenhoeck DM 3.80

Über Deutschunterricht unter identitätsförderndem Aspekt: Die neu in Gang gekommene didaktische Diskussion hat deutlich gemacht, daß Lernzieltheorien und die Orientierung an gesellschaftlichen Fragestellungen im Deutschunterricht

die Individualität des Schülers nicht mehr berücksichtigen. Dazu Texte über entwicklungsspezifische Unterschiede im Textverstehen und über Identitätsgewinnung als Aspekt des Aufsatzunterrichts.

Peter Gerdes u. a. (Hg): Demokratische Alternativen der Deutschlehrerausbildung. Pahl-Rugenstein DM 12.80

Darstellung der Abhängigkeit des Wissenschaftsbetriebs von Verwertungsinteressen des Großkapitals: Empfehlungen des Wissenschaftsrates auf der einen, bildungspolitische Erwartungen der Unternehmerverbände auf der anderen Seite. Interessante Lektüre zum Thema »Reform der Oberstufenreform«, die Aufsätze von Hermann Helmers, Thomas Metscher und Thesen von Gerd Maltenklott enthält wie auch die DGB-Leitsätze zur Studienreform.

Guido Karutz, Wolfgang Schulte: Hilfen für erste Deutschstunden. Planung, Durchführung, Analyse, Arbeitshilfen. Klett, DM 16.--

Zwei Deutschlehrer geben hier v. a. Referendaren und jungen Kollegen pragmatisch Formulierungshilfen für Hospitationen: Ablauf einer Stunde, Medieneinsatz, Problem der Disziplin. Nützliche Empfehlungen zur Vermeidung von Anfängerfehlern enthält der Band ebenso wie komplette Unterrichtsentwürfe, Jahresplanungen, Themenvorschläge und vieles mehr. Verschiedene Methodiken und Didaktiken werden präsentiert.

Jürgen Kreft, Klaus Wellner, Peter Vollertsen: Der Schüler als Leser. Schöningh, DM 17,80

Plädoyer für weniger Wissenschaftlichkeit im Unterricht. Auswahl von Texten im Hinblick auf aktuelle Entwicklungsprobleme von Schülern unter der Leitfrage, wieweit sich Schüler und Studenten in der Auseinandersetzung mit literarischen Texten in Schule und Uni als interpretierende Subjekte unter Berücksichtigung entwicklungspsychologischer und institutioneller Gegebenheiten präsentieren. Dabei auch eine Untersuchung von Abwehrmechanismen, die bei der schulischen Rezeption literarischer Texte wirksam werden.

POLITIK

Wallraff, Günter: Das BILD-Handbuch, Konkret Literatur Verlag, Hamburg, DM 15,--

Es wirkte wie ein schlechter Scherz, als »Bild«-Verleger Springer in einem Interview gestand, er leide wie ein Hund unter der menschenverachtenden Berichterstattung von »Bild«. Es ist ein Skandal für den Bundestag und sein fehlendes Pressegesetz, für die Publizistik-Wissenschaft und für die westdeutsche Justiz, daß erst der Schriftsteller Wallraff aus Köln kommen mußte, um grobe Mißstände bei »Bild« zu enthüllen und dafür erst in dritter Instanz vor dem Bundesgerichtshof rechtliche Anerkennung fand. In seinem dritten und wohl abschließenden »Bild«-Buch dokumentiert Wallraff wieder viele Fälle aus der »professionellen Fälscherwerkstatt«. Vom Wunderheiler Köhnlechner in München bis zur Kampagne gegen den Hamburger Bürgermeister Klose.

Das »Bild«-Handbuch ist aber mehr als eine Fortsetzung der vorangegangenen Enthüllungsbücher. Es dokumentiert die Gegen-»Bild«-Aktivitäten und gibt praktische Ratschläge, was man gegen verfälschende »Bild«-Berichterstattung tun kann. Es ist auch ein Nachschlagewerk über die Entstehung und Entwicklung eines Presse-Konzerns, der in der Bundesrepublik Geschichte gemacht hat und stets in vorderster Reihe der Reaktion stand. Hier kann man nachlesen, wie alles anfing, nach 1945. Wer mehr über Springer und sein »Bild« lesen will, findet dazu weiterführende Literaturhinweise.

Diese Erweiterungen gegenüber den ersten »Bild«-Büchern rechtfertigen durchaus den anspruchsvollen Titel Handbuch. Das Buch ist spannend geschrieben, leicht lesbar, gut dokumentiert und sorgfältig ausgestattet. Hoffentlich bleibt es nicht in den Klauen der Springer'schen Verfolgungsjustiz hängen!

Heinrich Loth, Sklaverei. Die Geschichte des Sklavenhandels zwischen Afrika und Amerika, Peter Hammer Verlag, DM 16,80

Literatur für eine neue Wirklichkeit. Bibliographie und Geschichte des Verlags J.H.W. Dietz Nachf. 1881-1981, hg. v. Brigitte Emig u.a. Dietz, DM 48,-

Vor 100 Jahren gründete J.H.W. Dietz in Stuttgart den späteren Parteiverlag der SPD. Die zu diesem Jubiläum vorgelegte vollständige Bibliographie enthält neben den Dietz-Publikationen auch die von Verlagen. die mit dein Dietz-Verlag politisch und rechtlich verbunden waren: Buchhandlung Vorwärts, Volksbuchhandlung Hottingen in Zürich, German Cooperative Printing and Publ. Co. London, Berliner Arbeiterbibliothek, Verlagsgenossenschaft »Freiheit«, Arbeiterjugend-

Verlag, Der Bilcherkreis. Mit dieser aufwendigen Bibliographie von ca. 3.500 Titeln macht der Dietz-Verlag ein wesentliches Stück Kulturgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung wieder zusätzlich. Die wichtigste Neuerscheinung des Verlags in diesem Jahr!

Engelmann, Bernt, Wir sind wieder wer. Auf dem Weg ins Wirtschaftswunderland, C. Bertelsmann, DM 36.-

Als Anschlußband zu seinem vorjährigen Geschichtsbuch aber die unmittelbare Nachkriegszeit Westdeutschlands von 1945-1930 leg Engelmann ein Buch aber die Bundesrepublik in der Ära Adenauer von 1949-1%1 vor. Das Werk beginnt mit der Ausgangslage nach der Spaltung, der Währungsreform und der Bildung der Regierung Adenauer 1949. Den Schluß bildet das »Ende eines Traumes«, der Bau der Mauer in Berlin. Engelmanns Darstellungsweise in seinen vorangegangenen Anti-Geschichtsbüchern entsprechend wird auch in diesem Buch die Kritik an den Verhältnissen mit der Kritik an Personen verbunden. Engelmann zeichnet ein Panoramabild der 50er Jahre mit dem Führungspersonal im Vordergrund: Adenauer und seine Minister, die großen Entscheidungen und die großen Affären. Neben »denen da oben« kommen natürlich auch »die da unten« ins Bild: die Arbeiter mit ihrem bescheidenen Lohn, ihrer 2-Zimmer Neubauwohnung und dem Kühlschrank auf Teilzahlung. Zu den wiederaufgestiegenen »alten Kämpfern« der NS-Zeit kommen die Opfer einer verfehlten Wiedergutmachungspraxis. Als Positivum vermerkt Engelmann den politischen Protest der Schriftsteller der »Gruppe 47«, die in der Ära Adenauer literarisch tonangebend war. Kein geschichtswissenschaftlich unangreifbares, sondern ein parteiliches, gut lesbares Geschichtsbuch.

Der unvergessene Krieg, v. Michael Eickhoff, Wilhelm Pagels u. Willy Reschl, Verlagsgesellschaft Schulfernsehen, DM 19,80

Das offizielle Begleitbuch zu der 15-teiligen Fernsehserie bringt Erläuterungen, Fotos und Dokumente zu jeder einzelnen Folge. Der Text wird ergänzt durch zwei vorgeschaltete Kapitel über die Entstehung und Wirkung der Fernsehserie und über die Vorgeschichte des deutsch-sowjetischen Krieges. Eine weitere Ergänzung bilden Interviews mit Experten zu den einzelnen Folgen und eine Schlußdiskussion. Besonderes Gewicht erhält dieser Band dadurch, daß er von den Bearbeitern der Fernsehserie maßgeblich gestaltet wurde. Vielleicht ist er deswegen stellenweise »zu ausgewogen«.

Der Krieg im Osten 1941-45, v. Michael Bartsch, Hans-Frieder Schebesch und Rainer Scheppelmann, Pahl-Rugenstein, DM 19,80

Das zweite Buch zur Fernsehserie ist ebenfalls sehr stark auf die einzelnen Folgen der Sendung ausgerichtet und dokumentiert auch die vier vom westdeutschen Fernsehen nicht übernommenen Folgen. Dem Hauptteil ist ein Einführungsteil über den Weg zum Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 vorangestellt . Der Band bringt sehr gute Erläuterungen, Bilder und Dokumente. Der Westdeutsche Rundfunk scheint sich über die äußere, dem zuerst genannten offiziellen Werk entsprechende Aufmachung und Gliederung so geärgert zu haben, daß dieses Buch in den Literaturempfehlungen der Einführungssendung weggelassen wurde.

Salisbury, Harrison E., Die Ostfront. Der unvergessene Krieg, Molden, DM 39,--

Nicht so nah an den Fernsehfolgen orientiert ist das dritte Begleitbuch. Die Bild-Text-Dokumentation Salisburys ist aber deswegen besonders authentisch, weil er als amerikanischer Kriegskorrespondent den Krieg an der sowjetischen Front selbst erlebt hat.

Dallin, Alexander, Deutsche Herrschaft in Rußland 1941-1945, Athenäum-Droste Taschenbuch Geschichte, DM 28,-

Der Jahrestag des Angriffs auf die Sowjetunion bildet den Anlaß für den unveränderten Nachdruck dieser bisher besten Gesamtdarstellung über die deutsche Besatzungspolitik und die deutschen Kriegsziele im Osten. Die Erstauflage erschien 1957 in den USA.

Friedrich G. Kürbisch (Hg.) Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Sozialreportagen 1918-1945. Erkundungen in einem unbekannten Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute, Dietz Verlag, je DM 19,80

Sozialreportagen von 1918 bis heute sammelte Friedrich G. Kürbisch. Der erste Band erschien im Frühjahr, der zweite erscheint in Kürze. Ernst Toller, Kitsch, Weinert, Bredel, Polgar und andere, Unbekannte, Betroffene, die genau hinsehen und mitleiden konnten. Sie berichten vom Fließband bei Ford 1926, aus den Behausungen der Bergleute, über das Weimar des späteren NS-Innenministers Frick, über den Einfluß der Faschisten auf die Jugend. Geschichte aus erster Hand. Ein

Buch, das nicht zuletzt die Gattung selbst dokumentiert, bis hin zur Nazi-Reportage.

Norgard Kohlhagen: Nicht nur dem Manne untertan. Frauen, die die Welt veränderten, S. Fischer-Verlag, DM 9,80

Das würde ich meiner Tochter zum Geburtstag schenken, wenn ich eine hatte, oder meiner Schwester, wenn ihr Alter sie zum soundsovieltenmal mit dem Abendessen hat sitzen lassen. Hier rumpelt kein akademischer weiblicher Wasserkopf, noch erfährt ein bereits ermüdender Markt Aufklärung darüber, daß der Penis eigentlich eine krankhaft vergrößerte Klitoris ist. Hier zeichnet eine Frau, die zu allem Überfluß auch noch schreiben kann, lebhaft und genau die Lebensgeschichten von 20 Frauen nach, die nicht bloß Geschichten, sondern Geschichte gemacht haben. Wer geglaubt hat, er kenne sie längst, die Mary Wollstonecraft, Wera Figner, Clara Zetkin, Maria Montessori, der lernt sie hier kennen, und zwar nicht bloß in ihrer feministischen Sendung, sondern verstrickt, wie sie waren, in konkrete politische Kämpfe ihrer Zeit ebenso wie in quälende private Zumutungen. Ein Buch über Vorbilder, als Anleitung zum Handeln.

Hermann Peter Piwitt

Dorlies Pollmann / Edith Laudowicz (Hg.): Weil ich das Leben liebe... Persönliches und Politisches aus dem Leben engagierter Frauen, Pahl-Rugenstein DM 14,80

Die Trennung von Frauenfrage und politischen Problemen hat schon einmal verhängnisvolle Folgen gehabt, als die meisten bürgerlichen Frauenorganisationen 1933/34 widerstandslos in die NS-Frauenschaft eingegliedert und gleichgeschaltet worden konnten und durch ihre Haltung zur Unterstützung des NS-Regimes beitrugen. Die heutigen Pläne, zum Beispiel Frauen in die Bundeswehr zu integrieren, sind nicht nur eine Herausforderung, sondern verdeutlichen die Notwendigkeit, sich mit der Geschichte des Widerstandskampfes und den früheren Friedensbewegungen von Frauen auseinanderzusetzen.

Hildegard Wohlgemuth (Hg.): Frieden: Mehr als ein Wort, Rowohlt, ca. DM 5,80

Eine Sammlung von Gedichten und Geschichten zum Frieden mit Beiträgen von u.a.: Hans Dieter Hüsch, Marie Marcks, Peggy Parnass, Peter-Paul Zahl und Gerda Zorn.

DDR

Behn, Manfred (HII.): Geschichten aus der Geschichte der DDR 1949-1979, Luchterhand, DM 14,80

30 Jahre Bundesrepublik und 30 Jahre DDR bildeten den Anlaß für die Herausgabe von zwei Sammelbänden über die Geschichte der Alltagsrealität in den beiden deutschen Staaten im Spiegel der Literatur. Als Gegenstück zu dem im Vorjahr erschienenen Band von Klaus Roehler aber die Bundesrepublik (SL Nr. 300) legt der Hamburger DDR-Literaturforscher Beim den DDR-Band vor. Der Band gibt Zeitkolorit, Konstanten und Veränderungen des Alltagsbewußtseins und Reaktionen auf die hohe Politik der DDR in einer gelungenen Auswahl wieder. Die zeitweilig in der DDR geschätzte Schönfarberei in der Belletristik kommt in diesem Band nicht vor.

Emmerich, Wolfgang: Kleine Literaturgeschichte der DDR, Luchterhand, DM 15,80

Die Entwicklung der DDR-Literatur vom Nullpunkt im Jahre 1945 bis zur Gegenwart analysiert der Bremer Literaturwissenschaftler konsequent in ihrer Geschichtlichkeit. Er beschreibt die Entwicklung der DDR-Literatur als Emanzipationsentwicklung von der Haltung des Verdrängens und Verschweigens und des didaktischen Gestus' zu Haltungen des erkennenden Experimentierens. Eine synoptische Zeittafel, eine ausführliche Bibliographie und ein Personenregister runden diese gelungene handbuchartige Darstellung ab.

FRIEDEN

Bittorf, Wilhelm (Hg.): Nachrüstung. Der Atomkrieg rückt näher, Rowohlt, Spiegel-Buch 20, DM 14,-

Zu den Publikationsorganen, die sich in der Bundesrepublik gegen die sog. Nachrüstung wenden, gehört auch Augsteins »Spiegel«. Das Buch gibt Wilhelm Bittorfs »Spiegel«-Serie »Schießplatz der Supermächte - Die sowjetische Bedrohung Westeuropas und die Nachrüstung« wieder. Außerdem wurden vier Kommentare Augsteins und einige kritische Beiträge amerikanischer Autoren und im Anhang der Text des Doppelbeschlusses mit den Argumenten der Bundesregierung in den Band aufgenommen.

Lutz, Dieter S. und Dorothee Gremliza (Hg.): Rüstung zum Tode, Konkret Literatur Verlag, DM 12,--

In diesem Sammelband sprechen sich prominente Friedensforscher und Publizisten natürlich gegen die »Rüstung zum Tode« und gegen die Nachrüstung aus. G. Bastian und A. Guha setzen sich kritisch mit der bundesdeutschen Sicherheitspolitik und dem Nachrüstungsbeschluß auseinander. D. Lutz verbindet seine Kritik der Nachrüstung mit einer Analyse des nuklearen Kräfteverhältnisses in Europa. Die historische Dimension des atomaren Rüstungswettlaufs in Europa seit 1945 beschreibt K. Dorner. D. Senghaas untersucht skeptisch die Frage, ob es Chancen für erfolgreiche Rüstungskontrollverhandlungen angesichts der Militärdoktrin der »flexiblen Antwort« geben kann. Der Osloer Friedensforscher J. Galtung entwirft zwölf Thesen zu einer alternativen Verteidigung Westeuropas. H. Birckenbach und C. Wellmann stellen das Konzept du einseitigen Abrüstung vor, das in der Diskussion ein um so größeres Gewicht erhält, je geringer die Aussichten auf erfolgreiche Rüstungssteuerungsverhandlungen werden.

Lutz, Dieter S., Weltkrieg wider Willen? Eine Kräftevergleichsanalyse der Nuklearwaffen in und für Europa, rororo aktuell 4934, DM 10,80

Lutz' Zielperspektive ist die Sicherung des Friedens in Europa durch kooperative Rüstungssteuerungsvereinbarungen mit den Staaten der Warschauer Vertrag Organisation (WVO). Für seine Kräftevergleichsanalyse hat er sich zwei Leitfragen gestellt: Gibt es eine gefährliche atomare Überlegenheit der WVO in Europa? Führt ein Mehr an Nuklearraketen in Westeuropa zu einem Mehr an strategischer Sicherheit und Stabilität? Die Antwort auf beide Fragen lautet: Nein. Im Gegenteil, die Forcierung des Wettrüstens erhöht das Risiko eines Weltkriegs wider Willen. Lutz plädiert dafür, die Risikobereitschaft zum Krieg durch die Risikobereitschaft zum Frieden zu ersetzen. Eine beeindruckend fundierte wissenschaftliche Arbeit, die nicht immer leicht lesbar ist.

Mechtersbeimer, Alfred (Hg.), Nachrüsten? Dokumente und Positionen zum Nato-Doppelbeschluß, rororo aktuell 4940, DM 8,80

CSU-Mitglied Mechtersheimer gehört zu den ersten und eifrigsten Warnern vor den gefährlichen Folgen des Nachrüstungsbeschlusses. In diesem Band bezieht er nicht selbst Stellung. sondern dokumentiert den Beschluß und 60 Stellungnahmen mit Argumenten dafür und dagegen von Regierungen, Parteien, Kirchen, Gewerkschaften und Friedensinitiativen. Eine sehr informative Zusammenstellung.

Bastian, Gert, Ist der nukleare Rüstungswettlauf unvermeidbar? Dokumente, hg. von Klang Hübotter, M. Klaußner, Fürth, DM 14,80

Klaus Hübotter hat Reden und Interviews des ehemaligen Bundeswehrgenerals Bastian, der wegen seines Widerstands gegen den Nachrüstungsbeschluß pensioniert wurde, sowie zusätzliche Dokumente aus der Tagespresse in diesem Band zusammengestellt. Die Antwort auf die Titel-Frage lautet natürlich: Ja. Deshalb werden die Leser am Ende aufgefordert, den Krefelder Appell zu unterzeichnen.